



DEUTSCHES
KÜNSTLER-ALBUM

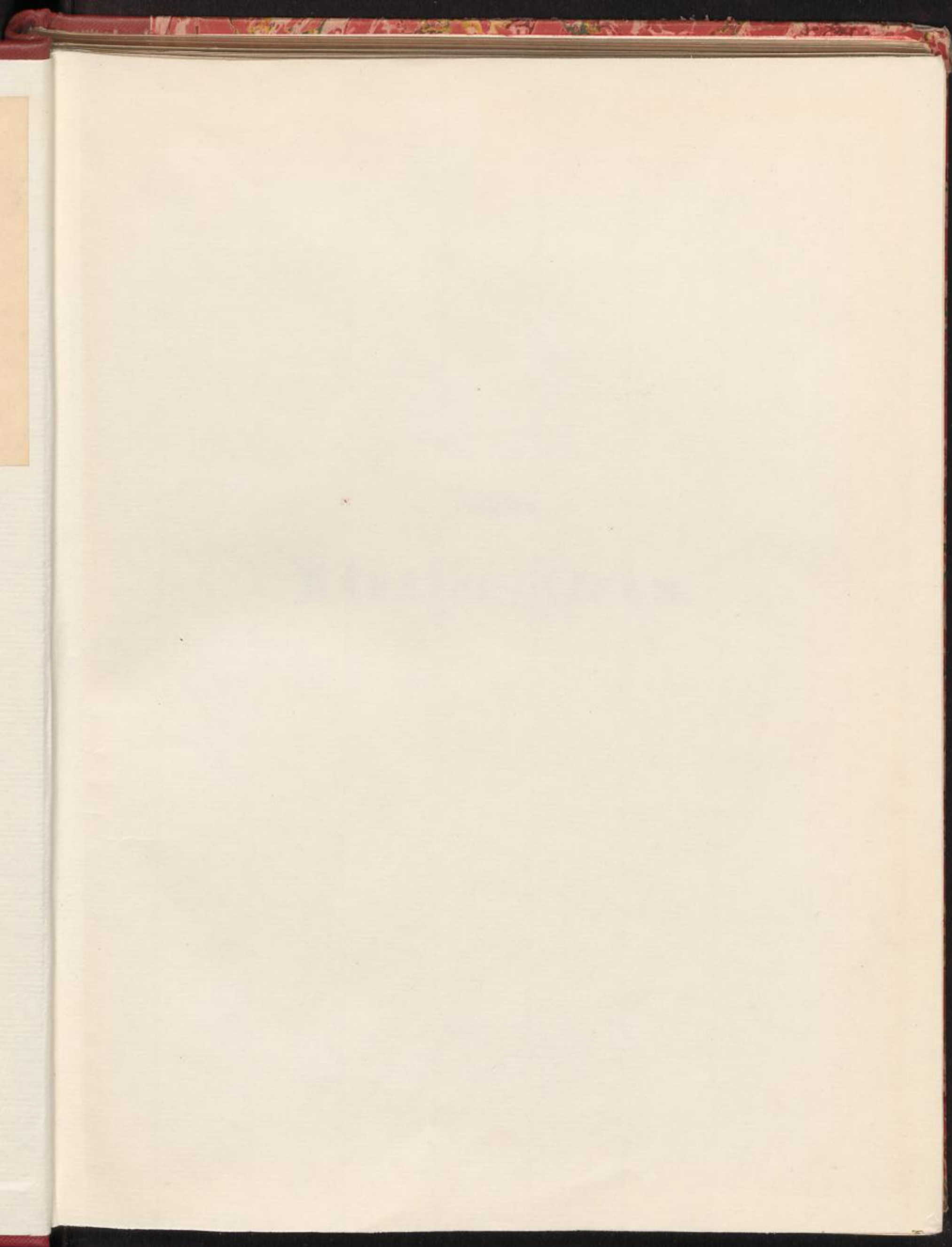
Sammlung



Alfred Flechtheim

+4068 192 01

Nicht ausleihbar





Waldschloss

14

Deutsches

K ü n s t l e r - A l b u m .





RAPHAEL

GENRE

BIBEL

LANDSCHAFT

GESCHICHTE

Deutsches
Künstler Album.
1877

DIE ALTE U. NEUE AKADEMIE

ZU

DÜSSELDORF.

G. Schuren fec.

Lith. Anst. v. Bräunlich & Baumann.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Deutsches
Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

Neue Folge des „Düsseldorfer Künstler-Album“: Behuter Band.

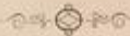
Der ganzen Serie sechsundzwanzigster Jahrgang.

Der Text gesammelt und herausgegeben

von

893/70

Ernst Scherenberg.



Düsseldorf.
Verlag von Breidenbach & Baumann.
1877.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

H. W. 637^(4.1) (10)

2



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf 1903.



„Im wunderschönen Monat Mai.“

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



Nach einem Bilde von Andreas Achenbach.

Tab. v. R. Dillens

Norwegische Landschaft.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gen. Elisabeth Jentsch-Bonnet.

A. Litzman lit.

Christliche Märtyrinnen in den Katakomben Roms.



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gez. v. E. Tetzner.

C. Sussnapp lith.

Beim Trödler.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gez. v. J. Straub.

lit. v. M. Uffers.

Der Pilger von St. Just.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. W. A. Schütz.

A. Lüttmann lith.

In dunkeln Träumen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



A. Lötters lith.

gr. v. Alb. Beer

Szene aus E. T. A. Hoffmann's „Märchen von der harten Nuss.“

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. Oswald. Achenbach.

H. Ullrich lith.

Der Konstantinsbogen bei Mondsee.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. M. Treuenfels

C. Süssmapp lith.

Vor dem Posthause.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gez. v. M. Wilberg.

lit. v. M. Ulfers.

Hapachens Mussestunden.



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



Gen. v. d. Hubner.

W einlese.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. W. Friedrich

lit. Steinhilber lith.

Szene aus Shakespeares „Was ihr wollt“.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Zum Andenken Ferdinand Freiligrath's.



Die Stunde kommt — sie ist gekommen,
Wo ihr am Grabe steht und klagt
Um ihn, der, jäh hinweggenommen,
Für immer dieser Welt entsagt;
Um ihn, der viel um euch gelitten
Auf seines Lebens rauher Bahn;
Ihr hattet viel ihm abzubitten,
Nun klagt, daß ihr es nicht gethan.

Ia klaget, daß ihr ihn im Leben
An seiner Liebe nicht erkannt,
Die, treu dem Vaterland ergeben,
So reich in Laub und Blüten stand.
Ihr stauntet wohl die Pracht der Bilder,
Die lohe Gluth der Farben an;
Doch immer blieb er euch ein wilder,
Ein leidenschaftsregter Mann.

Ihr hörtet Brausen nur und Schnauben,
Wo wir vernahmen Lenzeshauch;
O was er pries als seinen Glauben,
War unser aller Hoffen auch.
Er stand auf einer höher'n Warte,
Als auf der Finne der Partei,
Selbst als er mit der Sturmstandarte
Kampflosung gab und Feldgeschrei.

Wenn wieder zu der Freiheit Thaten,
Mein deutsches Volk, du dich ermannst,
Laß dich von Freiligrath berathen:
O lieb' so lang' du lieben kannst!
Was hülf es euch, wenn im Getriebe
Des Kampfs ihr auch die Welt gewönnt
Und hättet nicht ein Herz voll Liebe? —
O liebt, so lang' ihr lieben könnt!

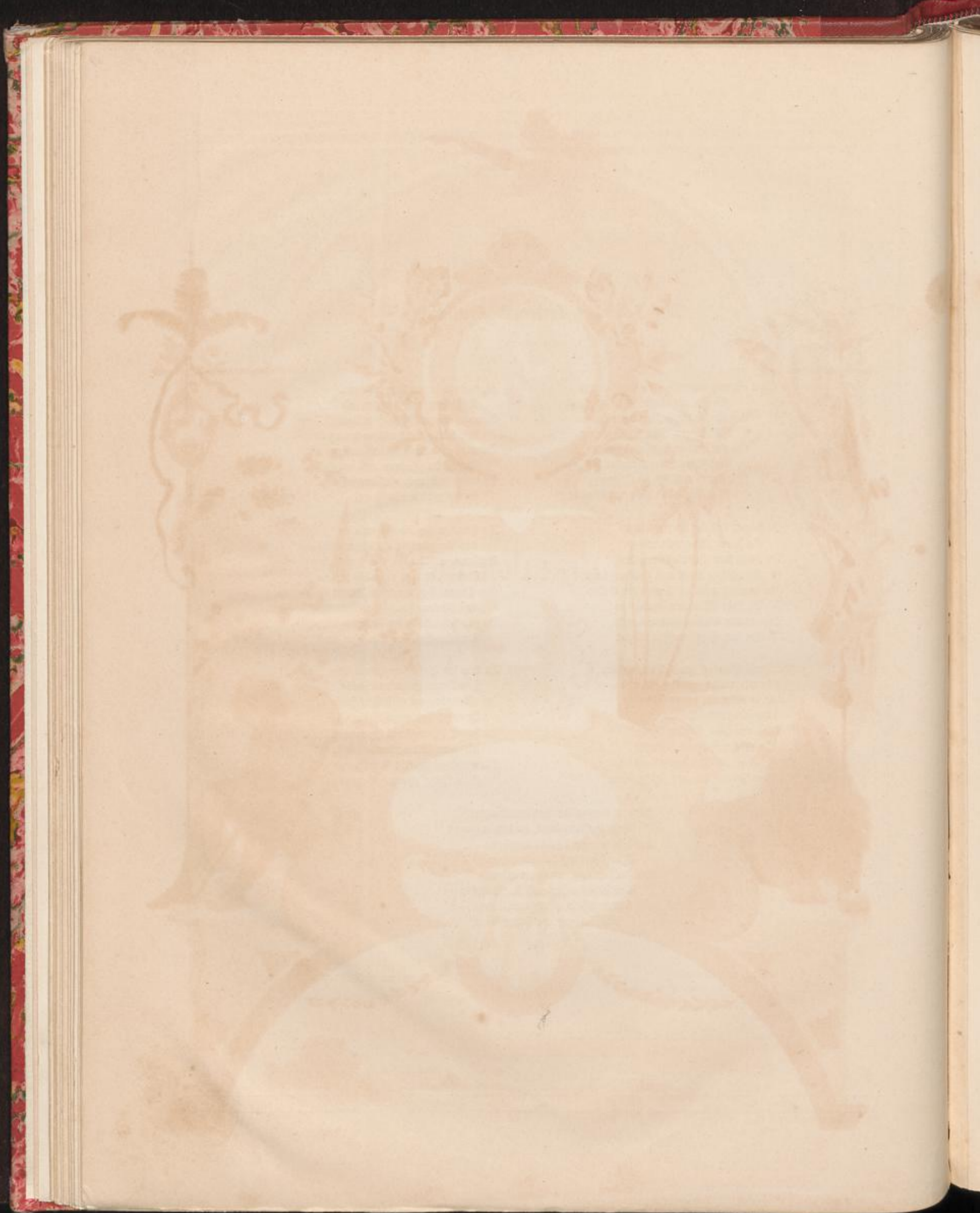
O, daß ihr seiner Herzenstreue
Nachseher nicht gewesen seid!
Nun erst erkennt ihr tief in Reue,
Wie Liebe zürnt und doch verzeiht.
Denn ob er auch in heißen Liedern
Den Zorn gesungen und den Haß:
Er hat geliebt auch ohn' Erwiedern,
Er hat geliebt ohn' Unterlaß.

Da habt ihr ihn hinausgetrieben
Und ihn gekehmt als bösen Feind,
Weil euch zu stürmisch war sein Lieben; —
O Gott, es war nicht böß gemeint!
Zur Themse floh der treue Ritter,
Vor Thränen schwieg sein Liedermund; —
Da gab sich endlich im Gewitter
Der alte Gott der Deutschen kund.

Da kam der Sohn der rothen Erde
Ins theure Vaterland zurück,
Im Schwabengau an stillem Herde
Erwuchs ihm neues Lebensglück.
Da hat er seinen Groll bezwungen,
Als neue Wunderthat geschah:
Wie Siegesgeschmetter ist erklingen
Sein Lied: „Hurrah Germania!“

Köln, im März 1876.

Sermann Grieben.





F. FREILIGRATH.

Die Palme dort,
 Der Wüstenstaub verweht! -
 Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
 Ein Anderer und doch derselbe.

16. 17 Juni 1810. † 18 März 1870

England

E. Scheuren f.

Alexis Aar in Dresden.

Venus von Melos.



I.

Wie so dicht und tiefblau schließt der Abendhimmel
Ueber rotherglühten Fluthen seine Vogen!
Wie so würzig dufend zieht die feuchte Seelust!
Sieh! der untergehenden Sonne letzte Strahlen
Winden sich wie riel'ge Purpurschlangen
Ueber's schaumgekrönte, wallende Gewässer.
Hoch am Himmel stehn verstreute, ros'ge Wölkchen,
Aus dem Meere aber tauchen, weit vereinzelt,
Dunkle, vielgestalt'ge, schroffe Felseninseln.
Meer von Hellas! Seid gegrüßt, ägeische Fluthen!

Wie die Vogenberge sprizend überschäumen,
Golddurchglüht vom letzten Strahl der Abendsonne!
Solchem zaubervollen Schaum bist du entstiegen,
Aphrodite, ein Geschenk der Welt zu bringen,
All dem Rest der Erdengüter unvergleichbar,
Ein Geschenk voll Göttereligkeit, — die Liebe,
Die, entbrannt am süßen Reiz holdsel'ger Formen,
Sinnig-tiefe Menschenherzen trieb, zu träumen
Von der menschlichen Vollendung Glanzidolen.

II.

Das ist Melos' Küste! Tief ins Meer hernieder
Hängen seine schwarzen Felsen, wild zerklüftet.
Fern hin zieht des Ufers Rand sich, reich an Buchten.
Steig aus deinem Schiffe, Wanderer, denn du nahest
Hier auch gastlichen hellenischen Gefilden!
Steile Bergespfade führen auf zur Höhe.
Weicher Rasen deckt den Boden, dunkler Lorbeer
Schmückt mit dichten Büschen sonn'ge Felsenlehnen.

Auf dem grünen Abhang sitzt ein schlankes Mädchen,
Daidalos, der schwarzgelockte, ihr zu Füßen.
Seine Augen leuchten von der Gluth der Seele,
Seine Hand schuf künstlerischen Meißelschlages
Aus dem Stein, dem kalten, todtten, lebenswarme
Leiber einst, vollendet schöne Huldgestalten.
Aber müßig ward er jüngst, da er das Mädchen,
Das an seiner Seite sitzt, gesehn, — Melitta,
Sie, das schönste Kind von Melos mit den großen,
Wunderlichen Augen und den blonden Locken.
Aus dem kleinen, kindlich-ersten Mädchenantlitz
Schaut sie ihm verwundert fragend in die Augen:
„Fremder Mann, was hast du mir gethan? Was hast du
Selbst an mir gefunden?“ — O die stolzen Lippen!
Dieses Kinns entzückendes Oval! Eröthend
Wird sie nieder, — ist's das Roth der Abendsonne?
Ist es, weil der bleiche Jüngling voll Begeisterung
Seinen Arm um ihren Nacken schlingt und flüstert:
„Meines Herzens Flammen lodern heiß begehrl'ch
Nach der Schönheit höchstem Ziel! Vollendung such' ich,
Als am Marmor bildend meine Hand sich regte.
Doch — wär's auch vollendeter noch, was ich schaffe, —
Kalt und leblos immer starrt mich's an, der Marmor
Bleibt Gestein, das Ideal ist ohne Leben.
Da erblick' ich dich, Geliebte, und mich fasten
Sehnsuchtsvolle Liebeschauer: dir zu folgen,
Nieth das Herz mir, und an deiner Brust zu bergen
Vollbeseligt dieses Haupt, das sinnennüde,
Und im Glücke deiner Liebe Ruh zu finden!“

Feuchten Schmelz im Auge spricht sie leis und innig:
„Was du sagst, nicht ganz erfass' ich's, aber wenn du
Liebe willst um Liebe tauschen, treue Liebe, —
Nimm mich hin, ja nimm mich hin zu deinem Weibe!“
Bolle, blühnde Rosenzweige beugt von ihrem
Antlitz er zurück und küßt sie, tieferschauend,
Und ihr holdes Köpfschen senkt an seine Brust sich.
Brütend über ihnen girrt die wilde Taube,
Fernher klingt des Meeres dumpf-eintönig Rauschen,
Und des Mondes bleiches Horn erglüht und leuchtet.
In den dichten Büschen singt ein Brautlied schluchzend
Voller Gluth die Nachtigall, — doch schweigt sie lauschend,
Tönt vom Meer der irren Növe ängstlich Schreien.

III.

Die Geliebten birgt von Stund' an eine Hütte,
Und Melitta waltet drinnen stillen Sinnes.
Singend wahrt sie auf dem Herd des Feuers Gluthen,
Singend wandelt sie am Webstuhl auf und nieder,
Barte, schimmernde Gewänder kunstvoll wirkend,
Die sich an die schönen, jugendlichen Glieder
Ihres Leibes schmiegsam legen, in den Hüften
Leicht und faltenreich geschürzt mit seidnem Gürtel,
All die Anmuth ihres Wesens unverhüllend.

Leise singt sie: „Alle Freuden dieser Erde
Nehmt zusammen, nehmt sie alle tausendfältig,
Ach, sie geben noch kein Glück! Sie stillen nimmer,
Nimmermehr die Sehnsucht, die im Herzen lodert.
Nur wen Liebe mit dem Füllhorn ihrer Freuden
Ihrer Leiden überschüttet, der ist glücklich!“

Auf dem Sessel sitzt der Künstler, lautlos lauscht er
Auf die Weisen seines Weibes; aber seufzend
Runzelt er die Stirn in Falten, seufzend spricht er:
„Kann die Lieb' allein beglücken? Wird sie allen
Drang und Schaffenstrieb in meiner Brust geschweigen?
Tag für Tag dahinzuträumen, süß-beseligt, —
Diese müß'ge Ruh in weichen Liebesarmen,
Ist sie einer edlen Menschenseele würdig?“

IV.

Sieh, da nahen auf der Schwelle seines Hauses,
Weißgelockt, mit weißen Bärten, würd'ge Greise,
Melos' Aelteste, die Hüter der Gemeinde:
„Daidalos, du Liebling der allmächtigen Götter,
Sie verliehen dir zu schaun ihr ew'ges Antlitz,
Ihrer Leiber ewig-reine, holde Hoheit,
Daß den Sterblichen du wieder sie verkündest,
Mit den frommen Händen weißen Marmor bildend.
Ein Vermittler scheinst du, Künstler, uns der Gottheit,
Und wir ehren glaubensvoll in deinen Werken
Jener Ew'gen Abbild, die auf Wolken thronen.
Hör', was wir im Rath beschloffen, und vernimm es:
Einen Tempel werden fromm auf Melos' Scholle
Wir der goldenthronenden, der schaumentstiegenen
Cypria, der Göttin aller Huld, erbauen.
Schaffe, Künstler, du ihr Bildniß, bilde schaffend
Ersch-gewissenhaften Eifers voll die Formen
Der unsterblichen Gestalt in ew'ger Anmuth!
Höre wohl! Was du im tiefsten Herzensgrunde
Für das höchste Sinnbild aller Lieb' erkannt hast,
Banne seine Jüg' in Marmor, und wir werden
Nicht mit Gold und nicht mit edlem Lorbeer geizen.“

Fern ist längst der Greise Schaar. Der Sonne Strahlen
Sind entflohen, Nachtlust zieht durch die Cypressen,
Und der Pappeln zitterndes Geäste schauert.
Tief versunken bis zur Stund' in Sinnen, rafft sich
Daidalos empor, — sein Auge flammt wie Feuer,
Und in nerv'gen Armen hält er die Geliebte:
„Eine Liebesgöttin, Mädchen, soll ich dichten,
So wie mir im tiefsten, reinen Herzensgrunde
Aller Liebe höchstes Sinnbild eingepägt ist.
Kann ich andre Züge wählen, als die deinen?
Heiß entzünd mich deiner Glieder holde Anmuth,
Die ich jetzt umarme: dürft' ich's Liebe heißen,
Wenn mein Sinn ein lebenswerth'res Bildniß wüßte?
Bist nicht du, Melitta, meiner einst'gen Träume
Süßeste Vollendung? Mag die ew'ge Göttin
Mir verzeihn: soll ich ihr Tempelstandbild meißeln,
Deine Formen muß es haben, deine Züge!“
Freudevoll vernimmt's Melitta, Stolz und Bonne
Schwellen ihr den Busen. Ach, wie heißberauschend
Sind die Worte des Geliebten! Selig klammert
Um sein Haupt die Hände sie und küßt es weinend.

V.

Auf dem Sessel sitzt der junge Künstler, vor ihm
Steht ein schneeg-weißer, hoher Block von Marmor,
Stark behau schon von des Meißels Stahl. Doch sinnend
Ruht vom Werke Daidalos, die Hand ist müßig,
Nur die Augen schweifen rastlos, wie voll Sorgen,
Prüfend nach Melitta. Harmlos wandelt diese
Auf und ab am Webstuhl, singend, die Gewandung
Von den Schultern abgestreift und niederhängend,
Lose in den Hüften nur vom Gurt gehalten.
Kindlich-ernst, als wär' sie nimmer ihrer Schönheit
Sich bewußt, so wandelt sie; es wogt ihr Busen
Leise nur und leise singt sie ihre Lieder,
Daß sie den Geliebten nicht im Sinnen störe.
Doch der schüttelt stumm das Haupt, die wirren Locken
Wirft er in den Nacken und verläßt den Sessel.
Aus der Thür entweicht er langsam, seine Schritte
Tragen ihn zum stuthgepeitschten Meeresstrande.
Einen Felsblock nimmt er sich zum Sitzplatz, seine
Nackten Knie benetzen laue Wogenschläge,
Spritzen schäum'ge Tropfen ihm ins heiße Antlitz.
Stets eintön'ger brandet Well' auf Welle, — langsam
Ueberwältigt leiser Schlaf den Mann, den müden.
Da — im Traum — sieht schauernd er das Meer sich theilen:
Aphrodite schwebt einher auf roß'gen Wogen.
Doch nur eine Ahnung ward ihm ihres Anblicks,
Denn gewaltiam hat ihr Blick sein Aug' geschlossen.
Ach, sie dünkt ihm seltsam ähulich der Geliebten,
Von verklärend süßem Himmelsglanz umwoben,
So wie er zur Göttin sie zu bilden dachte.
Heiterlich ertönen ihres Mundes Worte:
„Mag' es nicht, mich anzublicken! Mag' es nimmer,
Deines Weibes göttlich Ebenbild zu schauen!
Götterzorn trifft den Berweg'nen, ohn' Erbarmen
Nehm' ich deine fromme Liebe dir von hinuen.
Sie, die dir in holder Neigung glüht, ist sterblich,
Ist gezeichnet mit den Zeichen dieser Erde.
Fren' dich, Erdgebörner, deiner ird'schen Liebe, —
Doch die Göttin wage niemals anzuschauen!
Hat dein Auge schönheitsdurftig meinen Anblick
Voll Erschrecken eingefogen, — nimmer duld' ich
Dann Melitta's unvollkomm'nes Schwesterbildniß
Noch als Nebenbuhlerin in deiner Seele!“
Die Erscheinung ist zerfallen, und der Künstler
Schreckt empor: „O nimmer! Eher in die Fluthen
Mit dem Meißel, in die Winde mit den Träumen,
Die von Ruhm mir sangen und von Schaffensfreude!“

VI.

Wieder vor dem Marmor sitzt am nächsten Morgen
Daidalos, und wieder rasten seine Hände.
Halbverwundert über seiner Arbeit tragen
Fortgang, doch nicht ungeduldig, schaut Melitta
Oft mit stillem Liebesblick zu ihm hinüber.
Sorgt sie sich um seiner Brauen finstre Wölbung,
Seiner Augen düstre Gluth, der Stirne Falten?
Tief im Herzen ist mit sich entzweit der Künstler.
Heißer Schaffensdrang kämpft, immer neu auslodend,
Mit der ängstlichen Besorgniß seiner Liebe.
Plötzlich aus den Händen wirft er wild den Meißel,
Mit dem Ellenbogen stößt er um den Marmor,
Der in Stücke bricht mit trachendem Getöse.
„Weh! was thust du?“ ruft Melitta, tiefererschrocken.
„Sinf' in Staub, mein Ruhm. Ich kann es nicht vollbringen!
Alle meine Sinne sträuben sich dagegen!“
Aus der Hütte stürzt er eilig, schießt zur Meerfluth,
Auf des Strandes Felsenklippen rastlos irrend,
Seines Herzens wilderregten Gram zu stillen.
Oh des Abends Nebel fallen, kehrt zur Hütte
Er zurück, die müden Glieder auf des Sessels
Polster auszuruhen, ernst, verstimmt und schweigsam.
Schweigend trägt Melitta auf den Tisch die Speise,
Doch er rührt die Hände nicht, sich dran zu laben.
Stumm verharren Beide eine Weile, endlich
Faßt Melitta seine Hand und schluchzend fragt sie:
„Was ist dir geschehen? Bin ich schuld, Geliebter?“
„Nein, Melitta, keiner Schuld kann ich dich zeihen.
Schuld ist nur des Ird'schen Fluch, der ew'ge, große,
Daß es ewig muß, behaftet von Gebrechen,
Seinen Zauberreiz verlieren, wenn ein Lichtstrahl,
Aus den Welten der Vollendung niederfallend,
Seines Wesens blaß-hinfrankend Bild beleuchtet!“
„O, so bin ich nicht mehr deiner Seelenwünsche
Höchstes Ziel? Nicht mehr die Göttin deines Herzens?“
„Laß die Götter, und begehre übermüthig
Nicht, was ihnen, ihnen nur allein beschieden!
Wie sie wandeln im Olymp, von ew'gem Lenz
Weich umfächelt, stille Klarheit in den Blicken,
Makellose, reinste Bilder der Vollendung,
Sie allein sind meines Herzens höchste Träume,
Sie allein vermöchten meine trunk'nen Augen
Mit unsterblichem Entzücken zu erfüllen.
Du bist Mensch! Auf deinen Wangen lacht ein kurzes,
Unvollkommenes Roth nur, Gram und Alter werden
Bald das Antlitz dir entstellen, — geh und weine
Heiße Thränen über dieses Daseins Jammer!“
Schmerzlich zuckt das Weib zusammen, wie vorm Bisse
Einer Klatte. Ihre thränenlosen Augen
Sind erfüllt von starrem Schmerz. Leise schleicht sie
— Weinend merkt er's nicht — hinaus ins nächt'ge Freie.

VII.

Mit dem frischen Lusthauch sächelnd, fängt zu dunkeln
Schon die süße, sternenglanzerfüllte Nacht an.
Längst erloschen ist des Meers violenfarb'ner
Schimmer mit dem untergehenden Sonnenballe.
Schwarz und endlos liegt des Oceans Gewässer,
Und die Sterne tanzen auf den ruhelosen
Wogen ruhelos. Seemöven flattern kreischend,
Wie im Traume mit den weißen Schwingen schlagend,
Ueber's dunkle Feld der Nacht. Am Horizonte
Steigt der Mond aus dem Gewässer. Blüßschnell laufend
Zieht sein Licht die breite, strahlengold'ne Brücke
Ueber's spritzende Gebraus der Wogen, blüßschnell
Hat sein Strahl mit hold-verführerischer Dämm'ung
All die rege Luft erfüllt, die düsteschwang're.

In die Fluthen springt ein rauhes Vorgebirge,
 Dessen Spitze wie ein hoher Felsenaltan
 Uebers Meer hinausragt, kühn und schwindelnd enge.
 Schluchzend sitzt ein Mädchen dort, — die Hände bergen
 Hitze, thränenmüde Augen, und das Antlitz
 Ist herabgesunken in den Schoß. Von fernher
 Rauscht's wie Abschiedsgrüße durch die hohen Pappeln,
 Und das Meer tief unten plätschert so verlockend
 Wenn sie's hörte! — O, sie hat es schon vernommen!
 Bitterste Verzweiflung in den Mienen, richtet
 Sie sich auf, ganz aufrecht steht sie da und schauernd
 Wirft sie einen Blick voll Angst hinab zum Abgrund.
 Schmerzlich schaut ihr Aug' noch einmal rückwärts, seene
 Wo den Hütten Rauch entsteigt, und Herdenfeuer
 Einsam lodern auf den nachtumhüllten Matten:
 „Ach, wie schnell zogst du vorüber, Glück der Liebe!
 Sel'ge Tage, da ich wähnte, seines Herzens
 Auserkornes Weib zu sein, ihr seid entschunden!
 Da ich wähnte, alle seine Träume hätten
 Ruhe und Befriedigung in mir gefunden!
 Ach, sein Herz fühlt kein Genügen, nicht mehr bin ich
 Seiner Augen liebste Weide, seine Sinne
 Denken schon an hold're Bilder als das meine!
 Seine Liebe ist verloren! Raucht, ihr Wellen!
 Frag' euch nicht, warum ihr wandert ohne Ende,
 Frag' euch nicht, warum das schönste Glück so flüchtig.
 Seht, zum letzten Male löf' ich diesen Gürtel,
 Diesmal, mich an deine Brust, o Meer, zu stürzen
 Und in deinen unermessnen Schoß zu sinken!“
 Von den Hüften fällt der Gürtel, die Gewände
 Sinken nieder wie ein Flor, — so steht sie droben
 In des Mondes Schimmer einen Augenblick lang —
 Und im nächsten hat die Meerfluth tief aufschluchzend
 Sie verschlungen, und die Wellen plätschern weiter.
 Fern mit Klagetönen aus den Rosenbüschen
 Ist die Nachtigall zum Lorbeerhain geflattert.
 Sonst ist Alles ruhig wie zuvor. Verloren
 Hat Natur, die Mutter, keines ihrer Kinder,
 Nur zurückgenommen in den Schoß, den tiefen.

VIII.

„Wißt, Melitta ist ertrunken!“ schallt's am Morgen.
 Die Gewänder sind gefunden auf dem Felsen.
 Suche länger nicht in bangen Kengsten, armer
 Daidalos! Zum Tode hast du sie getrieben! —

Wie die Zeit verrauscht! Schon ist der Herbst gekommen,
 Und die dunkle Traube wird zum Most gekeltert.
 Auf den Wiesen und am Waldrand welches Leben!
 Lust'ge Reizen, Herbstesreizen fährt die Jugend
 Tändelnd auf; beim Most verjammelt schau'n die Aeltern
 Heitren Sinnes auf die einst gepflög'nen Spiele.
 Daidalos allein sitzt einsam, gramgebrochen.
 Hohl und bleich sind seine Wangen, hohl die Schläfe.
 Süße Lieder hört er klingen, Mädchen singen:
 „Aphrodite, schaumgebor'ne Liebesgöttin,
 Zwing' du die troh'gen Knaben, daß sie ruhlos
 Unsrer Füße Spuren folgen, grambewältigt!“
 Und der Knaben Reigenchor entgegnet singend:
 „Aphrodite, schaumgebor'ne Liebesgöttin,
 Zwing' du die spröden Mädchen, daß sie nimmer
 Den Verfolgenden entfliehen, gluthbewältigt!“
 Jauchzend fallen Alle ein zum lauten Hymnus:
 „Aphrodite, schaumgebor'ne Liebesgöttin,
 Zieh in unsre Tempel ein, in unsre Herzen!
 Komm und nimm das schöne Melos dir zum Wohnsitz!“
 Da tritt Daidalos hervor und spricht zum Volke:
 „Aphrodite soll in Melos' Tempel wohnen.

Darft noch einen kurzen Mond lang, dann vollend' ich
 Aphrodite's Standbild, wie ihr's euch ersehnet!“
 Jubelnd hört's die Menge, und sie singt auf's Neue:
 „Aphrodite, schaumgebor'ne Liebesgöttin,
 Zieh in unsre Tempel ein, in unsre Herzen!
 Komm und nimm das schöne Melos dir zum Wohnsitz!“

IX.

Raum verläßt der Künstler jetzt noch seine Hütte.
 Zehrend Siechthum reißt ihn auf, ein Schatten scheint er,
 Wenn er mühsam seine Glieder vor die Thür schleppt.
 Doch sein Aug' strahlt stille Freude, wandellose.
 In der Hütte aufgerichtet steht das Standbild,
 Die Gestalt im Umriß deutlich schon erkennbar.
 Raftlos rührt er jetzt die Händ' in fieberhaftem,
 Ahnungsvollem Eifer. Wie die Kräfte schwinden,
 Wird sein Werk stets fertiger und stets vollkomm'ner.
 Speiß' und Trant und Schlaf verschmähend feilt im klaren
 Mondlicht er sogar, das starre Bild lieblosend:
 — Und die Bürger scheuen ihn und flüstern traurig,
 Wahnsinn habe seinen edlen Geist zertrümmert —
 „Darf dich jetzt zur Göttin bilden, todtes Liebchen,
 Deine Huldgestalt verklären, wie im Traume
 Ich dich immerdar gesehn, seit du den Bogen,
 Die dich einst verschlungen, wieder bist entstiegen,
 Schaumgeboren! — Wie verklärte, schöne Leiber
 Haben die Verstorbenen! Wi: viel hold'er kommst du
 Jetzt, Melitta, mich im Traume zu besuchen!
 Meine Liebe zu der Todten wächst, je reiner
 Je vollkomm'ner ich sie denke. Als sie lebte,
 War es anders: — Tod, dein Grauen liegt dazwischen!
 Liebchen, über eine kleine Weile führ' mich
 Zu den sel'gen Inseln, wo ein ew'ger Lenz ist.
 Schade, daß mein müder, kranker Arm gelähmt ist,
 Und ich deinen lichten Leib nicht kann umschlingen,
 Wenn im Traume du mir nahest! denn ach, mich dürstet
 Nach den Küßen deines Mundes, todtes Liebchen!“
 Also schmeichelt er und weißt ohne Rasten. —

's ist des Monats letzter Abend, und der Künstler
 Steht betrachtend vor dem fert'gen Götterbilde.
 Noch ein Meißelschlag, — jetzt ist's vollendet! Eben
 Fällt der Mond durch welke Zweige auf das Standbild,
 Und in seines Strahles zitterndem Gefunkel
 Scheint die süße, marmorne Gestalt zu leben.
 Grauen faßt den Künstler, seine Kniee wanken:
 „Du, Melitta, bist gekommen, mich zu rufen!
 Schließ den ganz Unseligen in deine Arme!
 Sühnen will ich, was ich einst an dir verbrochen.“
 Da durchrinnt ihn kalter Schauer, schwindelnd stürzt er
 Nach der Göttin, bricht zusammen ihr zu Füßen,
 Seinen Arm um ihre Kniee krampfhaft schlingend. —
 Als das Frühroth aufgestiegen, fand die Menge
 Ihr vollendet Götterbild und, vor ihm liegend,
 Einen Todten, kalt wie der umschlung'ne Marmor.

X.

Schmückt des Todten ewig stummes Haupt mit Lorbeer
 Und mit Rosen! Gebt sein Grab ihm in den Fluthen! —
 Meer von Hellas, lebe wohl! Schon grüßen wieder
 Mit dem bleichen, stumpfen Antlitz die Gestalten
 Glanzlos düst'rer Gegenwart die bange Seele.
 Doch ich fliehe, rette mich aus ihrer Rede
 Zu der stillen Stätte, wo vor deinem Bildniß,
 Melos' Aphrodite, dem zweitausendjähr'gen,
 Weltvergessen, schönheitsstrunken meine Sinne
 Von vergangner Zeiten süßem Zauber träumen.



Waldschützenlaure.

Ueber'm Walde glühender Abendschein!
In die Lichtung stüthet er voll herein,
Um das Jagdhaus, vor dem die Linde rauscht
Und heimlich durchs off'ne Fenster lauscht,
Wo der Förster mit seinem Kinde sitzt,
Glorienhaft sein Leuchten blüht.

Zitternd stiehl sich ein schwaches Licht
Auch auf des Mannes Angesicht,
Der dort am Waldsaum lauernd steht,
Finsteren Blickes um sich späht,
Sorgsam prüfend von Zeit zu Zeit
Den alten Stufen, sein treu Geleit.

„Dem Teufel mag ich verfallen sein,
Vergäß ich je der Schmach und Pein,
Die du, Herr Förster, auf mich gebracht,
Als höhrend die Waise du verlacht,
Die an der Leiche des Vaters geklagt,
Dem du die Kugel durchs Herz gejagt.“

Heut sind es gerade fünfzehn Jahr!
Ich seh' noch den Alten mit blutigem Haar;
Mit zerschmetterter Brust und mit zuckendem Mund
Lag er im stillen Föhrengrund.
Und konnt' er nicht sprechen, sein Leiden schrie:
Junge, vergiß der Stunde nie!

Am Steinkreuz in der Felsenschlucht
Begrub ich den Vater, da hab ich verflucht
Mein jungfrisches Leben, bis daß ich gerächt,
Was der Herr gesündigt am armen Knecht,
Der nur für die hungernde Kinderschaar
An fürstlichem Ueberfluß Frevler war.

Wer wagt's, uns zu richten? — Kennt ihr die Noth,
Die tödtlich das Leben der Liebsten bedroht?
Der Hunger, der wie ein finsterner Geist
Auch jegliche Freude von uns weist,
Den müden Fuß nur nach Nahrung heßt
Und das sarge Mahl nur mit Thränen neßt?

Hermann Götz

Und draußen — da ladet der freie Wald
Den Armen in seine Schatten bald
Und zeigt ihm in seinem lust'gen Gefild
Das fröhlich sich tummelnde Edelwild:
Und wir sollten hungern mit Weib und Kind,
Weil wir in Armuth geboren sind! —

Ihr kennt das Gesetz des Mächtigen nur,
Seid nicht barmherzig wie die Natur,
Gönnt nicht mal den Abhub vom Ueberfluß!
So leb denn die Rache und — Schuß um Schuß! —
Ja tändle nur Graubart mit deinem Kind:
Ich weiß, wo die Wunden gefährlich sind!

Ich hab es erfahren! — Und fiebernd empor
Reißt er den Stutzen — da trägt an sein Ohr
Ein Wort des Kindes die Abendluft,
Wie zärtlich es „lieb Vater!“ ruft:
Und reglos ruht seine Hand am Hahn —
Lang starrt er Kind und Vater an:

Wie der immer finstere Jägersmann
Heute so huldreich lächeln kann!
Auf des Kindes lieblichem Angesicht,
In der blauen Augen sonnigem Licht
Ruhet sein Blick so verklärt und mild,
Als stimm' ihn zur Andacht das liebe Bild.

Sein Herz ist heiliger Liebe voll:
Des Hasses Dämonen und jeglicher Groß
Zogen dahin wie Schatten der Nacht,
Wann das Frühroth über den Firnen lacht;
Seines Kindes trauliches Schmeichelwort,
Scherzen und Rosen trieb sie fort.

Freudig in süßer Vaterlust
Zieht er das Kind an die wogende Brust,
Nüßt es in innigem Liebesdrang,
Wächte für seinen Lebensgang
Im stummen Gebet seines leuchtenden Blicks
Glühend erschlehn alle Huld des Geschicks.

Plötzlich ein Schuß! und sich! in die Wand,
Nah an dem Förster vorübergesandt,
Schlägt eine Kugel pfeifend ein.
Bleich wie im Sturme des Mondes Schein
Springt er empor und birgt geschwind
Zitternd am Herzen das theure Kind.

„Vergebung, wenn ich dich aufgeschreckt,
Zu rauh dich aus deinem Spiel geweckt,
Doch wir kennen uns ja — heut fährt sich's, Mann!
Dah du mir den Vater erschossen im Tann!
Als Knabe schon schwur ich dir gleichen Tod,
Und niemals hab ich vergeblich gedroht!

Wie zu treffen ich weiß, bewies ich im Scherz —
Doch hat dein Kind mir bezwungen das Herz.
Leb wohl! ich vergebe die sündige That,
Frei wandelst du künftig deinen Pfad,
Hoch halte dein Kind — dein Kind allein
Beschützte dein Leben und hieß mich verzeih'n!“ —

Und eh sich der Förster dem finstern Traum
Entrissen, war hinter Strauch und Baum
Der Wildschütz entschwunden, auf seiner Spur
Nachklang das Rauschen des Waldes nur
Wie Worte des Segens für den, der im Drang
Brennenden Hasses sein Herz bezwang.

G. Emil Barthel in Halle a. S.

Am Sterbebett.

Aus dem Englischen des Thomas Hood.

Wir lauschten bang die ganze Nacht,
Ihr Athem war so matt,
Nur leise hob und senkt' die Brust
Sich auf der Lagerstatt.

Nur schweigend sprachen wir, verstummt
Und wankend, so erschläft,
Als sei zur Stärkung ihr geliehn
Ein Theil von un'rer Kraft.

Und Furcht und Hoffnung, wechselnd oft
Mit Täuschung uns umwarb —:
Sie schien uns sterbend, da sie schlief,
Und schlafend, da sie starb.

Denn als der Morgen trübe kam
Mit Frost und Hagelschlag,

Brach ihr ein and'rer Morgen an,
Derweil ihr Auge brach.

Das Gebiet der Seele.

Groß ist die Erde, die Welt, doch größer die menschliche Seele,
Denn das Unendliche selbst ist ihr unendlich Gebiet:
Rosen erblühen darauf, doch umzüngelt von giftigen Rattern,
Neben der Feige gedeiht Vermuth und wuchernder Polch;
Aber verborgen darunter inmitten der Blüthen und Schlangen
Ruht ein gewaltiger Schatz: tief in der Seele ruht — Gott.

Karl Bartsch in Heidelberg.

Mein Hort.

Ich weiß in einem Schachte
Gar einen edlen Hort,
Der mich wohl selig machte,
Wüßt ich das Zauberwort;
Das Zauberwort, das eine,
Das alle Schätze hebt,
Das aus dem Felsgesteine
Die goldnen Adern gräbt.

Ich sah es heimlich leuchten
Aus deiner Seele Grund,
Aus deinem Blick, dem feuchten,
Dem Wort aus deinem Mund.

Ich meint', ich hör' es klingen,
Das eine, süße Wort;
Doch will ich es bezwingen,
Tragen's die Lüfte fort.

Ich mein', ich hör' im Traume
Den lieben, süßen Klang;
Es rauscht von jedem Baume
Beim stillen Abendgang.

Hort tragen es die Winde,
Ich irr' danach umher;
Doch ach! umsonst — ich finde
Das Zauberwort nicht mehr!

Ludwig Bauer in Augsburg.

Du weinst um goldner Tage Flucht!



Du weinst um goldner Tage Flucht,
Fern hinter dir liegt Lieb' und Glüd,
Dein glanzgewohntes Auge sucht
Umsonst den Weg dahin zurück.

Dereinst schloß ich dir auf mein Herz
Und bot dir eine Heimat drin,
Du gingst — und liehest mir den Schmerz,
In dem ich heut noch selig bin.

Mir lebt doch, ob ich dich verlor,
Ein holdes Bildniß in der Brust,

Das schmüd' ich bald mit Trauerflor,
Bald mit den Rosen stiller Lust.

Und weinst du nun, gemahnt mich's still,
Daß es, wie nie zuvor, dir gleicht,
Daß es mich liebend grüßen will
Und flehend mir die Hände reicht.

Ob auch die kluge Welt dich höhnt,
Tritt in mein Heiligthum nur ein,
Und ganz mit dir und mir versöhnt,
Lern' auch in Thränen glücklich sein!

Ednard Bauernfeld in Wien.

Von Alexander dem Großen.



I.

Vom der große Alexander
Mit dem Kriegszug an das Meer,
Doch der Weise, der Haruspex,
Stille halten heißt das Heer.

„Seht den Vogel! Ruhig sitzt er,
Und so ruh'n auch wir, ihr Streiter;
Fliegt er rückwärts — wir desgleichen!
Fliegt er vorwärts, zieh'n wir weiter!“ —

Dieses Vogelkund'gen Weisung
Gilt den Kriegern als Befehl;
Nur der Leibschütz Alexanders
Blickt bei Jenes Worten scheel;

Spannt den Bogen in der Stille,
Zielt mit seinem Pfeile munter
Nach dem Baume, wo der Vogel
Sah, und schießt ihn flugs herunter.

Ob der grausen That Entsetzen
Faßt das ganze Heer — „Verlor'n
Sind wir Alle, uns verfolgen
Wird der hohen Götter Zorn!“ —

Und sie dringen auf den Schützen
Mit Verwünschungen, mit Waffen,
Doch der droht mit seiner Armbrust,
Weiß sich Ruhe zu verschaffen.

„Hätte dieser Vogel,“ — sagt er —
„Von der Zukunft je gewußt,
Wie kam er hieher geslogen,
Wie durchschuß ich seine Brust!“ —

Alle schwiegen, wie betroffen,
Vogelflugs Prophet nicht minder;
Alexander aber lachte:

„Laßt den Vogel! Vorwärts, Kinder!“

II.

Wer zählt die Thaten, die vollbracht
Der stürmische Titane?
Der Nachwelt hat sie übermacht
Curtius in seinem Romane.

Bald ist die Welt des Zwingers los
Und seiner Machtbefehle;
Sein Leib ruht in der Erde Schoß,
Im Orkus irrt die Seele.

Nach Persien und Indien rast
Der Held mit seinen Streitern,
Es schien bei seiner wilden Hast
Die Welt sich zu erweitern.

Doch waren, was er im Geist ersann,
Nicht leere Heldenthaten;
Ein Volk — das war sein großer Plan —
Die Griechen und Asiaten.

In Indien aber da ging es schief,
Die Truppen wurden schwierig,
Ein Murren durch die Reihen lief,
Sie waren der Heimkehr begierig.

Wer dürstet auch gern im Sonnenbrand
Für eines Helden Rasen?
Wer, fern vom lieben Vaterland,
Wagt Arme und Beine und Rasen?

Wenn sie erst freudig für den Herrn
In wilde Kämpfe rannten —
Wird's gar zu toll, wer läßt sich gern
Zerstampfen von Elephanten?

Und Alexander weist nach dem Port,
Weißt nach den gesenkten Fahnen —
„Ich gön'n' euch Rast, wir ziehen fort!“ —
Es jubeln die Veteranen.

Und kam der König nach Babylon,
Der große Weltbesieger,
Da schauerten sich um seinen Thron
Die narbenreichen Krieger.

Sie betteten sich weich und warm
Und freuten sich beim Becher,
Und willige Mädchen hielten im Arm
Die nimmer müden Zecher.

Und Alexander, der große Held,
Der Völkerüberwinder,
Der sich zu den hohen Göttern zählt,
Er liebte und trank nicht minder.

Ihm fehlte schon in Griechenland
Nie eine reizende Lais,
Und hat er Persopolis verbrannt,
Geschah's auf den Wunsch der Thais.

Doch hielt er die treue Kriegerschaar
Dabei in Ehren und Hulden,
Reicht' ihnen seine Rechte dar
Und zahlte ihre Schulden.

Den Clitus und Parmenio,
Er nannt' sie seine Brüder;
In übler Laune, im Rausch, und so,
Gelegentlich stach er sie nieder:

Ward melancholisch und irrt' umher
Mit wild verführten Mienen,
Und seine Träume wurden schwer,
Auch sind ihm Gespenster erschienen.

Der Held war krank. Fragt nur nicht, wie's
Gefommen, da er der Starke;
Es ist die Krankheit des Genie's,
Die fraß an seinem Marke.

Wohin er seine Schritte lenkt,
Ist nichts mehr zu erobern;
Der Halbgott jetzt der Götter gedenkt,
Der untern und der obern.

Er hält sich den Olympiern gleich,
Die sitzen am Göttermahle;
Er glaubt sich schon in Jovis Reich —
So greift er zum Pokale.

„Hoch Vater Jovis!“ so ruft er aus, —
„Hoch meine Schwester Cythere!
Ich trinke beim Familienschmaus,
Ich trinke zu eurer Ehre!“

Vom Weltkrieg ruh' ich aus indeß,
Drum hat die Welt jetzt Frieden;
Ich bin was größer als Herkules,
Als alle die Titaniden!

Füllt mir den mächtigsten Pokal,
Füllt ihn mit süßem Weine,
Ich trinke zu dem Westenall,
Ich bin sein Herr alleine!“ —

Den großen Humpen stürzt der Held
Hinunter im Uebermuthen,
Dann taumelt, hart auf den Boden fällt,
Wälzt sich in seinem Blute.

Und Charon redet ihn an mit Spott,
Hilft ihm in seinen Nachen!
„Komm' nur, du kleiner, besoff'ner Gott,
Ich will dich überwachen!“

Max Weilhack in Aschaffenburg.

Scipio Africanus.

Der Sohn gefangen im Barbarenland!
So steht's auf Wachs geschrieben in den Zeilen,
Darüber hin die Augen unverwandt
Im neuen Rücklauf immer wieder eilen.
Leis hebt die Hand — 's ist eine Römerhand,
Die nie gebebt vor Speeren und vor Pfeilen.
Heut aber fesselt Fieber an das Lager
Den Scipio, den Schrecken der Karthager.

„Mein Sohn, in Haft des syrischen Barbaren,
Ich seh' dich stehen vor Antiochus!
Wie er mich haßt, an dir zu offenbaren,
Dem Asiaten welch ein Hochgenuß!
Wird er der Martern eine dir ersparen?
Erträgst du so sie, wie ein Römer muß? —
Und ich bin fern. Mit dieser Stunde Qualen
Muß ich dem Glück für schöne Stunden zahlen.

Des Glücks verwöhnter Liebling bin ich nicht.
Dies muß' ich einmal lernen schon wie heute:
Mit Neukarthago ging ich ins Gericht;
Als der erstürmten Stadt sich jeder freute,
Da brachten sie mir vor das Angesicht
Ins Feldherrnzelt als Herrlichstes der Beute
Ein Mädchen, hold'sten Liebreiz auf den Wangen,
Erglühend bald vor Scham, bald bleich vor Bangen.

Ich sah sie an, im Anblick wie verloren;
So unschuldvolle Schönheit sah ich nie.
Von meinem Herzen war sie rasch erkoren:
„Ins Haus der Scipionen führe sie!“ —
Da nahte sie dem Stuhle des Prätores;
Die Hände faltend mit gebeugtem Knie
Und feuchten Augenaufschlags einen Laut
Voll süßen Schmelzes sprach sie: „Ich bin Braut!“ —

Ancillus, junger Fürst der Celtiberen,
Dem diese Fledentose sich geweiht,
Dir gab ich sie zurück. Mit deinen Heeren
Bezeigtest du dem Römer Dankbarkeit.
Von meinem Herzen, meinem sehnsuchtschweren,
Hat auch in Rom mich kein Triumph befreit. —
Kalt glänzt mein Ruhm, der Sonne gleich im Norden, —
Zur Sonnenwärme wäre sie mir worden.

Und ob mein Geist dann zwischen Epikur
Und herbentsagend zwischen Stoa schwankte,
Was suchst' ich anders als Betäubung nur
Vor der Erinnerung, dran mein Fühlen krankte,
Bis zwischen mich und ihre ferne Spur
Mein theurer Sohn sich glückverheißend rankte.
Doch soll auch jetzt verwaist ich wieder wohnen,
Dann fahre hin, du Glück der Scipionen!“ —

Vor seine Augen preßt er beide Hände,
Aufstöhnt die Brust. Eintritt, ihm an die Seite,
Lälius sein Freund: „Feldherr, die Blicke wende
Nach diesem Mann, ich gab ihm das Geleite,
Ihn schickt Antiochus. Der wünscht ein Ende
Dem männermordenden, ziellosen Streite.
Er hat, vermittelt du ihm günstigen Frieden,
Dir deinen Sohn zu schenken sich entschieden.“

— „Nein, nein, als Sieger nur verhandelt Rom
Um Frieden mit bekriegenden Barbaren.
Noch ward uns nicht die Ehre zum Phantom,
Wir werden sie als Väterertheil wahren,
So lang die Wogen wälzt der Tiberstrom
Vorüber an den Herden unsrer Laren.
Dem Feinde Frieden, will er sich ergeben!
Ich markte nicht, selbst um des Sohnes Leben.“

Drauf der Gesandte: „Hör' mich, Scipio!
Nicht unverhoffte Worte hör' ich klingen.
Antiochus verehrt als Gegner so,
Nicht anders dich, der du ihn willst bezwingen.
Er hörte, daß dich Siechthum schwer bedroh',
Und — dich zu heilen — mög' es ihm gelingen:
Damit das Leiden eines Helden endet,
Hat er entgeltlos dir den Sohn gesendet!“ —

Jetzt wird der Vorhang zum Gemach getheilt,
Ein Jüngling stürzt herein in Scipio's Arme.
Leuchtenden Angesichts — „Ihr Freunde, eilt,
Ruft Scipio, „mit einem Reiterschwarme
Zum König hin und kündet ihm, geheilt
Sei ich von Vorurtheil und bittrem Harme;
Bringt ihm des Vaters Dank, dann als Legaten
Des Feldherrn sollt ihr ihm zum Frieden rathen!“ —

„Der König ehrt den Helden nicht allein,
Er ehrt in dir den Jünger der Hellenen.“
— So sprach der Syrer — „welcher im Verein
Den Charitinnen huldigt und Ramenen.
Antiochus schlägt gleiche Pfade ein,
Die nach des großen Alexander Plänen
Hinleiten sollen zu der Allgemeinheit
Durch aller edlen Menschen Geisteseinheit.“

Und Scipio sprach, gestützt auf seinen schlanken,
Lieblichen Sohn: „Ich will das Glück nicht schelten,
Seitdem vor meinem Geist jetzt niedersanken
Die zwischen Römer- und Barbaren-Welten
Von eitler Selbstsucht aufgestellten Schranken.
Wir bleiben aufrecht, Sohn, wenn auch nur selten
So wahrhaft edle Menschen uns begegnen;
Die Menge mag uns dann mit Undank segnen!“

Philipp Berke in Frankfurt a. M.

Evoo.

Schäumend magst du überquellen,
Becher meiner kurzen Lust!
Bin ich doch der Narrenschellen
Wie nur Einer mir bewußt!

Heute trag' ich Rosenketten,
Rosen dienen mir zum Pfahl,
Morgen schatten die Cypressen
Ueber mir gar tief und kühl.

Morgen tönt ein stilles Läuten,
Und ich folge seinem Ruf:
Heute will ich drum erbeuten,
Was ein Gott in Liebe schuf!

Moritz Wankarts in Düsseldorf.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen

(gefallen im Gefecht bei Saalfeld, den 10. Oktober 1806).

Fertreten und zer schlagen
Das theure Vaterland:
Das konnte nicht ertragen
Prinz Ludwig Ferdinand.

Er sucht den Schmerz zu fühlen
In wildem Aufgelag',
Um tiefer nur zu fühlen
Die allgemeine Schmach.

Er sucht den Trost in Tönen,
Im Reich der Harmonien:
Es kann ihn nicht versöhnen,
Ihn nicht dem Gram entzieh'n.



Da treibt es ihn zum Kriege
Gen wälsche Uebermacht:
Er träumt von Ruhm, von Siege,
Von neuer Ehrenpracht.

Er will sie blutig rächen,
Des Vaterlandes Pein,
Der Knechtschaft Joch zu brechen,
Will er der Erste sein.

Was hilft da kluges Mahnen,
Dah noch zu früh die Zeit:
Ihn treibt der Geist der Ahnen,
Der Thatendrang zum Streit.

Und vorwärts mit dem Heere
Stürmt er in wilder Lust,
Für Preußens, Deutschlands Ehre,
Voll Kampfbegier die Brust.

Doch muß' er bald erfahren
Der Täuschung herbe Qual,
Als Frankreichs stärk're Schaaren
Besiegt der Seinen Zahl.

Da opfert er sein Leben
Für seines Landes Noth
Und krönt sein Heldenstreben
Durch schönsten Heldentod!

Victor Blüthgen in Marburg i. Hessen.

Scheide nicht mit heitrem Wort —

Scheide nicht mit heitrem Wort,
Wenn's eines Theuren Scheiden gilt,
Und spotte nicht die Thräne fort,
Die schmerzlich dir entgegen quillt.
Tauch' tief und ganz die Seele ein
Ins bitter-süße Abschiedsweh,
Und schreib' in deinen Heil'genschein
Den trüben Liebeslaut: Ade!

Mit Schauern nimm das Priesterkleid
Und schling die Binde dir ins Haar;
Dem Herzen, dem du dich geweiht,
Bring fromm dein Herz noch einmal dar;
Und ob es hart, und ob es rauh, —
Bind es mit Opferstricken fest
Und salz' es mit der Thränen Thau,
Wie scheu sie auch das Auge näht.

Dem heilig muß die Stunde sein,
Wo Lieb' von Liebe wandern geht,
Wie jene, da in heißer Pein
Der Tod ein Herz von deinem weht.
Die Maske ab, die sonst verhüllt,
Wie tief dein Stolz sich beugen kann!
Den Schmerz, der hier die Seele füllt,
Den fällt der Spott der Welt nicht an.

Und ob du sprichst, daß Monde blos
Sich legen zwischen Brust und Brust: —
Es löst ein Stück von dir sich los,
Das du im tiefsten dein gewußt;
Bald fühlst du bang den Platz geleert,
Nach dem 's in dir sich drängt so warm,
Und wenn die Gegenwart entbehrt,
Dünkt ihr die reichste Hoffnung arm.

Und ob die Monde rasch entflohn, —
Auch eine Hoffnung knickt sich bald;
Wie manches Herz zog heiß davon,
Und kam zurück so winterkalt.
Wie leicht zerbricht des Lebens Rohr!
Den lächelnd jezt dein Abschied grüßt: —
Was weißt du denn, du blöder Thor,
Ob du ihn jemals wiedersehst?

O süßer Trost, wenn abschiedswund
So brünstig Herz an Herz sich legt,
Stumm schwörend Mund sich preßt auf Mund
Und lodern Flamme in Flamme schlägt!
Vielleicht das bald der Morgen tagt,
Wo's keinen Trost sonst für dich gibt,
Als die Erinnerung, die dir sagt,
Wie tief dich fern ein Herze liebt.



Frag' mich nicht um mein Geheimniß.

Frag' mich nicht um mein Geheimniß,
Laß mich's tragen ganz allein,
Bis es wie ein stiller Funke
Wird erstickt in Asche sein.
Rein und klar ist dein Gemüthe,
Und der Himmel lacht es an, —
Laß mir meinen trüben, wilden,
Sturmgepeitschten Ocean.

Frag' mich nicht um mein Geheimniß,
Senke deiner Augen Strahl;
Nimm von meiner armen Seele
Der Versuchung süße Qual.
Mehr als alle Lorbeerkränze,
Die der Weise sich erwirbt,
Gilt dem Himmel eine Thorheit,
Die noch ungeboren stirbt.



Friedrich Bodenstedt in Hannover.

Poetische Kleinigkeiten.



1.

Die schmähen dich, weil du nicht bist wie sie;
Wir flehn dich an: o werd' es nie!
Denn machtest du dich mit ihnen gemein,
So würdest du nicht du selbst mehr sein.

2.

Selbst der Thorheit Offenbarung
Dient dem Weisen zur Erfahrung:
Steht er häufig auch betroffen,
Wenn ihm schlecht dabei zu Muth ist,
Hält er doch die Augen offen,
Denkt: wer weiß, wozu es gut ist!

3.

Der Blasirte.

Unter steten Ueberdrusses
Bürde sucht er Glück vergebens,
Und im Leben des Genusses
Fehlt ihm der Genuß des Lebens.

4.

Du magst die ganze Welt durchstreifen,
Und wirst doch Nichts von dem begreifen,
Was sie bewegt und trägt und hält:
Nur der sieht tief ins Herz der Welt,
Der ihrem Lärmen sich entwindet,
Still in sich selbst sie wiederfindet.

5.

Thu, was du willst, nur Nichts, was Andre schädigt,
Das ist der Inhalt meiner Tugendpredigt.

Ludwig Dowitsch in Wien.

Der Trompeter.



Die zieh' ich so lustig von Land zu Land —
Das Schwert an der Seit', die Trompet' in der Hand!

Ich grüße, wenn Keiner sich regen noch mag,
Mit hellem Geschmetter den grauenenden Tag.

Ich blas' ihm ein Ständchen voll Kraft und Gluth,
Bevor er sich senkt in die dunkle Fluth.

Ich rufe zum Mahle, ich rufe zur Nacht —
Ich ruf' zur Parade, ich rufe zur Schlacht.

O Leben voll Freude, o Leben voll Lust:
Die Trompet' in der Faust und ein Herz in der Brust!

Ich schmett're ins Horn, und der schmetternde Ton
Fährt wie Wetter hinein in die ganze Schwadron.

Und die Weiber vernehmen's von nahe und fern, —
So keden Gesellen, den haben sie gern.

Herr Wirth, noch ein Glas, meine Kehl' ist im Brand,
Und schreib't's zu der übrigen Jech' an die Wand!

O Leben voll Freude, o Leben voll Lust:
Die Trompet' in der Faust und ein Herz in der Brust!

Will blasen am Morgen, will blasen bei Nacht —
Zum fröhlichen Marsche — zur blutigen Schlacht!

Und ist mir verronnen die letzte Stund',
So legt die Trompete mir nach in den Grund.

Am jüngsten der Tage zum ehrlichen Strauß
Da ruf' ich, Kam'raden, euch wieder heraus!

Otto Buchwald in Fürstenwalde.

Im Walde.

1.



Frühroth, deine Strahlenfinger
Hebst du, sanft den Hain zu streicheln,
Den vom Traum umfangnen Schläfer
Leise kosend wach zu schmeicheln.

Und erweckt aus sanftem Schlummer
Schallt der Hain von tausend Liedern,
Deine holden Morgenröße
Frisk und dankbar zu erwiedern.

Und den Sängen lauschend schau ich
Trunken in die goldnen Flammen,
Und in meinem Herzen fließen
Eure Größe mild zusammen.

2.

Wie weht die Luft so wonnig kühl!
Nun laßt die Flaschen uns entropfen
Und laßt in sel'gem Lustgefühl
Die Herzen frei und fröhlich klopfen.

Und schlürft den goldnen Labetrank
Aufs deutsche Land und seine Gauen,
Den deutschen Hain, den deutschen Sang
Und auf die holden deutschen Frauen.

Doch welcher Maid den Trunk ihr weicht,
Verschiebet tief im Herzensgrunde! —
Am Abend lohnt die Schweigsamkeit
Ein holdes Kind mit roßgem Munde.

3.

Schon rollt der Donner, und regenschwer
Droht über dem Haine das Wetter;
Schwarz breitet die Nacht sich rings umher,
Unheimlich flüstern die Blätter.

Sie flüstern die Sprache der alten Zeit:
So warnend rauschten die Eichen,
Als der Römer genah, um im blutigen Streit
Zu erliegen den deutschen Streichen.

4.

Es schweigt der Sturm, der Sonne Schein
Umsäunte noch, eh' sie geschieden,
Mit hellem Gold den grünen Hain;
Nun athmen alle Zweige Frieden.

Und dieses Friedens stiller Hauch
Weckt mir den Wunsch in tiefster Seele,
Daß nach den Lebensstürmen auch
Ein heitres Abendroth nicht fehle.

5.

Schlaft wohl, ihr alten Eichenbäume,
Schlaft wohl in guter Ruh!
Das Mondlicht strahlt in eure Träume
Und winkt euch freundlich zu.

Und weil ich jung, glänzt mir zur Sonne
Ein holdres, schönes Licht:
Mir strahlt in meinen Traum als Sonne
Ihr süßes Angesicht.

Ludwig Bund in Düsseldorf.

Graf Finkenstein.

Die Sonne sank, von schwerem Dampf verhüllt,
Jedoch der wilden Schlacht Dämonen,
Sie hatten immer noch nicht ausgebrüllt
Ihr Jauchzen bei dem Donner der Kanonen.
Hinauf, hinab die blut'ge Waage stieg,
In ihren Schalen lag das frische Leben
Von all' den Kriegern, die es um den Sieg
Aus rothen Wunden sterbend hingegeben. —

Das war am großen Tag von Mars-la-Tour,
Das war im Kampf für Deutschlands Ehre,
Als, einzulösen einen heil'gen Schwur,
Sich fest verbanden alle deutschen Heere;
Von blauer Ostsee bis zum Alpenland,
Ein Denken nur, das jeden Mann durchdrungen:
Nun halten wir dem alten Erbfeind Stand,
Bis er geschlagen und sein Stolz bezwungen. —

Die Macht erkennend, die ihn schwer bedroht,
Stand fest der Feind in heldenkühnem Ringen,
In seine Reihen schmetterte der Tod —
Vergebens seine Mauer zu durchdringen!
Die rothen Rosen glühten auf dem Plan,
Denn bleiche Helden sanken um die Wette;
Verderben lag weit auf der Stürmer Bahn,
Durch Ströme Blutes rings geweiht die Stätte.

Entsetzlich Werben zwischen Muth und Kraft,
Verzweifelt Ringen, das der Trog geboren!
Schon Bataillone sind dahin gerafft —
Hier nichts gewonnen, drüben nichts verloren.
Und doch, und doch, es muß entschieden sein,
Bevor die Nacht sich senkt auf dunklen Schwingen!
So breche denn der Reitersturm herein,
Den Feind zerstampfend wird den Sieg er bringen. —

Zum Angriff hell die Sturmfanfare gelbt;
Dragoner sind's, der Garde stolze Schnitter,
Im Sattel fest, ein jeder Mann ein Held,
Ihr Führer Finkenstein, der edle Ritter.
Sie rasen fort, dem Wirbelwinde gleich,
Dahinter Trümmer in Vernichtung modern;
Das Schwert umklammert zu dem Todesstreich,
Die Herzen pochen und die Augen lobern.

„Hurrah! Hurrah!“ So braust es voll empor,
Der Boden bebt vom schnellen Huf der Kofse;
Doch drüben starrt des Todes eh'nes Thor,
Aus seinem Schlunde sausen die Geschosse.
Hier bäumt ein Roß, dort neigt ein Reiter sich,
Der schon am Ziele seiner jungen Ehre,
Dann kracht ein Anprall jäh und fürchterlich:
Es treffen sich die Reiter beider Heere. —

Ha, welch ein Schauspiel, das den Mannesmuth
Erhaben zeigt, in kriegerischer Schöne!
Doch schnell zerrinnt es, denn in Kampfeswuth
Umarmen wild sich zweier Völker Söhne.
Da brüllt es auf in einem letzten Schrei,
Dort dröhnt der Schlag in furchtbar stummem Blinken,
Dazwischen wirft der Tod das heiße Blei;
Ein Chaos ist's, ein Fallen, Steigen, Sinken!

Da wo der Kampf am heftigsten entfacht,
In Feindes Mitten tönt des Führers Stimme.
So denkt man sich den stolzen Gott der Schlacht,
Es mäht der Arm, das Auge loht im Grimme.
Wie Viele auch schon hingestreck't sein Stahl,
Kühn dringt er weiter in die dichten Massen:
„Hindurch, hindurch!“ — Sonst gibt es keine Wahl!
Zum Sieg, ihr Braven, bahn' ich euch die Gassen!“ —

Doch horch, was schallt von rechter Flanke her!
Welch eine Fluth seltsam bewegter Laute?
Es stugt der Feind, gleich aber drängt er mehr;
Er will nicht glauben, was er schrecklich schaute.
Mit Löwenmuth nur hält ihn Finkenstein,
Den wilden Schwall, der sich ergießt von oben;
So sehn die Seinen ihn im Abendschein,
Doch bald versinkt er in des Kampfes Toben.

„Sieg!“ schallt es, „Sieg!“ von deutscher Seite nun,
Jedoch die Reiter wollen sich nicht lassen.
Zum Anäul geballt, will Horn und Haß nicht ruhn —
So mögen Leu und Tiger sich umfassen.
Und Schlag auf Schlag, dem Schrei und Stöhnen wild
Das Zeugniß gibt, wie tödtlich er getroffen;
So steht der Kampf, ein grausig Schlachtenbild,
Drin, die da sterben, noch verklärt das Hoffen. —

„Zurück, zurück!“ mahnt klagend das Signal
Des Frankenheers, das endlich überwunden;
„Gewehr in Ruh!“ so über Berg und Thal
Der Ruf der Deutschen nach den schweren Stunden. —
Doch weh der Ruhe, die da nach dem Streit
Zu neuem Schaffen drängt die müden Krieger:
Den Wunden gilt's, den Todten — welch ein Leid!
Wie heiß die Thränen in dem Aug' der Sieger! —

Der Odem Gottes küßt die Wahlstatt lind,
Die todten Helden liegen stumm beisammen;
Um ihre Stirnen mit dem Abendwind
Flücht goldnen Strahl der Sonne legetes Flammen. —
Das Haupt zerspalten und den Leib zerlegt,
Von Feindesleichen wie ein Wall umgeben,
So fand den kühnen Ritter man zuletzt —
In deutschen Liedern wird er ewig leben!

W. Constant in Berchtesgaden.

Aus vergilbten Blättern.

1.
Das Blättchen, das vom Baume fiel,
Wird kaum ein Auge noch vermessen:
Es hat ein Wurm daran genagt,
Dann hat's der Sturm herabgerissen.
Die Narbe, wo das Blättchen fehlt,
Wohl unbemerkt, klast noch zur Stunde — —
Nur eine Thrän', im Schmerz geweint,
Sie schlägt für's Leben eine Wunde.

2.
Was mit des eig'nen Geistes Macht
Du durchgeforscht und durchgedacht,
Nur das in Wahrheit, das ist dein —
Und alles Andere ist Schein.

3.
Ich will mich gern dir fügen,
So stolz ich ehdem war,
Denn wiß' es: Lieb' und Demuth
Sie sind ein Zwillingspaar;
Der Lieb' ist es zu Eigen,
Daß sie sich völlig gibt;
Nun, und die Demuth? Wahrlich,
Die weiß nur, daß sie — liebt.

4.
Ob es wohl besser wär' auf Erden,
Würden wir alt geboren werden
Und würden jünger jeden Tag? —
Wer mir darauf antworten mag?

5.
Ein Augenblick, in welchem still
Das Herz sein Glück empfunden,
Viel köstlicher mir scheinen will
Als durchgeschwelgte Stunden.

6.
Ein Centner Armuth läßt leichter sich tragen,
Als ein Pfund ungewohntes Behagen.

7.
Ja, das ist die geheimnißvolle Drei!
Geboren werden, leben, endlich sterben.
Der Mensch weiß nicht, daß er geboren sei;
Das Sterben ist ein qualvolles Verderben;
Nun und das Leben? Unter stetem Sinnen,
Wie man es leben soll, fließt es von hinnen,
Man hat gedacht, gekämpft, man hat gestrebt,
Ja, man hat Alles, nur nicht Eins — gelebt!

Felix Dahn in Königsberg i. Pr.

Wieder im Vaterhause.

Hartbeschwingte Jünglingsträume,
Seid ihr wieder mir genagt,
Seit die herzvertrauten Bäume,
Seit die Heimat ich betrat? —

Ihr umschwebt die heiße Stirne
Kensch und zagend, kühl und lind,
Wie von meines Hochlands Firne
Heisend grüßt der Morgenwind.

Fesseln fallen, — Ketten springen, —
Rings der Nebel weicht und reißt: —
Und befreit, auf Adlerschwingen,
Hoch zur Sonne schwebt der Geist.

An die Geliebte.

Seht ihr im Teich die stolzen Schwäne schweben,
Mit leis gewölbtem Bug? das ist ihr Schritt!
Seht ihr im West die weißen Rosen beben?
So wogt ihr Busen — ihre Seele mit!

Seht ihr im Blau die ew'gen Sterne schreiten,
Treu, stät und still, nach gottbestimmtem Ort?
Das ist ihr Lieben: durch die Ewigkeiten,
Ein schweigend Wunder, leuchtet's fort und fort.

Therese Dahn in Königsberg i. Pr.

Rothkehlchens Lieder.

1.
Rothkehlchen ruft man mich,
Meine Flügel' ich schwing' ich leise:
Ich sing' eine süße Weise
Und singe sie nur — für dich!

2.
Roth ist mein Kehlen,
Schön — braun mein Gefieder:
Ich hab' ein scheu Seelchen
Und sing' scheue Lieder.

3.
Ich fand zwei Beilchen blühen,
Von Thränen naß —
Ich sah zwei Herzen glühen,
Weißt du von was?

In Wald bin ich geflogen,
Als da ein Mägdlein schritt,
Ein Mann sprang ihr entgegen —
Mich sah'n sie beide nit.

Er fing sie an den Händen
Und zog sie an die Brust:
„Nun muß ich lang dich lassen! —
O, bitter Abschiedslust!“

Er küßte die rothen Lippen,
Er nannte sie all sein Glück
Und hielt sie noch lange — lange —
Dann huschte das Kind zurück.

Er aber stand und spähte
Ihr traurig nach — und stand,
Bis fern, in Waldesdämmer
Die lichte Gestalt verschwand.

O weh, du sehr verlass'ner,
Einsamer, armer Mann!
Wie schreitest du nun so traurig
Und langsam durch den Tann!

Katharina Diez in Düsseldorf.

Die „heilige Behme“.

Bu dem Bilde von Direktor Dr. A. von Krelling.



Westfalenland! aus deiner Wälder Nacht,
Aus deinem Spiegel der vergang'nen Zeiten —
Wie sehn wir in geheimnißvoller Pracht
So manche Bilder groß und mächtig schreiten!
Vor allen ist's der „heil'gen Behme“ Recht,
Die strenge, düstre, deutsche Eumenide,
Das Schmerzenskind aus kräftigem Geschlecht
Das selbst gesichert sich des Herdes Friede.

Wer kennt „der Uebel allergrößtes“ nicht?
Die Sünde, welche Ruh' und Glück zerstört,
Die jede Schranke frevelhaft durchbricht
Und nicht die Stimme des Gewissens hört,
Die Schuld, die tückisch im Verborgnen schleicht,
Doch offen auch zu drohn, zu freveln waget,
Wo ihr das Recht des Unterdrückten weicht,
Das vor der ungerechten Macht verzaget.

Doch wehe dem, der ihr verfallen war
In jener Zeit, wo mit dem Richterschwerte
Erschien der „heil'gen Behme“ dunkle Schaar
Und Sühne für der Unschuld Mord begehrte!
Wo ihr von Gottes Gnaden ward die Macht,
Die stärker war als die der Fürstenthronen,
Und schreckender als selbst des Papstes Aht
Klang ihre Losung aus der ernstest Frohne.

Sie scheute nicht der Sonne hellen Strahl,
Kühn schritt sie durch der Nächte tiefstes Dunkel,
Es galt kein Widerstand und keine Wahl
Vor ihres Schwertes drohendem Gefunkel.
Du armer Knecht der Sünde, zittere nur!
Wo du dich auch verbirgst, sie wird dich finden,
Kein Jäger kennt wie sie des Wildes Spur,
Das sie mit ihrem Rege will umwinden.

Beh dir, wenn in der Leidenschaften Drang
Dein böser Geist gesiegt in schwacher Stunde!
Ein rascher Blitz erhellte deinen Gang,
Die dunklen Wächter halten schnelle Kunde,
Der Todte schweigt, den deine Hand erschlug,
Doch nicht verhallten seine Klagerworte:
Ob auch hinweg der flücht'ge Fuß dich trug —
Gebaunt bist du am schauervollen Orte.

Sieh, wie die Hand der Rache schon empor
Die Finger reckt zum Schwur, der dich vernichtet,
Der Spahn ragt aus des Baumes Stamm hervor,
Das Rainszeichen steht — du bist gerichtet! —
Des Todes Fackeln leuchten durch die Nacht,
Und senken sich, wie sich dein Leben senket,
Ob auch des Morgens Schimmer dort erwacht —
Die Behme kam, die keinen Tag dir schenket.

Aus einem ewig göttlichen Gefühl
Ist ihre ernste, strenge Macht entstanden,
Austauchend aus dem wirren Weltgewühl,
Das Recht erfassend in Tyrannenbanden.
Sie holte ihren kräftig kurzen Brauch
Nicht aus des Bücherstaubes dunst'ger Wolke,
Ihr Spruch war frischer, herber Waldeshauch,
Ihr Richterstuhl stand mitten in dem Volke.

Wohl trat der Zug der schwachen Menschlichkeit,
Der Irrthum auch in ihre heil'gen Hallen,
Und in dem Sturme einer wilden Zeit
Ist sie dem eignen Strafgericht verfallen.
Doch ihres Ursprungs Quelle bleibt uns stets
Ein Spiegel echter, kräft'ger Menschentugend,
Aus ihrer alten Linden Zweigen weht's
Noch jetzt wie Schildklang aus des Volkes Jugend.

Und mag verfallen auch des Freistuhls Herd,
Verloren sein der Stein, die Weidenschlinge,
Verrostet Karls des Großen Richterschwert
Im raschen Umschwung aller ird'schen Dinge,
Hat doch die Behme der Gerechtigkeit
Entrungen morschen Formen sich und Banden:
Es ist ihr Geist in einer großen Zeit
In offenen Freiheitskämpfen doch entstanden.

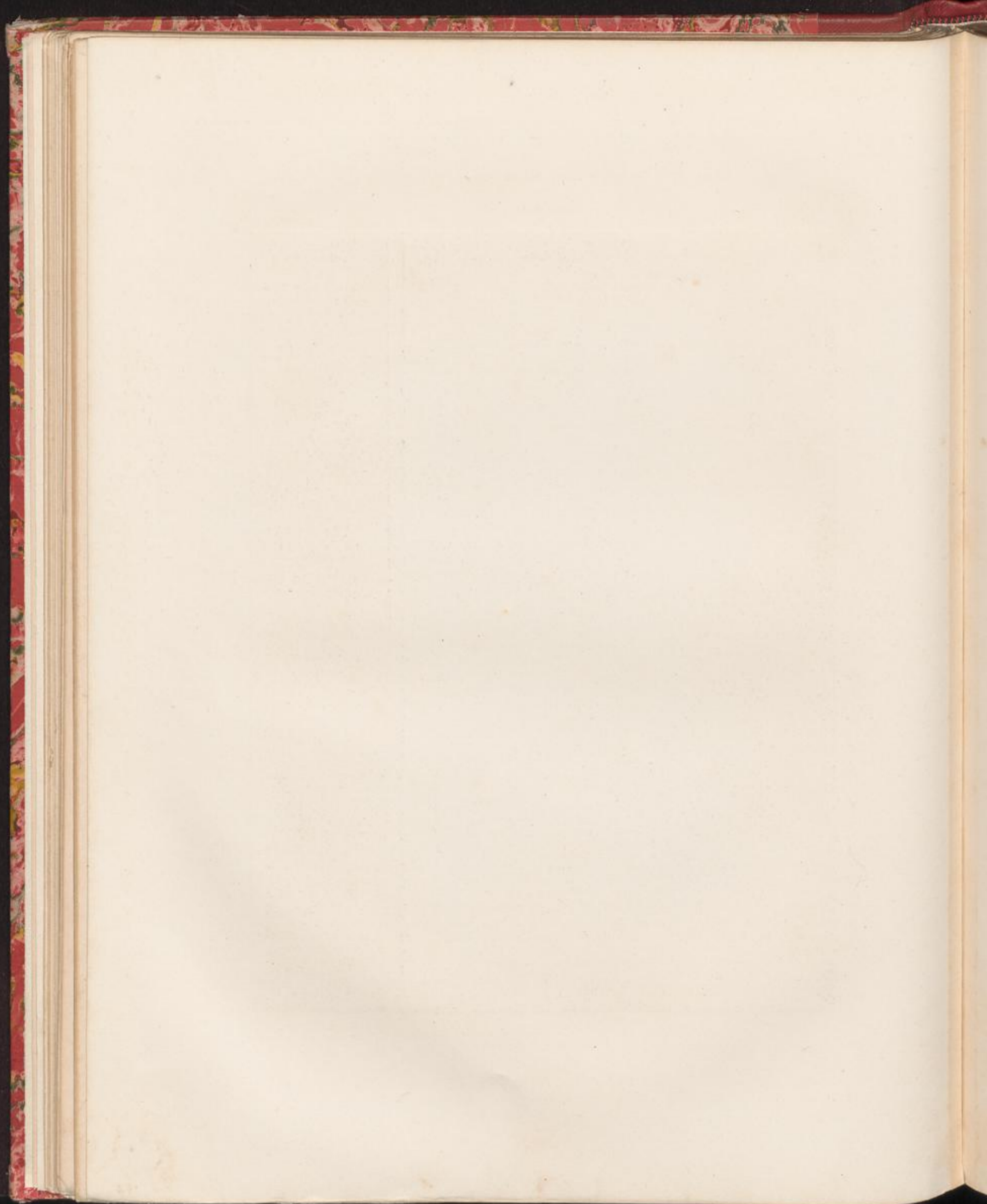
Da holt er wieder aus der Menschenbrust
Mit unerschrocknem Muthe unsre Rechte:
Er ward des heil'gen Ursprungs sich bewußt,
Der ihn nicht schuf zu einem Söldner-Knechte;
Auf daß der Wahrheit göttliches Gericht
Stets neu des großen Dichters Wort uns künde:
„Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
Der Uebel Größtes aber ist die Sünde.“



A. Lötters lith.

von A. van Meeling

Die „hriliger Wshmt“



Franz W. Freiherr von Ditsfurt in Nürnberg.

Kalamus.

Vor dem Königsschlosse droben,
Auf des Marmorhofes Grunde,
Steht ein Scheiterhauf erhoben,
Frei, inmitten der Rotunde.

Aus der Ceder trockenem Stamme,
Und mit dürrerem Rohr durchsichtet,
Ist er künstlich, jeder Flamme
Leichtes Spielzeug, aufgerichtet.

Doch von Myrten, Lorbeerzweigen,
Baut sich eine Lagerstätte
Drüber auf, und Blumen neigen
Um das Bette sich zur Kette.

Aus krystall'nen Opferschalen
Wirbelnd Ambradüste rauchen,
Die nun in die letzten Strahlen
Goldner Abendsonne hauchen.

Still ist's, ob in ehernem Kranze
Der Phalangen schlichtgewöhnte
Reihen stehn im Waffenglanze,
Elephanten, thurmgekrönte:

Denn herab vom Königsschlosse,
Unter hohem Baldachine,
Schaut Philippus' großer Sprosse
Schweigend und mit düst'rer Miene.

Seine Feldherrn, die im Kreise
Den Gewaltigen umstehen,
Winken heimlich, flüstern leise,
Ernst, wie er, hinunter sehen.

Leichten Spott am feinen Munde,
Thats überblickt, die schöne,
Aus des Zeltes Mittelgrunde,
Die verstummten Ruhmesöhne.

Aber nun, aus dumpfem Schweigen,
Das gelagert auf der Menge,
Hebt sich feierlicher Reigen,
Tönen heilige Gesänge.

Aus dem Königshause schreitet,
Fest und ruhig, ein Bramane,
Kings vom Priesterchor geleitet,
Ernst mit heiligem Pääne.

Seine Glieder sind umflossen
Weit vom schneeigen Talare,
Auf der Stirne Blumen sprossen,
Nieder rollen seine Haare.

Und Kalamus naht, Gefährte
Alexanders, lang verloren
An die Welt, bis der Befehrte
Nun den Opfertod erkoren.

Weil er Brama's Dienst verlassen
Und gefolgt dem Erdenkönig,
Sollen jetzt die Flammen fassen,
Was den Erdgelüsten fröhnig.

Ungern sieht den frohen Jnder
Alexander von sich scheiden,
Den Genossen und Erfinder
Schwelgerischer Lebensfreuden.

Und er kommt zur Opferstätte,
Hat sie dreimal noch umschritten;
Steigt empor zum Myrtenbette,
Aniet gelassen drauf inmitten.

Betend hebt er seine Hände
Zu der Sonne goldnem Lichte,
Die mit letzter Strahlenspende
Spielt auf seinem Angesichte.

„Brama, zu dir gehn zwei Wege:
Weisheit und der Tod. Den einen
Gab ich thöricht auf und träge:
Laß den andern mich dir einen!

Denn von deinem Geiste entnommen
Ist mein Geist, wie du unsterblich;
Ob im Erdenstaub verkommen,
Bleibt der Keim doch unverderblich.

Laß dein Himmelsang' den Matten,
Deine Sonne mich begleiten,
Wenn ich durch des Todes Schatten
Will zur alten Heimat schreiten.

Und nun, sonnenlichtensprohne
Flamme, diesen Leib verzehre,
Daß der Geist in das erschloßne
Gottesurlicht wieder kehre!“

Und er schweigt. Wie eine Krone
Glühn der Sonne letzte Funken
Auf der Stirne Brama's Sohne,
Der verklärt und gottesdrunken.

Dann zur Ruhestätte nieder,
Die zum Opferherd bereitet,
Streckt er königlich die Glieder,
Den Talar um sich gebreitet.

Unten aber auf dem Plane,
Schlingt sich wiederum der Reigen,
Und die heiligen Pääne
Von der Priester Lippen steigen.

Und sie legen ihre Brände,
Feierlich im Kreis geschwungen,
An des Scheiterhaufens Wände,
Bis die Gluthen ihn durchdrungen.

In die leichten Rohressprossen
Wühlen gierig sich die Flammen;
Schon, zum Haupt empor geschossen,
Schlagen drohend sie zusammen.

Als sie Brama's Sohn umfassen,
Tuba und Drometen schmettern,
Und der ehernen Phalangen
Donnerschlagtruf hört man wettern.

Schwert- und Schildgeklirr durchtöndend,
Wiehern hell die muthentbrannten
Rosse bäumend; erderdröhnend
Schallt der Toos der Elephanten.

Wie der Sturm tobt überm Meere,
Wogt es brausend durcheinander.
Dreimal so mit letzter Ehre
Grüßt den Freund noch Alexander.

Ruhig doch sieht der Bramane
Schon die Funken ihn umzücken,
Und die blut'ge Flammensfahne
Näher stets und näher rücken.

Ob die Blumen seiner Haare,
Ob ihm weggesenkt die Locken,
Flammen lodern im Talare —
Ruhig liegt er, unerschrocken.

Ob sie gierig ihn umdringen
Ihn umschlingen, tödtlich fassen,
Keinen Schmerzlaut kann's erzwingen,
Ruhig bleibt er und gelassen;

Bis zulezt die Altarflammen
Wirbelnd sich zum Himmel kehren,
Und den Opferherd zusammen
Mit dem Opfer drauf verzehren.

Dann, zum wirren Trümmerstoße,
Liegt der Scheiterhauf verfunken;
Brama's Sohn in seinem Schoße,
Staub nun unter Schutt und Funken.

Schweigen ruht auf allem Volke,
Düster kommt die Nacht gegangen;
Düster hält die Trauerwolke
Alexanders Stirn umfangen.

Doch die listige Hetäre
Simmt mit lächelndem Gesichte,
Wie sie diese Schatten kläre,
Durch ein fähnes Werk zernichte.

„Soll des Lichtes Erbe gehen,
Dunkel so auf halbem Pfade?
Kann der Phönix neu erstehen
Aus dem Kinderflammenbade?“

Eine Fadel will ich heben,
Einen Opferherd bereiten,
Die ihn besser neu zum Leben,
Und an Brama's Tisch geleiten.“

Und sie greift zum Feuerbrande,
Der dem Trümmerhauf entnommen,
Stößt ihn in die Zeltgewande,
Daß die Flammen hell entglommen.

Angeweht vom Abendhauche
Faßt die Gluth mit gierem Munde,
Ueberwältigt mit dichtem Rauche
Bald des Daches weite Runde.

Kaum der König Alexander
Aus dem Schlosse niederschreitet,
Als es, wie ein Riesenbrander,
Weiter schon die Flamme leitet.

Doch das flammenüberlohte
Sinkt dem Feuermeer zum Raube,
Und beim nächsten Morgenrothe
Liegt Persepolis im Staube. —

Fechten mit Hindernissen.

In dem Bilde von C. Hermann.

Fi, Fechten, lieber Freund, ist ja
Längst überall verboten!
Wenn hier auch Polizei nicht nah,
Es liegt ein schlimmer Wächter da,
Dem treue Hut geboten.

Sei aber drum nicht gleich verzagt,
Die Thür steht ja doch offen,
Da ist es eher schon gewagt;
Vielleicht das man „Herein!“ dort sagt,
Läßt eine Gabe hoffen.

Er schaut nicht eben freundlich drein,
Knurrt ärger, als dein Magen;
Da mußt du schon behutsam sein,
Und nicht zu nah dich stellen ein,
Sonst könntest du's beklagen.

Wär es auch nur ein Stücklein Brot,
Ein Pfennig, so desgleichen —
Man hat ja überall jetzt Noth —
So nimm in Frieden, was man bot,
Wird man's nur freundlich reichen. —

Du traust auch wohl dem Frieden nicht
Trotz deiner Hände Loden:
Der Wächter macht ein böß Gesicht,
Und was aus seinen Augen spricht,
Läßt deine Füße stoden.

Dräxler-Mansfred in Darmstadt.

Der Siebziger.



Manches Weib in früher'n Tagen
Lohnte mir mit holdem Blick,
Eines doch blieb im Verjagen
Strenge gegen mich — das Glück.

Wie ich seiner auch begehrte,
Wie darum ich warb und lief,
Immer nur den Rückenehrte
Mir es, taub, wenn ich ihm rief.

Was dem Jungen nicht gelungen,
Ist dem Alten ganz entsernt,
Der das Eine nur errungen,
Daß entbehren er gelernt.

Und von seinem ganzen Leben
Blickt das Resultat zurück:
Redlich wollen, emsig streben,
Aber leider — ohne Glück.

Geheimes.

In des Herzens tiefstem Grunde
Hat wohl Jeder, der da lebt,
Ein Geheimniß, dessen Kunde
Sorgsam er zu wahren strebt.

Liebe, Habgucht, Ehrbegierde,
Rache oder künft'ge That,
Bald sein Glück, bald seine Bürde,
Wohlgeborgten vor Verrath.

Nur ein Bergmann darf es wagen,
Teuf' und schürfe mit Bedacht:

Aber rührt des Zufalls Finger
Hin, wo das Geheimniß ruht,
Regt sich's in dem dunklen Zwinger,
Und die Wangen färbt das Blut.

Noch ein Ruck, und von den Lippen
Fliegt, was streng verschwiegen war,
Und die Fremden und die Sippen
Sehen nun dein Inn'res klar.

Hat er glücklich eingeschlagen,
Trifft er wohl auf Gold im Schacht.

Wie ein Räthsel, das errathen,
Schiebt beiseite dich die Welt
Und durchwählt mit ihrem Spaten
Dann ein andres Neugierfeld.

Darum du dem Acker gleiche,
Der wohl oben grünt und sprießt,
Doch die inneren Bereiche
Vor dem Bauer tief verschließt.

Georg Freiherr von Dyherrn in Herzogswaldau.

Weihnacht auf dem Friedhofe.

Durch die Straßen der Stadt
Im schwarzen Kleid
Wandelt ein Weib
Zur Weihnachtszeit.
Schneelicht umher,
Hell ist die Nacht;
Droben flimmert
Der Sterne Pracht.

Auf die Straßen der Stadt
Fällt flackernder Schein,
Zu hellen Fenstern
Blickt sie hinein:
Der Christbaum brennt — —
Ach! im letzten Jahr
Wie jauchzte das Kind,
Das ihr Leben war!

Es hebt die Händchen,
Wie lieb es lacht!
Sie herzt es und küßt es
In heiliger Nacht,

Nun liegt es drauß
Unter'm Schnee verscharrt;
Das kleine Grab
Ihr Liebsteß ward.
Wer mag die Todten
Besuchen heut,
Wo Freude dem Leben
Die Liebe heut!

Einer Mutter Liebe
Begräbt man nie,
Ueber Tod und Grab
Noch reichet sie.
Die Welt kein Fest,
Keine Freude hat;
Sie suchet ihr Kind
An stiller Statt. —

Bis erloschen der Traum
Und der Lichter Schein — —
Sie hatte ein Grab — —
Sie war nicht allein!

Da knarrt das Thor,
Da steht sie still:
Ihrem lieben Kind
Sie bescheeren will;
An dem kleinen Baum
Mit zitternder Hand
Hat sie die Lichter
Angebrannt.

Und Thränen fallen
Langsam herab,
Und Gebete legt sie
Aufs kleine Grab.
So steht sie lange
Und träumt und sinnt,
Und lebendig lächelt
Das todte Kind.



gem. v. C. Ziemann.

C. Sissnapp lith.

Fochten mit Hindernissen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



Karl Egon Ritter von Ebert in Prag.

Gefinnung.

Wie auch toll die Welt es treibe,
Wie sich Alles auch verkehre,
Daß sich selbst er treu verbleibe
Ist des Mannes Stolz und Ehre.

Was da glihert, schillert, flimmert,
Stammend mag's der Markt begaffen,
Doch du sollst drum unbekümmert
Nimmer nur das Rechte schaffen.



Ernst Eckstein in Leipzig.

Irma.

Sie schritt im Rosenkleid zu Thal,
Den Tannenspfad entlang;
Dort sah ich sie zum ersten Mal
Am schroffen Felsenhang.
Es strahlten Licht und Klar, wie nie,
Die Schneegekrönten Höhn:
Doch lichter, klarer strahlte sie,
So hold, so engelschön!

Das Schloß voll Glanz und Herrlichkeit,
Der stolzer Fürstensaal!
Dort sah ich sie im gold'nen Kleid
Beim Fest zum zweiten Mal.

Ich sah der Voden dunkle Pracht
Im flücht'gen Tanze weh'n.
Sie glüht der sternbeglänzten Nacht,
So hold, so engelschön.

Vom Kirchhof klingt, wie bittres Leid,
Voll Wehmuth der Choral.
Dort sah ich sie im weißen Kleid, —
Es war das letzte Mal!
Bleich war ihr Antlitz, bleich ihr Mund,
Ich blieb in Thränen stehn.
Schlaf wohl, schlaf wohl, im kühlen Grund —
So hold, so engelschön!



Cordoba, du heißgeliebte,
Du mein Himmel, du mein Alles!
Herrlich trugst du Stab und Krone
Bis zur Stunde deines Falles!

Am Guadalquivir.

(Lied der Moriska.)

Wenn vom Blau die stillen Sterne
In den Strom herniedersehen,
Regt sich neu der Schmerz der Liebe,
Knie' ich nieder, um zu weinen.

Weh', der Halbmond ist gesunken!
Weh', die Säulen sind gefallen!
Einsam geht der Geist der Klage
Durch die ausgestorb'nen Hallen.

Cordoba, du heißgeliebte,
Fromme, Stolze, Edle, Starke!
Trotzig durch der Fluth Gebrände
Lenkstest du die goldne Barke.

Doch des Kreuzes dunkle Klippe
Traf der Kiel in dunkler Stunde,
Und die Barke brach in Splitter,
Und der Schiffer ging zu Grunde.

J. G. Fischer in Stuttgart.

Neujahrsnacht.



Wie träuselndes Leben
Ueber Gewässern,
So wandelt ein Lichtstreif
Um das Nachtgewölke
Von Berg zu Berge.

Dort keimen wie Saaten,
Eh sie der Erde geboren werden,
Voraus die Stunden des kommenden
Jahres,

Die Himmelskinder,
Ein Dehnen und Wirken,
Ein Necken und Streben
Wie springender Knospen
In Frühlingsgärten;
Und hoch in Lüften
Gleich Knabenstimmen

Singen von Zukunft
Werdende Seelen.
Aber ein Miß jezt
Zertheilt das Gewölke,
Und schüttender Lichtguß,
Ein breites Stromband,
Fließt herab an das Bette der Erde.

Hier regen im Schlaf sich
Athmende Menschen,
Dessnen die Arme
Und schließen die Arme,
Wie man voraus an's liebende Herz
Drückt, was erst ein Gehofftes ist.
Jezt nahe dich nur,
Goldstreuender Sämann
Der Morgenträume,

Du findest die Herzen
Wie weichen Boden;
Deine Saaten treiben
Und reifen Gewißheit.

Schon steht er gewärtig,
Des Jahres erster
Aufblühender Tag,
Und, auf Erden gepflanzt
Wie seit Jahrtausenden,
Greift der Mensch noch immer
Mit Händen empor,
Um das Band zu fassen,
Dessen eines Ende
Der Himmel hält,
Dessen andres Ende
Die Welt nicht läßt.

Du' Ende.

Bring nur ein ganz und voll Gemüth,
Ein treues Auge her,
Und wo ein erstes Weilschen blüht,
Erblihen leichtlich mehr.

Ein Abendstern ist aufgewacht —
Und eine Stunde kaum,
Wie tief entzündet ist die Nacht
Im ganzen Sternenraum!

Mit deines Auges erstem Strahl
Fing mir der Zauber an:
Nun thust du Wunder ohne Zahl,
Seitdem du eins gethan.

Schöpfungslegende.

Die Seele war zu groß für einen Leib,
Drum bei der Schöpfung hat sie Gott getrennt,
Daß erst im Aug' des Mannes sich das Weib,
Der Mann im Aug' des Weibes erst erkennt,
Daß die getrennten und verwundrungsvollen
Sich selber, eins im andern, suchen sollen,

Dem Zuge nach, der mit der Wunderhand
Vor Ewigkeiten sie in Eines band.
Dann erst hat diese Schöpfung ausgelebt,
Wenn nicht das eine mehr zum andern strebt;
Und eine neue Welt erbaut sich dann,
Schon vorgebacht, als diese Welt begann.

Beim Scheiden.

Wir küssen uns — du wanderst weit,
Und deine Augen weinen;
Das ist der Liebe hohe Zeit,
Wenn Qual und Lust sich einen.

Dein Aug' ist uns'rem Schicksal gleich,
Es leuchtet unter Zähren,
Denn keine Liebe war so reich,
So bang ist kein Entbehren.

Des Glückes und des Schmerzes Höhn
In Einem zu erleiden —
Kein Wiedersehen ist so schön,
So schwer wie dieses Scheiden.

So schwebe vor mir allezeit
Dein süßes Aug' in Thränen,

Ich will mich bis zur Ewigkeit
Nach dieser Stunde sehnen.

Ludwig Foglar in Wien.

Eine Morgenwanderung im Pinzgau.

Reich' mir, o Greis, die harte Schwielenhand,
Sie hat sich nie befaßt mit Spiel und Tand,
Sie schwang die Art, sie zog den Karren nur,
Vom Kampf mit Noth aufweist sie jede Spur.
Dein Aug' ist heiter, muthig und gesund,
Dein Herz ist nicht an einer Stelle wund.
Vor Sonnenanfgang wandelst du empor
Den steilen Wald, hast Nichts als Arbeit vor,
Dich labt der Quell, die magre Krume Brot;
Und spät erst kehrest du heim im Abendroth.
Dann sprichst du dein Gebet und schlummerst ein
Und träumst zu deinem Brote dir den Wein.
Du siehst mich an, und du verstehst es nicht,
Daß Einer so beneidend zu dir spricht,
Du wiegst das Silberstück und stammelst Dank
Und sagst mitleidig: „Herr, Ihr seid wohl krank?“
Heilmittel nennst du mir für dies und das
Und meinst, daß Mancher schon dadurch genas.

Was an der Seele Tiefen krank sein heißt,
Du guter Greis, wohl freilich noch nicht weißt.
Der Wunderbalsam, den du mir gereicht,
Hat keine Herzenswunde noch erweicht.
Doch nehm' ich ihn, ungläubig innerlich,
Treuherzig als Erinnerung an dich.
Sie präge mir die Lehre in die Brust:
Erkenntniß ist der Tod der Kindeslust,
Und wer vom Leben fordert Rechenschaft,
Legt seine Freuden in die engste Faust!
Dir sind sie stumm: der Baum, der Bach, die Flur;
Den Wald betrittst du wie dein Zimmer nur,
Worin du frohnen mußt von früh bis spät,
Und danklos erntest du, wo du gesät.
Nicht weiter laß uns gehen ins Gericht:
Mir die Entzückung, dir das Gleichgewicht,
Mir das Verzichten, dir die Schwielenhand,
Dir den Bestand und mir — den Unbestand!

Ernst Förster in München.

Raphaels Traum.*)

In Sonntag war's im schönen Monat Mai —
Ich fühlte mich so glücklich, froh und frei:
Mein erstes Muttergottesbild hatt' ich vollbracht;
— Viel, gute Mutter, hatt' ich dein gedacht,
Wie du in meines Lebens ersten Tagen
Mich liebevoll in deinem Arm getragen;
Wie heil'ge Sprüche du mich früh gelehrt,
Und sorgsam Schmerz und Schaden abgewehrt. —
Zur Gräfin Staffa war es heut gekommen.

Wie hat sie es so gütig aufgenommen,
Als hätt' es ihr das Bild selbst anvertraut,
Mit welcher Seligkeit ich's aufgebaut.
Voll war das Herz, und viel zu eng das Haus;
Ins Freie zog es mich, zur Stadt hinaus:
Des Himmels Dom, der Appeninen Höhn,
Ich sehnte mich, weit in die Welt zu sehn.
Vor Porta della Pesa, fernab nicht,
Das Kloster liegt der Jungfrau von dem Licht;**)

*) Ein Jugendbild Raphaels, aus der Zeit von 1500, abgebildet im Atlas zu Passavant's „Raphael“, beschrieben in „Raphael“ von E. Förster, I. Bd., S. 159. Es befindet sich in der National-Galerie zu London. Aus derselben Zeit ist das reizende Madonnenbildchen aus dem Hause „Connestabile-Staffa“, jetzt in der kaiserlichen Sammlung zu St. Petersburg.

**) Das Kloster der Madonna della Pace bei Perugia, von wo man links die Aussicht nach Assisi, rechts ins Tiberthal hat.

Nah einem Hügel ist es aufgebaut,
 Von dem man rings in Näh' und Ferne schaut.
 Wie reizend ist der Platz! wie herrlich diese Welt,
 Von linder Luft durchweht, von Himmelslicht erhellt!
 Es schweift der Blick durch das Topinothal,
 Wo an dem Bergabhang das ew'ge Mal
 Kampffroher Selbstverleugnung steht im Sonnenglanz,
 Die hohe Gottesburg des heil'gen Franz,
 Der, ird'schen Glückes bar, allein im Seraphscheine
 Begründet einst die mächtige Gemeine,
 Die weltverachtend, bettelarm und bloß
 Gerettet hat der Kirche schwankend Loos. —
 Und nun gewendet nach der andern Seite —
 Was zieht das Herz allmächtig in die Weite?
 Wo geht er hin, der Fuß, wohin? wohin?
 Kann ich nicht auch mit seinen Wellen ziehn?
 Wie lacht die Flur, wie leuchten Thal und Höhn!
 Dort ist das Glück! das Leben hold und schön!
 Der Fluß ist's, dessen Well' in kurzer Frist
 Den Fuß der hoheitreichen Roma küßt. —
 Ich setzte mich. Es schweiften die Gedanken
 Im Wechsel rechts und links in stetem Schwanken:
 Ein sanfter Schlaf schloß mir die Augenlider;
 Ein seltsam Traumbild senkte sich hernieder.
 Ich sah mich plötzlich ganz wie umgeschaffen.
 Gleich einem Kriegsmann war ich ganz in Waffen;
 Ein glänzend Erz umgab mir Brust und Glieder.
 Ein blanker Schild gab mir mein Bildniß wieder,
 Und in die Hand war mir für Tod und Leben,
 Zu Kampf und Wehr ein scharfer Stahl gegeben.
 Und alsbald sah ich auf der steilen Bahn
 Zwei himmlische Gestalten lichtumflossen nah.
 Zur Rechten stellte sich die Eine, wie zur Linken
 Die Andre mir, und Jede schien zu winken,
 Daß ich ihr folge, da nur ihr Geleite
 Des Lebens Glück mir sicherlich bereite.
 „Sieh, wie die Blume blühet,“ — sprach die Eine, —
 „Genährt von Himmelsthan und Sonnenscheine!
 So vollgenießend ohne Kampf und Mühen
 Kann auch dein Leben leicht und froh erblühen.
 Komm, folge mir! Sorglose Heiterkeit
 Auf meinem Wege steht sie dir bereit!“
 Die Andre sprach: „In deiner Hand das Schwert
 Sagt, daß der tapf're Mann sich gegen Feinde wehrt.
 Kein ärgrer Feind des Menschen, als Genuß,
 Wenn klavisch er sich ihm ergeben muß.
 Komm, folge mir! Nur in des Lebens Mühen,
 In Kampf und Sieg nur kann das Glück erblühen!“
 „Es gibt kein Glück auf Erden,“ — sprach die Eine —
 „Als in der Liebe glühendem Vereine!
 In der Geliebten Arm, mit ihrem Kuß

Erwartet dich des Lebens Hochgenuß!
 Komm, folge mir! In süßer Liebe Ketten
 Wird' ich vor Dual und Trübsinn dich erretten.“
 „Wie trügerisch“ — gab die Andre ihr zurück —
 „Ist dein verführerisches Erdenglück!
 Der Himmel nur allein ist ohne Wanken,
 Auf ihn, o Jüngling, richte die Gedanken!
 Es zieht die Welt dich in ihr Nichts zurück:
 Komm, folge mir! Ich will dein ewig Glück!“
 Und was ich hörte, hat mich tief erregt
 Und bald mich links, bald wieder rechts bewegt;
 Und wie ich sinnend schwankte, nach wie vor,
 Wächst hinter mir ein schlanker Baum empor.
 Und wie er sich in Zweig um Zweig, in Blatt um Blatt
 In voller Frühlingspracht entfaltet hat,
 Umschattet mich — o märchenhafter Traum! —
 An Blüthen reich ein mächt'ger Lorbeerbaum,
 Der weithin seine schatt'gen Aeste streckt
 Und schützend mich und beide Frauen deckt.
 „Wie könnt' ich folgen Einer nur von Beiden,
 Da über Beide sich die Aeste breiten
 Des Baumes,“ — sprach ich — „dessen Laubgewinde
 Den Sieger ziert als Ruhmes-Angebilde,
 Ob er in heißem Kampf den Feind erdrückt,
 Ob er zu Himmelslust die Welt entzückt.
 Der Schönheit Zauberreich zu offenbaren,
 Nicht widerspricht's dem Heiligen und Wahren,
 Das früh mir ward in meine Brust gelegt,
 Und das ich einer Blume gleich gehegt;
 Und ruh' ich einstens in geliebten Armen,
 Wird Gott sich gern des Glücklichen erbarmen.
 Wie möcht' ich Einer folgen, Eine meiden?
 Ich fühl' es: im Geleit nur von Euch Beiden
 Wird mir's gelingen, mit der Schönheit Gaben
 Sinn' und Gemüth im reichsten Maß zu haben,
 Und dabei heilig, keusch und rein,
 Ein Streiter Gottes immerdar zu sein;
 Auf daß, werd' einstens ich der Welt entrückt,
 Des Lorbeers Reiz den kalten Scheitel schmückt,
 Und daß man noch nach vielen spätem Jahren
 Euch Beide preist, die mein Geleite waren.“

Noch schwebten die Gestalten mir verschwindend vor,
 Da drang Geläut der Vesper an mein Ohr;
 Und ich erwacht'. Entschwunden war der Traum,
 Die Frauen beide, mit dem Lorbeerbaum.
 Und dennoch mußt' ich alles Sinnen, Denken
 Auf dieses Traumgesichtes ernste Wahrheit lenken.
 Im klaren Bilde ließ der Herr mich sehn
 Den Weg des Heils. Wohlan! Ich werd' ihn gehn!

Ludw. Aug. Frankl in Wien.

Tanzsaal.

Musik und Lachen scholl im Spiegelsaale,
 Viel hundert jugendliche Paare wanden
 Im Tanze sich zu blühenden Guirlanden
 Wie schön im tausendfachen Kerzenstrahle!

Es klangen Hörner, leuchteten Pokale,
 Bis Einzelne, sich lösend aus den Banden
 Und müd geworden, Paar um Paar verschwanden:
 Wie ist es schaurig still mit einem Male!

Herabgebrannt sind düster alle Lichter,
 Die Diener löschen stumm sie aus und schleichen
 Im Saal umher, verdrossene Gesichter.

Die Musikanten hörten auf zu streichen,
 Es fröstelt in dem Saale — und der Dichter
 Mag mit dem Leben dies Gespenst vergleichen.

Ich habe tiefsten Lebensschmerz gesehen
 In Thränen sprechen und in lauten Klagen,
 Verzweifelnd lachen und mit Schweigen sagen,
 Wie einem Menschenherzen weh geschehen.
 Ein Bild wird nie vor meinem Blick vergehen:
 Ein Vater half gebeugt die Bahre tragen,
 Drauf mit dem Sohn des Lebens Freuden lagen,
 Er betete und weinte still im Gehen.

Eine Bestattung.

Ein letzter Trost schien ihm die Last des Kindes;
 Genommen jetzt von dem gebeugten Nacken
 Schien erst der herbste Jammer ihn zu packen.

Das letzte Erdenglied geht vor ihm unter,
 Und Schollen wirft er schonend sanft hinunter,
 Es fliegt sein graues Haar im Hauch des Windes.



Emanuel Geibel in Lübeck.

Nächtlicher Ueberfall.

(Zu einem alten Holzschnitt.)

Am Monde hin streichen
 Die Wolken im Flug;
 Auf der Heide, der bleichen,
 Geht leise der Zug.

Nur ein heimliches Rufen
 Läuft sacht durch die Reih'n,
 Dumpf klirr's wie von Hufen
 Und Harnischen drein.

Schwer zwischen den Reitern
 Die Karthause hinfährt,
 Mit Pechkranz, mit Leitern
 Sind sie bewehrt.

Sie ziehen zur Beste,
 Entgegen der Schanz,
 Ungeladene Gäste
 Zum blutigen Tanz.

Hintan reitet Einer
 Auf dürr, dürrem Thier;
 Sein Antlitz grinst beinern
 Aus dem rost'gen Visier.

Um das Panzerhemd schlottern
 Grablinnen ihm her,
 Seine Bügel sind Ottern,
 Eine Senf' ist sein Speer.

Jetzt lauscht er vom Köhlein,
 Jetzt spornt er's zum Lauf —

O dadrüben im Schloßlein,
 Ihr Schläfer, wacht auf!

Amara George-Kaufmann in Wertheim.

Verlorene Träume.

In wieder stundenlang
 Verlor'nen Träumen nachgegangen,
 Weil fern ein Posthorn klang
 Und auf dem Wasser Burschen sangen.

O weißt du noch? Zur Zeit,
 Als rosenroth die Liebe blühte,
 Die Nachtigall ihr Leid
 Hinschmelzend klagte dem Gemüthe;

Die Linde blüthenschwer
 Ins Bächlein ihre Zweige tauchte,
 Und Alles ringsumher
 Der Liebe heißen Odem hauchte —

Ich hör' es noch, das Lied —
 Wie lang, o Liebster, ist's verklungen?
 Wie lange, daß ich schied'
 Von dem, der mir das Herz bezwungen?

O weißt du noch? Im Wald,
 Wo Reh' und Hirsche munter sprangen,
 Wo Aue-Blöden bald
 Und bald Schalmeien traulich klangen;

Dort, wo in tiefem Thal
 Der Fürst ein Schloßlein sich erbautete,
 In dessen stolzem Saal
 Ich nichts als meinen Liebsten schaute;

Im Erkerfenster dort,
 Von dichtem Ephen grün umspunnen,
 Da lauschend deinem Wort
 Nicht wehret' ich mehr der Liebe Wonnen.

Ein Posthorn klang — sein Ton,
 Er weckt' uns aus dem Rausch der Minne.
 Lang, lang, mein Lieb, ist's schon;
 Nie kommt der Ton mir aus dem Sinne.

Und traumbefangen schritt
 Zur Seite dir ich Waldeswege;
 Der sanfte Mond ging mit
 Und leuchtet' uns auf schwankem Stege.

Wir gingen Arm in Arm,
 Da klang Gesang und frohes Lachen
 So jugendfrisch und warm
 Vom Flusse her aus einem Nachen.

O Postillon — dein Klang,
 Er weckt mir alte Lust und Sehnen,
 Doch bei der Burschen Sang
 Entströmen meinem Auge Thränen.

Karl Gerok in Stuttgart.

Waldmärchen.

Wo der Wald am tiefsten schattet,
 An des dunklen Teiches Rand
 Saß der Sängler, süß ermattet,
 Mit dem Saitenspiel zur Hand;
 Ihn vergnügt es, still zu lauschen,
 Wenn ein Fisch den Teich bewegt,
 Wenn die Vögel Grüße tauschen,
 Wenn ein Rauschen
 Sanft sich in den Wipfeln regt.

Und vom Waldeszauber trunken
 Sank sein Haupt ins weiche Moos,
 Und, der lassen Hand entsunken,
 Glitt die Fither ihm vom Schooß;
 Die Gedanken sich verwirren,
 Er entschläft und merkt es kaum,
 Hört der Vögel muntres Schwirren,
 Süßes Gurren
 Nur von Weitem noch im Traum.

Müdelein schwärmen um den Schläfer,
 Aus den Büschen lauscht das Reh,
 Ihn beklettern goldne Käfer,
 Horch! da plätschert's leis im See:
 Aus der Wellen Silberkreise
 Taucht ein junges Wasserweib,
 Lauscht und hebt verstohlenweise
 Leise, leise
 Aus der Fluth den weißen Leib.

Und sie blickt mit scheuer Miene
Nach dem schönen Jüngling hin,
Und die schmucke Mandoline
Lockt der Nixe muntern Sinn,
Und sie hebt die Hand vom Weiten,
Denn der Schläfer macht ihr bang,
Läßt die Finger durch die Saiten
Prägend gleiten:
Ach! das gab so süßen Klang!

Wie sie nochmals um sich schaute,
Steigt der Muth und wächst die Lust;
Keclich greift sie nach der Laute,
Drückt sie an die feuchte Brust;
Läßt die Saiten stärker beben,
Von der eignen Kunst entzückt;
Läßt die Töne bald sich heben,
Bald verschweben,
Leise lächelnd, still beglückt.

Doch der Jüngling senkt im Traume —
Husch! Die Laute liegt im Alee;
Flüchtig rauscht's am Ufersaume,
Schweigend ruht der dunkle See.
Und der Schläfer reckt die Glieder,
Hebt sich von dem holden Ort —
Doch ihm klingt's wie Zauberlieder
Immer wieder
In der tiefsten Seele fort!

Julius Grose in Dresden.

Märchen und Wahrheit.

Die Wolken, sie lichten sich morgenwärts —
Wie lieb ich dich habe, du süßes Herz,
Kein Menschenmund kann es sagen!
Die Stürme, sie wissen es lenzbeschwingt,
Die Wellen, sie rauschen's; das braust und klingt
Wie ein Märchen aus alten Tagen.

So träumt' ich wohl jahrelang süß und schwer,
Das Horn an der Seite, am Gürtel die Wehr,
Zu Sattel auf milchweißem Rosse —
So ritt ich aus in den dämmernden Wald,
Da rauschten die Wipfel und Quellen bald
Von einem begrabenen Schlosse.

Dornröschen mocht' ich im Schlaf befrein,
Der stolzen Huld' mein Leben weihn,
Den Himmel erringen mit Wunden.
So trug ich im Sinne wohl manches Jahr
Ein Bildniß, so schön, so wunderbar,
Oh' ich in dir es gefunden.

Wohl sah ich der Frauen manche Art,
Goldfelig und trozig und blumenzart
Und junonische Wolfenshönen.

Ich suchte für sie, und ich sang um sie
Manch süße und traurige Melodie
In kühnen und schüchternen Tönen.

Doch ob ich im Traume sie hielt so werth,
Im Wachen hab' ich noch keine begehrt,
Sie mögen es mir verzeihen.
Für Sonnenschein und für Ungemach,
Für lebenslang Lieben, für Ruhm und Schmach
Kann ich mich dir nur weihen!

Du warst mir zum Leben angetraut
Vom Anbeginn als die einzige Braut,
Du holdes, athmendes Leben!
Im tiefsten, innersten Herzensgrund
Ward mir die träumende Seele gesund
Zu frischem Kämpfen und Streben.

O laß deine Thränen rinnen nur,
Noch hört der Himmel den Treueschwur
Und wahr ist ihn den kommenden Tagen.
Die Wolken, sie ziehen morgenwärts —
Wie lieb ich dich habe, du süßes Herz,
Kein Menschenmund kann es sagen!

Klaus Groth in Kiel.

Den Manen Ferdinand Freiligrath's.

Der Miso.

Auf des Mississippi Fluthen
Ein Cano schießt hin in Eil,
Wie vom Bogen des Kumantscho
Abgeschneelt ein lust'ger Pfeil.

Zwei Gestalten sieht man, wiegend
Wie ein Pendel, ab und zu,
Und bei jedem Ruderschlage
Blinkt die Woge auf im Nu.

Dämm'ung mit den kühlen Schwingen
Haucht in Düst die Ferne an,
Lange Schatten wirft das Mondlicht
Auf die trübe Wasserbahn.

Dann vorüber braust ein Dampfer
Wellenschäumend stromhinauf,
Losgepülte moos'ge Stämme
Folgen sacht des Flusses Lauf.

Grüne Alligatorshuppen
Glimmern in verdächt'ger Gluth,
Ochsenfrösche nah dem Ufer
Brüllen klagend aus der Fluth.

Dort schon ist das Boot hinüber.
Wie ein Reh, im weiten Satz
Springt der Eine leicht zum Strande,
Zieht es dann zum sichern Platz.

Langsam und mit ernster Würde
Hebt der Zweite sich empor:
Dieser wie die graue Eiche,
Jener wie das schlauke Rohr.

Braun die nackten alten Glieder,
Brust und Schultern wie Metall,
Tiefe Falten im Gesichte,
Tiefe Narben überall.

Kaum gebeugt vom Druck der Zeiten,
Kam gebleicht das straffe Haar,
Stirne niedrig, breit und finster,
Doch das Auge leuchtend klar.

Und als wär's ein großer Kummer
Zudt es um den strengen Mund.
Feierliche wilde Hoheit
Thut der Blick zum Himmel kund.

Trägt die Flinte um die Schultern,
Einen Stab in seiner Hand,
Und ein Kästchen, leicht, aus Rinde
Vor der Brust an einem Band.

Mit dem Stabe winkt er schweigend
Nach dem monderhellsten Wald,
Nicht zum Abschied, geht — und spurlos
Ist sein leichter Schritt verhallt.

Hingelauert ruht der Jüngling,
Blickt dem Alten grübelnd nach:
„Was Manitto dem im Traume
Wohl geboten haben mag?“

Zwanzig Sonnen sind verblichen,
Seit den Wigwam man verlieh,
Seit das Kalumet man rauchte
Mit den rothen Oconnies.

Sonnenwärts zum fernen Osten
Zogen sie den stummen Pfad
Zu den Häusern falscher Vlassen,
Durch den Wald und Dorf und Stadt.

Bis zum breiten gelben Wasser,
Wo der Urwald einst geragt,
Wo vor vielen bleichen Monden
Einst die Oconnies gejagt. . . .

Dort nach Indianerweise
Schleicht der Wiko waldd hinein,
Prüft die Rinde an den Bäumen
Bei des Mondes schwachem Schein,

Tritt das Moos mit flücht'ger Sohle,
Beugt das Rohr mit kund'ger Hand,
Dringt durch Nebel und Lianen
Bis zu eines Hügel's Rand. —

Jenseits dehnt sich vor den Blicken
Eine reiche Landschaft aus,
Halb versteckt in dem Palmetto
Blinkt herauf ein Farmerhaus.

Korn und Mais und Cottonstauden
Ziehen sich bis an den Fuß,
Pflirschen- und Drangenbäume
Laden lockend zum Genuß.

Doch der Alte schaut mit Grimme
Auf den Menschenfleisch herab,
Prüft und sucht in wilden Ranken
Emsig mit dem Wanderstab.

Endlich hat er es gefunden,
Was er sehnsuchtsvoll begehrt,
Plötzlich bricht sein finstres Schweigen,
Heulend wirft er sich zur Erd'.

Unter Jauchzen oder Fluchen
Reißt er Zweig und Wurzel los,
Und mit giergekrümmten Händen
Wühlt er in der Erde Schooß:

Wie ein Biber mit den Zähnen
Eilig gräbt auf wilder Flucht,
Wenn des Tschippawäers Spürer
Lehrend seine Fährte sucht;

Achtet nicht die scharfen Steine,
Kraht die Nägel von der Hand,
Sieht nicht, wie von Blut und Schweiß
Klebt der ausgeworfne Sand.

Stunden ungemerkt verrinnen,
Schon verstrich die Mitternacht,
Bis zur Hüfte reicht die Grube,
Zimmer tiefer wird der Schacht.

Wie gewirbelt vom Tornado
Fliegt die Erde aus dem Schlund.
Ganz bedeckt von Schweiß und Staube
Taucht er endlich auf vom Grund.

In den blutbedeckten Händen
Hält er menschliches Gebein,
In das kleine Rindenkästchen
Thut er langsam es hinein.

Und nachdem sein Werk vollendet,
Steigt er schwankend aus dem Grab,
Und es fließen stumme Thränen
Mit dem Staub und Schweiß hinab.

Dann, bewältigt von Gefühlen
Sinkt er nieder zum Gebet.
Lächelnd blickt der Mond hernieder,
Wie er zum Manitto steht:

„Großer Geist der rothen Männer!
Ja, es war die höchste Zeit,
Eh' die blaffen Europäer
Meines Vaters Grab entweicht.

Deine Bäume von der Erde
Tilgen sie mit scharfem Beil,
Deine Kinder mit den Wäldern
Ziehen fort in Wehgeheul.

Vor den scharfen Feuerrohren
Fallen Hirsch und Reh und Schwein,
Ach, und mit dem Feuerwasser
Sengen sie uns Mark und Bein.

Gar mit ihren glatten Zungen
Binden sie uns Kraft und Muth,
Pflücken unsre Wigwamsblumen
Und verfälschen unser Blut.

Hast du dein Gesicht umhüllet?
Schloßest du die Ohren zu?
Nicht das Volk des großen Wiko,
Nicht sein Grab mehr schüttest du!

Unser Herz hast du verschlossen,
Nur die Vlassen werden klug.
Ihre todten klugen Väter
Reden aus Papier und Buch.

Doch ihr Hals ist ihr Manitto,
Gelber Staub ihr großer Geist,
Ach, sie schonen nicht die Gräber,
Wenn ihr Gott sie graben heist.

Großer Geist, ich hab gesprochen!
Doch dem Vater auf der Jagd
Sage, daß des Sohnes Auge
Nun für seine Ruhe wacht.“

Seines Vaters morsche Reste
Drückt er murrend an den Mund,
Und mit vorgebeugter Stirne
Sinkt er auf den feuchten Grund.

Floh sein Geist zum großen Geiste?
Flüstert ihm Manitto zu?
Stunden liegt er ohne Regung,
Wie ein Leib in Todesruh;

Bis des Mockbirds Orgelstimme
Kündet, daß der Morgen naht. —
Würdig hebt er sich vom Boden
Und betritt den Waldespfad.

Zum Cano steigt er hernieder,
Wo noch stumm der Jüngling weilt,
Winkt ihm, steigt hinein und setzt sich,
Und das braune Paar enteilt.

Ueber Flüsse, durch die Bottoms,
Durch die Wälder geht der Weg,
Nie von Menschenfuß betreten,
Ohne Spuren, Steig und Steg;

Ueber brennende Savannen,
Ohne Grenzen wie die See,
Blau in Blumen wellenschlagend,
Ohne Baum und ohne Höh.

Wo der Kasselwurm sich windet
Unter männerhohem Kraut,
Wo die Bisselherde donnert,
Der Prairiehund Dörfer baut;

Oder wo der schwarze Tiger
Hoch vom Ost nach Weste brüllt,
Oder wo die schlanke Hindin
Leckend ihre Jungen stillt.

Ohne Wandel nach dem Westen,
Wie der Wandertaube Flug,
Wie Tortugo's, wenn zum Wasser
Geht ihr stiller grader Zug.

Durch den schwärzlichen Arkansas
Nieder zu dem rothen Fluß;
Schon des Ratsch's flaches Ufer
Tritt ihr nie gekrümmter Fuß. —

Sieh, hier dehnt sich eine Wiese
Ueber viele Sonnen hin,
Glatt wie eines Knaben Stirne,
Rein wie frommer Kinderfinn.

Als noch nie ein Blatt verwelkte,
Nie verwittert noch ein Baum,
Wie der Lilie erste Blume,
Wie des Jünglings Liebestraum,

Wie im Augenblick erschaffen
Ruht die saubre Erde da;
So wie einst der Menschenvater
Seine Atahensik sah.

Millionen Blumenfelche
Schwanken dustend ab und auf,
Millionen Schmetterlinge
Wanken honignippend drauf.

Käfer, blügend wie Gesteine,
Colibris wie Licht und Duft.
Und die Ferne, mild umflossen
Wie von blauer Lebensluft.

Inseln dunkler Wurzelbäume,
Andre von Platanengrün,
Wieder andre aus Palmetto
Zeichnen sich in Blumen hin.

Weißliche Magnolienwäldchen,
Mädchenroth ein Pfirsichwald,
Wechselnd so an Duft und Farbe,
Wie am Klang, der drinnen schallt.

Ueber Alles ragt zum Himmel
Eine Lebensseide hehr,
Einzeln steht sie in dem Grafe,
Wie ein Felsen steht im Meer.

Von der ungeheuren Krone
Glänzend grün und lieblich rund,
Hanget Moos, wie weißes Barthaar
Fließt um eines Greises Mund. —

Zu dem Patriarchen lenket
Unser Paar den müden Fuß,
Und in seinem Schatten knien
Nieder sie zu frommem Gruß.

Und der Wiko löst sein Kästchen
Um den Nacken von dem Band,
Trägt es in den Dom aus Moose,
Setzt es hin mit sanfter Hand;

Gräbt ein Grab im kühlen Boden,
Bettet Blätter rings umher,
Schließt die Oeffnung, hockt sich nieder,
Und zum Jüngling murmelt er:

„Geh, jetzt will der Wiko schlafen!
Manittu ruft mich zur Jagd.
Geh, und sag' den rothen Männern,
Daß wir unser Werk vollbracht!“

Dreimal neiget sich der Andre —
Sinnbetäubt von grimmem Schmerz —
Dreimal legt er seine Hände
An die Stirne, an das Herz:

Traurig stumm sieht man ihn wandeln
Zu den rothen Oconnes. — —
Doch den Wiko nahm Manittu
Zu sein rothes Paradies.

Anastastus Grün in Graz.

Im Herzogschlosse.

(Aus einem größeren Gedichte.)

Unter gold'nem Sonnendache,
Das der Frühling ausgespannt,
Walduhrauscht und duftumfächelt
Ruht Tirol, das gute Land.

Fröhlich blühe, freudig schaffe,
Was da blühen und schaffen mag!
Also tönt des Frühlings Mahnen
Leis' und laut in Hof und Hag.

Kengstlich fragend taucht die Primel
Schüchtern aus dem Riesenbord;
„Fürchte nichts!“ sagt ihr der Lenzhauch,
„Nur heraus! ich halte Wort.“

An die Bergwand pocht der Hutmann,
Glimmernd blinkt des Erzes Hort:
„Nur herein!“ antwortet's innen,
„Mäh'n bringt Lohn! ich halte Wort.“

Von der frisch ergrüntten Alpe
Rauscht geschmolz'ner Winter fort,
Speis' und Trank zeigt sie dem Sennen:
„Nur herauf! ich halte Wort.“

Das vom Mund gesparte Körnlein
Jaghaft sä't's der Baumann dort;
„Mir vertrau' es!“ spricht die Scholle,
„Nur hinab! ich halte Wort.“

Saat und Ernte, Thun und Hoffen
Trau' und bau' auf Eines nur:
Im Gesetz lebt die Verheißung,
Und ihr Wort hält die Natur. — —

Hoch zu Berg ragt dort die Weste,
Schloß Tirol, ein Brief von Stein:
„Nur wer mich nach Recht gewonnen,
Kann des Landes Herrscher sein.“

Von der Burg weht Habsburgs Banner,
Herzog Friedrich waltet dein,
Sonnegebräunt die Jünglingswange,
Kampfgestählt den Jugendfinn.

Selt'ne Waffen birgt die Halle,
Zierrath auch geformt von Kunst;
Silber, Gold, gemünzt, in Barren,
Häuft' um ihn des Glückes Gunst.

Flüchtig eilt des Herzogs Auge
Ueber den metall'nen Land;
Lange doch im Schauern und Sinnen
Ruht es auf dem theuren Land.

Tief im Thale rauscht der Eisad,
Tobt und schäumt mit wildem Braus;
Doch wo Fels und Berg sich stemmen,
Weicht er hübsch im Bogen aus.

„Ei, ihr Ritter und Prälaten,
Seht hier mein und euer Bild:
An den Härtern wollt gerathen,
Ihr auch werdet weich und mild.“

„Laß, Natur, von dir mich lernen,
Ew'ge Lenkerin der Welt,
Daß man mir, wie dir, vertraue,
Die Gesetze gibt und hält.“

„In dem Gleichmaß deines Waltens
Leuchtet Pfad und Ziel der Pflicht.
Reißt der Hoffnung gold'ne Ernte,
Harrt des Frevels sein Gericht.“

„Stolze Tannen, schlichte Gräser,
Wenn dein weißer Flaum sie deckt,
Wissen, daß dein Lenz mit Liedern
Sie zur rechten Stunde weckt.“

„Wolkenflüge, Sternenzüge,
Blätter- und Lawinenfall,
In dem Banne deiner Satzung
Willig ruht und kreist das All.“

„Selbst der Bliß, der trunk'ne Wilde,
Jüngelt nur durch ihr Geleis':
Selbst der Freiheit Bild, der Adler,
Schwingt sich nur in ihrem Kreis.“ — —

Auf dem mächt'gen Marmorische
Lieg't's von Schriften dicht gedrängt,
Bücher viel, auch Pergamente,
Dran die Silberlapel hängt.

Eines nach dem andern prüfend
Nahm der Herzog sie zur Hand,
Allzuerst die mächt'ge Rolle,
Drauf der Schweizer Wappen stand.

Einer Wolke finst'rer Schatten
Um des Fürsten Antlitz floß,
Sempach's dacht' er und des Waters,
Auch des eignen Kampfs am Stoß.

„Daß sie Frieden wollen halten,
Wir und sie durch fünfzig Jahr,
Hier verbrieft steht's und besiegelt;
Schweizerwort, o werde wahr!“

Ihrem Schirm- und Landesherren
Huld'gen Brigen und Trient;
Ei, wer in den Bischofschürkeln
Nicht das „Wenn und Aber“ kennt!

Auch der mächt'ge Rottenburger
Schwört Urfehde tief gebückt:
Auf das Blatt hat er als Petschaft
Seines Schwertes Anauf gedrückt.

„Habt gekürrt mit Schwert und Zunge,
Habt mit Stich und Schlich gekämpft;
Traft doch Einen, der den Hochmuth
Trogiger Vasallen dämpft!“

Hier, von Fürstenhand bekräftigt,
Winkt der Freibrief von Tirol,
Schutz und Huld gelobt der Herzog,
Landesrecht und Landeswohl.

Landgemein' und Ritter fügten
Ihr Sigill an den Vertrag,
Mäßen ihm solch Maß von Treue,
Wie er Freiheit messen mag.

An das Fenster tritt Herr Friedrich,
Blickt zu Berg und Thal in Mund,
Mächt'ge Tannen sieht er ragen,
Doch auch ärmlich Moos am Grund;

Sieht mit Fracht den Säumer fahren,
Und zur Jagd den Junker ziehn,
Sieht im Korn den Baumann schreiten,
Und zu Berg den Sennen fliehn.

Fern den Kirchturm und das Widdum,
Hier die Stadt, die Weiler dort,
Felsenhöhn, dran Burgen kleben:
„Traun, euch Allen halt' ich Wort!“

Mit dem Steinbeschwertem Dache
Einsam und verfallen liegt
Vor dem Fenster eine Hütte,
An den Burgfels angeschmiegt.

Zwei Gesponste: Armuth, Arbeit,
Wohnen in dem Haus allein;
Schweigend sitzt die Schaar von Sorgen,
Ihr Gefind', am Schwellenrain.

Aus dem Schornstein steigt es spärlich,
Als ein schwacher Lebenshauch;
Wie ein schmaler dünner Faden
Ringelt sich empor der Rauch,

Wie ein großes Fragezeichen,
Das bis in den Himmel ragt
Und vielleicht für diese Hütte
Auch um ihren Freibrief fragt.

Auf dem dunklen Wolkengrunde
Liest der Fürst die Frage dort,
Doch sein Herz gibt schnell die Antwort:
„Wahrlich, dir auch halt' ich Wort!“

Unheimliche Gäste.



Das war der Dechant von Haselbach,
Der gastfrei' und ehrenfeste;
Er segnet im Kirchlein Brot und Wein,
Doch ißt und trinkt er nicht gern allein
Und denkt schon der heutigen Gäste.

Da steht mit dem Kännlein der Ministrant
Und flüstert ins Ohr ihm leise:
„Sie kommen nicht: denn der Eine jagt,
Der Andr' erwartet die neue Magd,
Der Dritte rüstet zur Reise.“

Dem Alten entglitt der Restelch fast,
Des heiligen Orts vergessen:
„Der Dachs im Bau nur schmaust allein;
Da lad ich mir lieber drei Teufel ein!“
So schwört er im Schmerz vermessen.

Doch kaum gesprochen, bereut er's schon —
Im Pfarrhaus sitzt er jetzt betend;
Da klappert im Hofe Pferdegetrab,
Drei seltsame Junker springen ab,
Klink in die Haustur tretend.

Er seufzt: „Aha, da sind sie schon!“
Doch artiglich grüßen die Andern:
„Wir hörten vom gastlichen geistlichen Herrn
Und luden auch uns zu Tische gern
Mit Hunger und Durst vom Wandern.“

Der Gute, gefaßt, schlägt still sein Kreuz
Und nickt sein Ja gelassen,
Doch reicht er den Gästen nicht die Hand,
In ihrem Handschuh glimmt ja der Brand,
Drum wagt er nicht, ihn zu fassen.

Er mustert sie vom Scheitel zur Feh',
Ein Büschlein am Hut trägt Jeder;
Das Schuhwerk ist von verschobenem Bau,
Den Pferdfuß unten erkennt er genau,
Wie oben die Hahnenfeder.

Er denkt: „die Mahlzeit verleid' ich euch,
Soll euch nicht zweimal behagen!“
Dann winkt er den Weshnerjungen herbei:
„Nuzieh dein Chorhemd als Livrei,
Den rothen Talar und Kragen.“

„Ins Salzfäß streu' Sankt Stefanssalz,
Ein Krüzifix begleit' es;
Gieß Weihbrunn in die Kannen ein,
Die Krüge füll' mit Kirchenwein,
Zum Zmbiß bring nur Geweihtes.“

Messglöcklein rief die Junker zum Mahl,
Doch tafeln sie unerbrochen,
Sie ließen den Weihbrunn Wasser sein
Und tauchten den Gaum in Oesperwein,
Ins heilige Salz die Brocken.

Und Abend wird's. Vom Altare holt
Der Knabe geweihte Kerzen;
Sie zünden am Licht die Pfeifen an,
Verschwinden in Nebeln und Wolken dann,
Draus hört man ihr Singen und Scherzen.

Wie er sie schmausen und zechen sah,
Den Dechant begann zu bangen:
„Die Zeiten werden gar schlimm und schwer,
Die Teufel selber glauben nichts mehr,
Mein Mittel will nicht verfangen.“

Da wünschen die Junker ihm: „Wohl bekomm's!“
Und danken für Trank und Speisen:
„Wenn wir dereinst im eignen Haus,
Bergelten wir gern den köstlichen Schmaus,
Dann wolk' uns die Ehr' erweisen.“

„Schön Dank, ihr Herrn, mir thun nicht gut
Die überheizten Gemächer;
Auch schmedt verbrannter Braten nicht fein,
Hab lieber den eignen sauern Wein,
Als Pech und Schwefel im Becher.“ —

Der Gute, von einem größeren Herrn
Zum Freudenmahle geladen,
Längst, niederblickend von seinem Stern,
Erkannt' er in jenen Gästen gern
Studenten auf Wanderpfaden.

Und der euch gesungen diesen Reihn
War selbst auch bei der Geschichte,
War Einer von den fahrenden Drei'n,
Er hat getrunken des Dechants Wein,
Geküßt des Dechants Richte.

Karl Sackenschmidt in Jägertal b. Niederbromm i. Elßas.

Das Förstermädchen von Schöneck.

(Eine elßassische Geschichte.)



Das ist des Försters irr sinniges Kind!
Sie ist ihren Leuten entkommen
Und hat den jähren Felsen geschwind
Mit blutenden Nägeln erklimmen.

Dort haust sie auf schmaler, schwindelnder Höh',
In altes Gemäuer gefauert,
Umpeitscht vom Sturme, durchnäßt vom Schnee,
Von des Fiebers Bluthen durchschauert;

Dort sitzt schon drei Tage das arme Weib
Und nährt sich durch Wurzeln und Blätter;
Kaum decken noch Fesseln den schönen Leib,
Die Haare flattern im Wetter.

Es eilten die Eltern, die Nachbarn herbei,
Sie riefen, sie lockten, sie drohten;
Die droben achtet nicht das Geschrei,
Blickt stieren Auges zum Boden.

Nun wird die Leiter zur Leiter gebracht,
Man bindet Stricke an Stricke,
Zehn Männer richten empor mit Macht
Die lange, schwankende Brücke.

Das merkt die Irre, sie springt an den Rand
Des Felsens mit flammendem Grimme,
Sie schwingt einen Stein in sehniger Hand
Und ruft mit gellender Stimme:

„Zurück ihr Räuber! ihr Mörder weicht!
Hinweg, Gesindel der Hölle!
Wag's Einer, daß er die Sprossen besteigt!
Ihm werd' ich den Schädel zerschellen!“

Und wie sie so schreit, und wie sie so spricht,
Ergreift sie Alle Entsetzen,
Und keiner traut, selbst der Vater nicht,
Den Fuß auf die Sprossen zu setzen. —

Da tritt in den rathlosen Kreis herein
Vom Dorf ein schmuder Geselle.
Er schaut, er schmunzelt: „Ihr Leute, laßt sein!
Ich schaff' euch die Närrin zur Stelle!“

„Zwischen, ich bin's! Erkennst du mich nun?
Ich komm', dich, mein Schatz, zu erlösen!
Ich komme! Es soll dir keiner was thun
Von all den Menschen, den bösen!“

„Zwischen, was schaust du so ängstlich mir zu?
Ich komm', dich zu küssen und herzen!
Du bist ja mein Mädchen, mein Liebchen nur du!
Es soll uns kein Abschied mehr schmerzen!“

„Zwischen, mein Schätzchen, sag', weißt du nicht mehr,
Wie damals wir kosen im Flieder?
So laß mich hinauf, reich' die Hände mir her,
Dann küß ich und drück ich dich wieder!“

So schmeichelt, so lockt er, so steigt er hinan,
Und droben horchet die Dirne;
Sie staunt, sie traut, sie lächelt ihn an,
Es schwindet der Born von der Stirne!

So naht er. Sie bietet in seliger Lust
Ihm die wehrlosen Hände zum Gruße,
Sie schmiegt sich wonnig an seine Brust,
Sie küßt ihn mit glühendem Kusse.

Sie ordnet erröthend ihr nasses Gewand,
Sie windet sich Zweige zum Kranze,
Bis endlich der Jüngling sie sanft und gewandt
Umfaßt, als ging' es zum Tanze.

Er hebt sie, er trägt sie sicher und leicht,
Sie läßt wie ein Kind sich's gefallen.
Schon hört man, wie er die Leiter besteigt,
Der Menge Beifall erschallen.

Da ruft er im Uebermuth: „Seht! ich versteh'
Die Närrin kirre zu machen!“ —
Sie hört's, sie zuckt, — sie schaut in die Höh'
Und sieht sein höhnisches Lachen, —

Sie reißt sich los aus seinem Arm, —
Ihn umschließt sie mit wilder Geberde, —
Sie zerret, er wankt . . . Daß Gott sich erbarm!
Sie liegen zerschellt auf der Erde.

Robert Samerling in Graz.

Das Nordpolgrab.

Dier Nordmeersegler schreiten stumm,
In Reuthierfell gehüllt,
Mit einem Bretterfarge
Hin übers Eisgefeld.

Sie höhlen in den Gletschergrund
Mit Spaten still ein Grab
Und senken den Genossen
Zur ew'gen Raht hinab.

Auf seinem Thron der Fürst des Pols
Wird bleicher noch als bleich:
Ein unbekanntes Grausen
Geht durch sein weites Reich.

Ringsum die Firnen endlos stehn
Im Glanz des weißen Lichts:
Stumm ruht auf hochgetürmtem,
Kristall'nem Thron das Nichts.

Hier thront es, von den Stürmen
Der Polnacht nur umschnaubt,
Und schlingt den fahlen Nordlichtschein
Als Krone sich ums Haupt.

In ew'ger Ede schaurig klang
Der Seufzer letzter Noth:
Das Nichts erblaßt und schaudert —
Es schaudert vor dem Tod.

Es thront, wo sich begegnen
Die Blöcke mit Getrach,
Doch nie ein Menschenherz noch schlug,
Und nie noch eines brach.

Jetzt aber schaut die Firne
Zum letzten Mal herab
Auf ein gebrochenes Aug' und Herz
Und auf ein offnes Grab.

Suchte lange dich im Walde . . .

Suchte lange dich im Walde,
Wähnte schon dein Kleid zu sehen:
Doch es war nur einer Taube
Weißer Flügel im Gebüsch.

Und ich glaubte schon zu wittern
Deines Mundes wonnig Wehen;
Ach, ein Hauch nur, duftbeladen,
War's, der von den Linden kam.

Wähnte deinen Gruß zu hören:
Doch es war nur das Geslüster
Eines Vächleins, das mit Blumen
Plaudernd, über Kiesel rann.

Sank zuletzt in süße Träume,
Träumte deinen Kuß zu spüren:
Aber ach, es war der Lenz nur,
Welcher lächelnd mich umfug.

Zwischen Zweigen sah ich blendend
Deine goldnen Haare blinken:
Doch es war ein Sonnenblitz nur,
Der sich durch die Wipfel stahl.

Wie's aussieht im ewigen Freudenhain,
Im Himmel, dem hohen, da droben,
Das wissen die Kindlein, die kleinen, allein,
Die kommen ja grade von oben.

Die Kindlein wissen's . . .

Doch sie können's nicht sagen, unmündig und klein
Sie müssen's verschweigen indessen;
Und wachsen heran sie und plaudern sie fein,
Dann — haben sie's leider vergessen.

Max Haushofer in München.

Im Gemach der Todten.

Abends, wenn die Kinder schliefen,
Ging ich oftmals nach dem Zimmer,
Wo die arme todte Mutter
Dieser Kinder einst geschaltet,
Wo ihr kleines Arbeitstischchen
Jetzt verlassen steht und ruhig.
Und den Schrein erschloß ich wieder,
Wo noch ihre Kleider hangen,
Auch das rosenfarbne, das sie
Trug als sechzehnjährig Mädchen,
Als ich ihr im grünen Walde
Meine Liebe einst gestaud.
In den rosenfarbnen Falten
Hab' ich meine heißen Augen
Oft geborgen, damit Niemand
Sehen könne, wie ich weinte,
Als die Kleider meiner Todten.
Nimmer schließ' ich jetzt den Schrein auf;
Denn als ich zum letztenmale
Spät in schwüler Wetterstunde
Seine Thüre aufthat, stand sie
Da im rosenfarbnen Kleide
Mit den langen braunen Locken,
Aber müden Tod im Antlitz.
Langsam stieg sie aus dem Schreine,
Starr den Blick auf mich geheftet,
Und mit aufgehobnem Finger
Sprach sie flüsternd wie der Nachtwind:
„Ruhig, daß die Kinder schlafen!
Wenn sie ihre Mutter schauten,
Würden sie vor Schrecken sterben.
Du bist nicht so furchtsam, Schatz,
Darum höre, was ich heute
Und zum letztenmal dir sage.
Weißt du, als ihr mich begraben

Hattet, ging ich kalt und traurig
Vorwärts auf der langen Straße,
Die zum Himmel aufwärts führt.
Keiner kannte mich und grüßte,
Nur die kleinen todten Kinder,
Die darunter waren, hielten
Kengstlich sich an meinen Kleidern.
Endlich kam ich fremd und müde
Zu den Himmel; — sei nicht böse —
Einen seiner schönsten Engel
Gaben sie mir zum Gemahl,
Und ich wurde seine Gattin,
Denn dich hatte ich vergessen,
Weil du nur ein armer Mensch bist.

Aber neulich — wehe, wehe,
Daß er sich in mir betrog!
Neulich zeigt' er mir die Erde
Ferne als ein winzig Sternchen
Und erzählte mir von dir
Und von meinen kleinen Knaben.
Da erfaßt' es mich auf einmal,
Daß ich dich verlassen hatte,
Dich und meine kleinen Knaben.
Nede war seither der Himmel.
Meinem Engel ward ich untreu
Und entfloß auf Sternenslügel.
Aber mitten unterwegs
Kam er mir wie Sturmeswehen
Nachgefaßt planetengleich,
Und mit Donnerstimme schrie er
Mir in die entsetzte Seele:
„Sei verflucht, weil du dem Wurme
Deiner Erdenliebe nachließt!
Sei verflucht und habe fürder

Keine Stätte mehr im Himmel,
Keine Heimat auf der Erde!
Sei verflucht und geh' von dannen
Nebelgleich und wesenteer!“

Also sprach sie. Und noch einmal
Brach aus ihren todten Augen
Leuchtend heiß ein Blick der Liebe;
Und noch einmal schlang sie schluchzend
Ihre weißen, weichen Arme
Innig mir um Hals und Schultern.
Und die schwüle Nachtlust wehte
Durch's Gemach; im Blühesstrahle
Spielten fremde Geistermächte
Draußen, und der Donner grollte,
Während sie mir tausend Küsse
Weinend auf das Antlitz drückte.

Aber plötzlich wand sie hastig
Sich aus meinen armen Händen,
Ihre Augen wurden lichtlos;
Trübe graue Schleier flogen
Häßlich über ihre Wangen,
Und zu Nebelstreifen wurden
Ihre schönen weißen Arme —
Noch ein kaltes, todes Lachen
Ging durch's Fenster, dann verschwand
sie;

Nur im Garten draußen hingen
An den Blumen noch zerriffne
Dünne Nebel eine Weile,
Während fern am Horizont,
Wo der junge Tag heraufstieg,
Groß und fahl die Wetterwolke
Wie ein Rachedämon stand.

Ferdinand Goefler in Seehausen in der Altmark.

Frage.

Du ewig-gleiche Zier
Wandelnder Nachtgestirne,
Wie oft, wie oft zu dir
Kehr' ich die heiße Stirne;
Sternbild am hohen Pol,
Leuchtender Himmelswagen,
Ward ihre Seele wohl
Zu dir emporgetragen?

Oh' sie von unserm Stern
Für immerdar enteilt,
Auf deiner Pracht wie gern
Ihr schönes Auge weilt!

Oft schieden länderweit
Uns unbarmherzige Fernen,
Dann sahn zur selben Zeit
Wir auf zu deinen Sternen,

Du Steg ob tiefem Fluß
Für sehrende Gedanken,
Du Born, daraus wir Kuß
Und Wechselblicke tranken!

Nun irrt von Pol zu Pol
Mein Blick durch alle Zonen —
Mag ihre Seele wohl
In deinem Lichte wohnen?

Von deinem Sphärenlied,
Dem brausenden, unwittert —

Ob sie die Thräne sieht,
Die mir im Auge zittert?

Friedrich Hofmann in Leipzig.

Die Königsglocke und der Taucher.

Ein Blatt auf Wilhelm Bauer's Grab.

Es fuhr ein König über den See,
Die Glocke in schwingender Hand;
Durch Nacht und Sturm, durch Nebel und Schnee
Hell bringet ihr Laut zum Land.
Und jedem Schiffer ist sie vertraut,
Gar sonders gemahnet ihr Ton.
Auch wenn kein Auge den König schaut,
Die Glocke verkündet ihn schon.

Da tönet sie einst durch den grausen Orkan
Der Nacht wie ein Klageschrei, —
Schwarz fährt es gegen den König heran,
Sie mahnet: Vorbei! Vorbei! —
Zu spät! Zu spät! Mit Donner und Braus
Zerschmettert der tückische Bug
Des irrenden Schiffes das Wasserhaus,
Das König und Glocke trug.

Still steht der Wogen Sturm davor,
Sie schlingen im Kreise den Reihn
Und schmücken mit Schaum zur Tiefe das Thor:
Dort zieht der König ein.
Der Seegott grüßt, für das Jahr beglückt,
Den Gast auf seinem Grund.
So ist der König dem Licht entrückt,
Verstummt der Glocke Mund.

Und der Tag erwacht und die Sonne lacht
Auf die friedlich spielende Fluth.
Da ist am Gestade das Weh erwacht:
Wo König und Glocke ruht?
Die Klage steigt zu den Bergen hinan
Und dringt durch die Thale ins Land:
Wo ist der Held, der zur Tiefe die Bahn
Aufschließt mit der siegenden Hand?

Wer die Glocke erlöst und den König befreit
Aus des Seegotts Vann, dem sei
Zu des Meeres Schätzen und Herrlichkeit
Allzeit die Pforte frei, —
Dem sei der Tiefe Geheimniß bescheert,
Daß dort er das Scepter fährt:
Doch nur so lange sein Volk es werth,
Daß ihm solch Heil gebührt. —

Und sieh, da kommt ein feder Gesell,
Zum Seegott kennt er den Pfad,
Und lenkt sein Schifflein zur rechten Stell,
Und staunend lauscht das Gestad'.
Dort schleicht auch der Geist der Tücke herzu,
Der des Muthigen That gern hemmt,
Derweil sich, die Beute umklammernd im Nu,
Der Seegott entgegenstemmt.

Wohl zittern die Perlen der Müß' auf der Stirn
Dem Ringer im Wasserreich;
Ihn bekämpfen die Stürme der See und der Firn
Und der menschlichen Tücke zugleich.
Doch stärker als Firn und Tücke und Fluth
Ist dem Kühnen das Herz und der Geist;
Der Gedanke ist's und der Horn und der Muth,
Der dem See das Opfer entreißt.

O Sonne des Jul, wie glänzte dein Strahl
Auf den Jubel die Ufer entlang,
Als der König wieder zum ersten Mal
Die tönende Glocke schwang,
Als ehrengelitet im festlichen Zug,
Unjauchzet zu See und Land,
Auf seines „Ludwig“ gerettetem Bug
Der glückliche Taucher stand!

Jetzt steigt der Triumph zu den Bergen hinan
Und dringt in die Lande so weit:
Ein Deutscher hat siegreich erschlossen die Bahn
Zu des Meeres Herrlichkeit!
Ihm ist der Tiefe Geheimniß bescheert,
Daß dort er das Scepter führt:
Doch nur so lange sein Volk es werth,
Daß ihm solch Heil gebührt. — —

Von des Meeres Schätzen — wo ist nun sein Theil?
Hat Undank sie geraubt?
Hat das deutsche Volk verschmäht solch Heil,
Blindheit es nicht geglaubt? —
Still ruht bei seinem todten Kind
Der Taucher von Müß' und Weh'. —
Die Blindheit und der Undank sind
Viel tiefer als der See!

Karl von Holtei in Breslau.

Späte Reue.

Des Jünglings Augen üben eine Kraft,
Die, während er empfangen will, auch schafft;
Die ihn begabt mit kindlichem Vertrauen,
Was ihm erscheint froh gläubig anzuschauen.
Da ist's natürlich, daß ihm wohlgefällt
Buntfarb'ger Wechsel dieser Erdenwelt.
Kein Wölkchen macht den Blick ihm jemals trüber,
Denn seiner Seele Stimmung trägt er über,
Indem er sie auch fremden Bildern leiht,
Auf jedes Bild im Treiben seiner Zeit.

Drum kann's geschehn, daß er in bester Meinung,
Getäuscht von irgend blendender Erscheinung,

Im Jugendwahne eine Größe nennt,
Was er, herangereift, für klein erkennt.

Ein Jeder hat das, wurd' er alt von Jahren,
Im Lauf des Daseins wohl an sich erfahren,
Lächelnd gesteht er: was mich einst entzückt,
Hatt' ich mir kindisch selbst nur ausgeschmückt,
Hatt' es umkleidet mit geträumter Größe;
Ich bin erwacht, nun zeigt es seine Blöße,
Es stellt sich dar wie ein erborgter Ruf,
Den längst-verscholl'ne Modethorheit schuf.
Hab' ich die Namen doch beinah' vergehen,
Seit ich gewöhnt, mit anderm Maas zu messen:

Und was dem Jüngling Ehrfurcht abgewann,
 Wie wenig gilt es jetzt dem strenger'n Mann,
 Der rückwärts schaut vom nun betreten Pfade.
 Vor seinen Augen findet selten Gnade
 Die Poesie, die eifrig kämpft und ringt,
 Deren Bestreben kaum noch an ihn dringt!
 Am Liebsten möcht' er gar sich von ihr wenden
 Voll Zweifelsucht, die skeptisch ihn erfüllt,
 Die nebelgran ihm Haupt und Herz umhüllt.
 Ja, wäre nicht „Erwerb“ dabei im Spiele,
 Wie gern entsagt' er sonst ersehntem Ziele!
 Ihm unerreichbar bleibt ja doch der Preis;
 Das fühlt er nun.

So wird der Mann zum Greis.
 Die Zukunft gab er auf. Sie sind verklungen,
 Der Hoffnung Stimmen. Nur Erinnerungen
 Beleben noch einsame Winterzeit
 Durch Klänge sanft-wehmüth'ger Heiterkeit.
 Die sind der Lohn dankbar gehegter Treue;
 Doch ach, nicht ohne Nachgefühl von Reue!

Sie kam zu spät, wie Reue immer thut.

Und dennoch macht aufricht'ge Reue gut,
 Was Unbedacht leichtsinnig hat verschuldet:
 Wer willig trägt, wer liebevoll erduldet,
 Dem Schmerz gestattend sein gebührend Recht,
 Den schon der Schmerz und macht ihn nicht zum Knecht.
 Beim Greise wird den Jüngling er verklagen,
 Nur leise wird er es ins Ohr ihm sagen,
 Wie viel doch Jener jenesmal versäumt,
 Viel gute Stunden frevelhaft verträumt,
 Die wirklich-große Männer gönnen wollten,
 Und die so unbenützt entrinnen sollten.

Die liebe Jugend, sie erwägt ja nicht,
 Weil's wildem Blut an milder Kraft gebracht.
 Dann muß das Alter sich gehorsam fügen,
 Entsagen lernen, schweigend sich begnügen,
 Entbehren, (fall' es ihm auch noch so hart!)
 Die Lockungen täuschender Gegenwart,
 Und auferwecken aus dem Reich der Todten,
 Was Längstverstorbene ihm dargeboten,
 Was es zu würd'gen damals nicht verstand.

Seht wie aus Gräbern winket manche Hand
 Und deutet mit lebendigen Geberden,
 Vernehmlich sprechend: Was nicht war kann werden.
 Du hast uns einst nicht würdig anerkannt,
 Hattest dich falschen Göttern zugewandt,
 Hast dir von unsrer Huld nicht viel erworben.
 Doch aber sind wir dir nicht abgestorben;
 Wir leben fort in dir und auch für dich.
 Der geistige Verkehr erneuert sich;
 Ablebend noch sollst du von uns verlangen,
 Was dir durch eitle Thorheit einst entgangen.
 Jetzt hol' es nach! Wir sind dir jetzt noch nah,
 Wenn du uns aufsuchst. — Wir sind immer da! —

Seid hochgesegnet ihr Erinnerungen!
 Von Blüthenkränzen dünt' ich mich umschlungen,
 Und Geisterathem weht mich mächtig an.
 Die Reue schweigt, es weicht der düstre Bann,
 Von trotz'gem Groll ist nichts zurückgeblieben.

Wozu mich Leidenschaften angetrieben,
 Woran ich menschlich-schwach mich warm erfreut,
 That's Keinem weh . . . dann sei's nicht mehr bereut.
 Und ob es mir, ja mir allein geschadet . . .
 Wird Erden-Lust im Schmerz nicht ausgebadet?
 Der Schmerz wäscht uns von allen Flecken rein,
 Und statt der Reue kehret Frieden ein.

Gerhard Höpfer in Hannover.

Hartmut.

Ballade.

In Teutoburgerwalde ringen
 Kühn zwei Germanen, Schwert an Schwert:
 Hartmut war hold den Römerklingen,
 Doch Gerhold hielt Germania werth.
 Zerichmettert sinket dieser nieder,
 Und Hartmut gönnt sich kurze Rast,
 Erfrischt am nahen Quell die Glieder
 Und kühlt der Wunde heiße Last.

Wie er verborgen unter Bäumen
 Nun still ins Kampfgewoge schaut,
 Erbraunt Germanensang wie Schäumen
 Des Meers, bekannt ihm und vertraut:
 „Gott Wotan kommt, für uns zu streiten;
 Durch Feindesreihen saust sein Speer,
 Und auf schneeweißen Rossen reiten
 Walküren um Allvater her.“

Führt uns zum Sieg, ihr schaurig schönen
 Helmjungfrau'n, sprengt und brecht uns Bahn!
 O rächt die Schmach, Germania's Söhnen
 Von Roma's Schergen angethan.“
 Und Hartmut zuckt jäh zusammen;
 Der frühern Brüder Schlachtgesang
 Schlägt schwer in's Herz ihm; Schamesflammen
 Verzehren ihn und Neuedrang.

Er seufzet: „Der Walküren Blicke
 Wie Wetter flammen sie herab
 Auf den, der ehrlos fremdem Glücke
 Und röm'schem Golde sich ergab.
 Das Blut ist mir zu Eis geronnen;
 Weh mir! die Kornen hehr und groß,
 Sie haben längst für mich eronnen
 Beim Webelied das Todesloos.“

Sterb' ich — wohin?“ Und Hartmut grüßet
 Des todten Gerhold Schlummerbild:
 „Hat die Walküre dich geküßet?
 Was lächelst du so fromm, so mild?
 Die Stunde naht, wo ihn entführen,
 Ihn, der für's Vaterland erblich,
 Zum Goldpalaste die Walküren,
 Zur Burg Walhalla's. Aber ich?“

Zur Hella werde ich verstoßen,
 In Hella's Nacht und ew'ge Pein.“
 Er rafft sich auf: „Nein, bei dem großen
 Allvater! und ich schwöre: Nein!
 Zwar frevelt' ich am Vaterlande,
 Mein Blut, es rimmet; doch genug
 Von Kraft noch fühl' ich, meine Schande
 Zu sühnen und der Götter Fluch.“



Die Walküre.

Illustration zu dem Gedichte 'Harknut' von Herrn Halty.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

O sieh mich mit den todten Bügen,
Mein Bruder, nicht so zürnend an!
Sieh dich mein Schwert dem Tod erliegen,
Verzeihe mir was ich gethan!
Ich segne dich und deine Treue,
Den Stahl selbst, der mir Wunden schlug;
Als ich sie fühlte, warf die Neue
Zu Scherben mir den Selbstbetrug.

Ich führ' es fort, was deine Waffen
Nicht mehr vermocht, du Heldenzier!
Die meinen — was hab' ich zu schaffen
Mit ihnen? Leih' die deinen mir! —
In frischem Wagen, sonder Weile,
Löst er sich von der Römerwehr,
Mit deutschem Erz in Sturmeseile
Dringt kühn er zu Germania's Heer.

Man stuzt. „Euch Helden Heil und Segen!“
Ruft er; „nehmt mich als Bruder auf!“
Er sammelt eine Schaar; verwegen
Raht er dem Feind in hellem Lauf.
Er stürzt sich dorthin, wo Gerassel
Ertönt von Geren, blutgenähet,
Ins dichte Eisenknäuel-Geprassel,
Wo Schild des Schildes sich erwehrt.

Zu einem röm'schen Adler bricht er
Durch dichtes Kampfgewühl sich Bahn;
Doch kaum den stolzen Nar ersicht er,
Da um ihn selber ist's gethan.
Er sinket zwischen Harrenblätter,
Zu Tod verwundet; um ihn her
Allüberall tobt Schlachtenwetter,
Kauscht Kampfesringen, heiß und schwer.

Hehr kommt die Nacht herangezogen.
„Sieg! Sieg!“ erbraust's im Jubelschall,
Wie sturmgeschwellte Meereswogen,
Wie wachsender Lawinen Fall.
Und als der Siegesruf verklinget
Und still sich naht die Mitternacht,
Da horch! von Opferfeuern dringet
Ein Singen durch die Waldespracht.

Dazwischen tönt der Schrei des Hähers,
Des neuerwachten Sturmes Schall,
Des Wolfs Geheul, des Wilderspähers,
Des Berges dumpfer Wasserfall.
Und Hartmut hört durch all die Töne
Der Opferpriester Sang und Spruch,
Der Heil für Deutschlands Heldenjöhne
Erleht, auf die Verräther Fluch:

„Fahrt wohl, ihr treuen, tapfern Streiter!
Gepriesen seid uns allzumal!
D ziehet fröhlich, schreitet heiter
Ein in Walhalla's Freudenjaal!
Zu Frieden sollt ihr dort erlaben
Nach heiß durchkämpfter Todeschlacht
An duft'gen Speis- und Trankesgaben
Der Glieder ew'ge Götterpracht.

Durch eure lichten Reihen schwingen
Walküren schnell sich, wie der Wind,
Vom saft'gen Eber Fleisch zu bringen,
Das Horn voll Meth dem Götterkind.

Ja Wuotan nennet euch die Seinen,
Und nimmer stirbt ein Wuotansjöhne;
Zu goldnen Burgen, heil'gen Hainen
Erfreuet euch der Treue Lohn.

Fluch aber dir, Verrätherbande!
Du sprachst der deutschen Ehre Hohn.
Fort! fort! verfallen Hella's Lande,
Empfange den Verrätherlohn.
Nuhlos in kalten Schattenreichen,
Verzehrt von Gram und bitt'rer Qual,
Schwach wie der Nebel wirft du schleichen,
Der bleich entflieht beim Morgenstrahl.

Und Neueslammn wirst du trinken,
Verräther, ohne Raht und Ruh;
Du lebst nicht, stirbst nicht; nimmer sinken
Zum Schlummer dir die Augen zu.
Die Mitverbrecher alle schauen
Nach dir; sie trifft dein todter Blick;
Da saßt sie namenloses Grauen,
Du behst vor ihrem Blick zurück.

Stets hörst du im Ohre gellen
Den Fluch der Nornen, Böfewicht!
Verklingt er in der Zeiten Wellen
Auf Erden, dort verklingt er nicht.“
Und Hartmut zeret, verstörter Miene,
An Helm und Panzer, und er spricht:
„Hört es, Walküren! ich verdiene
Walhalla, eure Heimat, nicht.“

Mein Tod sühnt nie den Tod der kühnen
Getreuen, die erschlagen hat
Mein Schwert. Kann eine That wohl sühnen
Ein langes Leben voll Verrath?
Fahr wohl, du warst mir nicht beschieden,
Walhalla!“ — Und es steigt empor
Der späte Mond in stillem Frieden,
Und Hartmut's Thräne quillt hervor:

„Nehmt, Götter, mir, den ihr verstoßen,
Trost, Hoffnung, Friede, Sonnenlicht;
Nur die Erinnerung an den großen,
Den heut'gen Tag vertilgt mir nicht!
Denk ich in Hella's Reich des Tages,
Der Heil dem Vaterland verschafft,
Dann wird — Herz, zu bekennen wag' es —
Mir zur Walhalla Hella's Gast.“

Da dünkt's ihn, daß sich leise biege
Zurück das hohe Harrenkraut,
Daß sanft sich ihm entgegenschmiege
Ein Mädchen, hold wie eine Braut.
Und an den Mund, den wellen, bleichen,
Fühlt er ein Methhorn sanft gewandt,
Und wie den Saft, den wunderweichen,
Er trinkt, stillt sich der Wunden Brand.

Mit einer Stimme, bräutlich, milde
Wie Lerchenfang beim Morgenlicht,
Spricht jetzt zu ihm das Huldgebilde:
„Und kennest, Hartmut, du mich nicht?
Ahnst du nicht, wohin ich dich führe?
Sei ruhig! nimmer zum Gericht.
Hold ist dir Wala, die Walküre;
Der Hella verfallst du nicht.“

Da sieht er, wie Gestalten ziehen —
 Es schärft sich ihm des Auges Licht —
 Auf Wolken durch des Frühlichts Glühen,
 Das lieblicher Gesang durchbricht.
 Von den Valküren sanft umfassen,
 Ziehn still sie nach Valhalla's Glück,
 Und unter ihnen kommt gegangen
 Auch Gerhold. Hartmut senkt den Blick.

Er hebt ihn. Nein, er kann's nicht lassen,
 Zu Gerhold wieder aufzuschau'n,
 Die Kniee möcht' er ihm umfassen;
 Und fern aus lichten Himmelsau'n
 Grüßt Gerhold freundlich zu ihm nieder;
 Auch Wala lächelt holden Gruß.
 Verklärt senkt er die Augenlider;
 Sanft reicht sie ihm den Friedenskuß.

Wilhelm Jensen in Freiburg im Breisgau.

Aus früher Zeit.

In Abendruhe; kaum ein Sonnendämmern
 Fiel durch die Stämme. Lautlos lag der Wald;
 Fernab nur Habichtschrei und Spechteshämmern —
 „Hörst du's?“ — Sie sah mich an und machte Halt.

Wir hatten uns verspätet, und die Andern
 War'n weit voran. Durch Waldeslücke her
 Sah'n wir den Fußweg schon hinauf sie wandern,
 Verschlungen dann im hohen Aehrenmeer.

Nun hielt sie athemlos. Deutlich erkannte
 Des Herzens Schlag man durch das Floggewand;
 „Du bist ermüdet“, sprach ich; doch sie wandte
 Sich schweigend ab und schloß auf's Herz die Hand.

„Woll'n wir nicht ruhn?“ — „Die Mutter würde sorgen“ —
 „Und du —?“ — „Du weißt es wohl, ich stürb' vor Angst.“ —
 Sie lachte; doch im Lachen lag's verborgen
 Wie leises Zittern. „Gehn' wir, wenn du bangst —“

1.

Nun sah sie schon. Rings um die alte Buche
 Wie grüner Teppich zog das tiefe Moos,
 Die Grillen zirpten; mit dem seidnen Tuche
 Lag still das weiße Händchen auf dem Schooß.

„Ich bin nicht warm.“ — „Und wirfst dich doch erkälten,
 Ich glaub', ich sprach's; sie sagte achtlos: „Ja,
 Was läg' daran?“ — „Die Mutter würde schelten.“
 Sie sah mich an: — „Sie würd' es, wenn sie da.“

„Und da sie's nicht, vertret' ich ihre Stelle —“
 „Meinst du?“ — „Und drum muß ich dir —.“ „Du? Ade!“ —
 Sie hüpfte lachend durch die Abendhelle,
 Ich folgt' ihr nach, doch flog sie wie ein Reh.

Zuletzt verwirrte sich am Tannenzacken
 Ihr leichtes Kleid; dann hielt ich ihre Hand
 Und schlang das Tuch um ihren weißen Nacken — —
 Es war in meiner Jugend Heimatland.

2.

Ich schritt zwischen stummen Bildern
 Versunkener Tage dahin,
 Am Stein und Kreuz verwildern
 Sah ich das Sommergespinn;
 Es spann seinen bunten Flitter
 Aus Gruft und Moder empor
 Und wölbte mit grünem Gitter
 Sich über des Todes Thor.

Daneben meine Kinder,
 Blondlockig mit blauem Aug',
 Durchhüpften als Begeßinder
 Die Wildniß von Busch und Strauch;
 Sie fanden aus dichtem Moose
 In tief verborgener Ruh'
 Noch weiß erblühende Rose
 Und zogen mich fröhlich herzu.

Und unter der Rose nicken
 Sah ich das dunkle Haar,
 Und unter den Steinen blicken
 Das süße Augenpaar,
 Das mich zuerst mit allen
 Traumbildern des Lenzes umschwebt,
 Das, drunten erloschen, zerfallen,
 In mir allein noch lebt.

Woldemar Kaden in Neapel.

Auf Pompeji's Gräberstraße.

Mun endlich hat der lange Sommertag
 Die heiße Stirn der Erde müdgelüht,
 Ermattend senkt sie, träumerisch, die Lider
 Der feuertrunknen dunkeln Gluthenaugen
 Und wirft mit rosenrothem Angesicht
 Noch einen letzten Blick der Sonne zu,
 Die drüben, hinter der Minerva Cap,
 Sich jetzt ins leisaufwallende Meer verjuckt,
 Das traunmessehnd nach dem Ufer gleitet.
 Welch tiefer Friede! Nur vom nahen Delbaum,
 In dem des Abendwindes Schwinge rauscht,
 Zirpt, wie sie einst Anakreon belauscht,
 Die sonnenmüde schüchtern Cicade
 Eintönig, scheuen Flügels, noch ihr Lied.
 Das braune Gras, die lichten Purpurnellen,

Die kleinen Rosen drüben an dem Strauche,
 Die bei des Frühlings Scheiden erst geboren
 Auf zarten, bald dahingewelkten Zweigen
 Und jetzt im Hauch, der sich vom Meer erhoben,
 Voll leichten Sinnes sich zum Kusse neigen:
 Sie ahnen nicht der träben Trümmer Sinn,
 Die sie mit flücht'gem Leben überkleiden;
 Nicht ahnt ihn auch die alternde Cypresse,
 Die sich so stolz in dunkeln Sterbgewande
 Noch aus dem Grau gebrochener Säulen hebt.
 Wohl rauscht's wie Senfzen leis durch ihre Nadeln,
 Wohl flüstert es wie tausend Märchenstimmen —
 Doch Welch ein Tönen deiner Phantasie
 Gerührter Harfe immer mag entsteigen:
 In Wirklichkeit ist Alles Schweigen — — Schweigen!

Doch — dort huscht gleitend es durch dürre Halme,
Schlüpft über jenen inschriftreichen Stein,
Und schaut dich an mit fremden, klugen Augen:
Lacerten sind's die auf der Vorwelt Resten,
Dein unbewußt, ihr kleines Leben führen — —
In Wirklichkeit ist Tod nur Alles — Tod!

Und doppelt Tod! Der Ort dort heißt Pompeji,
Und dieses hier ist seine Gräberstraße.
Hier — wo schon einst, als wildes Römerleben
Das Forum und die Straßen noch erfüllte,
Der Tod allein die Schattenflügel schwang, —
Wo nicht die tempelstille Dede störte
Der grimme Tag, der blutroth niederstieg
Mit Feuerbrand und Lava vom Vesuv,
Mit Donnerstimme dräunend und verfluchend,
Und der, das Leben auf der Flucht noch suchend,
Um es zu morden, in die Kammern drang
Und sticte und erwürgte, wo er's fand —
Wo dieser Tag selbst keinen Schläfer weckte,
Und keinem Unruh brachte in das Haus:
Hier tönte leiser der Sandale Tritt,
Der üpp'gen Toga Falten rauschten leise,
Der Fechter hemmte seines Schwertes Klirren,
Des Wandrers Stab, er rührte nicht den Boden;
Und rohes Schreien, das die Arena füllte,
Wenn laut das Volk im toll'n Beifall brüllte,
Wenn Staub und Blutdampf wolken dicht sich mehrte
Und wilder Kampf die wilde Gier begehrte —
Nicht drang's vom andern Ende her der Stadt
In diese todtbewohnte Einsamkeit,
Den Schatten nur geweiht. — —

Auch deine Stadt, die du dir einst erbaut,
O Herz, in deiner hoffnungskühnen Jugend

Aus stolzer Tempelsäulen lichtem Marmor,
So groß und weit in griechisch heit'rer Schöne,
In der du jauchzend deinen Thyrsus schwangst
Und himmelstürmend dein Eoë sangst —
Auch deine Stadt, sie liegt in öden Trümmern,
Begraben unter trüben Aschenwolken,
Die niederfielen, Reste deiner Gluthen,
In denen du voll Grimm erst wie der Berg,
Und dann — so einsam gramvoll dich verzehrtest,
Jetzt spärlich glimmend, todter Lava gleich.
Zerbrochen liegt der Thyrsusstab am Boden,
Der goldgezierte Becher liegt zerbrochen —
Geneigt die Stirn, steht, der ihn einst geschwungen — —
Was sieht er aus des Traumes Rebel steigen?
Was hascht nach jenem flatternden Gewand
Von Purpurseide krampfhaft deine Hand?
Was lauscht dein Ohr ins nächt'ge Nichts hinein?
Wach auf! Wach auf! Hier herrscht nur Tod und Schweigen.
Von all der alten Götterherrlichkeit
Blieb, so wie hier, nur deine Gräberstraße,
Und was da leise rauscht vor deinen Füßen
Sind dürre Kränze, welke Blütenreste
Die von dem letzten Blumentodtenfeste
Dich heimlich grühen. — —

Doch sei nur still! Lausch' in die Welt hinaus,
Hinaus nach der Arena dort des Lebens:
Von dorthier schallt ein trostlos wirres Losen,
Ein Fluchen und ein heißes Bravorufen,
Dann Sterbeseufze und dann Beifallklatschen — —
Dort lebt es noch und kämpft's noch auf der Bühne,
Dort schreitet es durch blutgetränkte Schranken
Und schreit zum Zeus auf, mit erborgter Kühne
Frech grühen: Morituri te salutant!

Max Kalbeck in Breslau.

Einer Fran.

Ich kenne dich! In deines Lebens Buche
Weiß ich Bescheid bis auf das letzte Blatt,
Da ist kein Tag, der nicht mit einem Fluche
Sich unausstilgbar eingezeichnet hat:
Vom ersten Fehler, den mit blassen Wangen
Du abgeüßt in mancher Thränennacht,
Bis zu der Sünde, die du frech begangen,
Und die du schamlos in den Wind gelacht.

Zu spät erfuhr ich's! Die geheime Kunde
Erkaufst' ich theuer mir mit Grimm und Pein,
Denn arglos schrieb ich zu vertrauter Stunde
Ins Schuldbuch meinen guten Namen ein.

Nun ist's geschehn: Ein dunkler Schicksalswille
Schwebt, uns verkettend, über mir und dir,

Daß dein Verhängniß furchtbar sich erfülle,
Unsel'ge, hat es dich geführt zu mir.

Denn, ob ein Engel Gottes dir vergäbe,
Was du gefrevelt hast im blinden Wahn, —
Du weißt: die Rache lebt, so lang ich lebe,
Und nie vergißt sie, was du mir gethan!

Sie wob dir ein Gewand von scharfen Messeln,
Das brennt und klebt! Das trennt kein Stich noch Schnitt!
Du fliehst, — jedoch mit unsichtbaren Fesseln
Hängt bleiern sich die Furcht an deinen Schritt.

Ich liebte tren, nun hast ich um so treuer,
Dir nahe bleib' ich, wärst du noch so fern;
So glühn wir: du der Rauch, und ich das Feuer,
Du bist die Nacht! Ich bin dein böser Stern!

Hermann Kletke in Berlin.

Nachts.

Schauernd draußen die Winde ziehn,
Vor mir die müde Gluth im Kamin,
Sterbend ein letzter Schein —
Nacht soll es sein!

Rückwärts sinn' ich, gramversunken —
War denn Alles Traum und Asche? —
Plötzlich seh' ich, wie der rasche
Windzug heftig treibt die Funken:

Und schon lodert's sonnenheiter,
Zünglein flattern, Funken sprühn, —
Und durch halberloschne Scheiter
Flammt das Leben heiß und kühn!

Es winnt der dürre Zweig: hinab!
Hinab! der blätterlose Baum
Was sich den Schein des Lebens gab,
Was hier geblüht, war nur ein Traum.

Hinab.

So fällt vom Leben Stück um Stück
Gleichwie ein fremdes Dasein ab;
Traum ist der Erde Gunst und Glück,
Doch auch ein Traum nur ist das Grab.

Marie Landmann in Neutomischel.

R

Reicht mir das Brot, geweihte Gabe,
Dran sich der matte Leib erquickt;
Den Becher füllt mit heiliger Labe,
Die Kraft mir in die Seele schickt.
Ich falte andachtsvoll die Hände,
Mit Dank genieß ich fromm und rein
Der Erde schönste Lebensspende,
Die höchste Gabe — Brot und Wein!

Brot und Wein.

Die Kraft des Brotes, erdgeboren,
Der Wein, dein Sonnenfeuer quillt,
Vom Höchsten, das mein Wunsch erkoren,
Sind sie ein Zeichen mir und Bild.
O Schicksal! Meinem Leben fehle
Das ernste Brot der Arbeit nie.
Und ewig glühend mich befeele
Der Feuerwein der Poesie!

Noch einen Blick hinüber
Ins felsumhegte Thal!
Nun, Fährmann, komm, hol über!
Leb wohl zum letzten Mal!

St. Goar.

Von muntern Bogen helle
Umranzt im Sonnenschein,
Treibt unser Schiffchen schnelle
Thalab den grünen Rhein.

Noch einmal grüßet dorten
Die Burlei ernst hervor,
Dann schließet seine Pforten
Das mächt'ge Felsenthor.

Wohl scheide ich mich Schmerzen
Von dir, du trauer Ort,
Und trage tief im Herzen
Ein heimlich Sehnen fort.

Ihr Städtlein, hell und heiter,
Du graues Burgenpaar,
Lebt wohl! — Das Schiff zieht weiter —
Leb wohl denn, Sanct Goar!

Hermann Lingg in München.

Es

liegt ein einsam Thal
Von Felsen eingeschlossen,
Im letzten Sonnenstrahl,
Vom breiten Strom durchflossen.

Der Schwan.

Es zieht die Wellenbahn
Ein Schwan herab, und leise
Frägt ihn die Nacht: Sag an,
Wohin geht deine Reise?

So mit den Wellen fort,
Hinab zu tiefem Bluthen,
Um bei den Sternen dort
Im Stillen zu verbluten."

In

des Magiers Bücherkammer
Tritt ein holdes Mädchen ein,
Prächtig blinken Spang und Klammer
An den Händen tief im Schrein,
Und des alten Nekromanten
Größten Folianten
Schlägt sie auf und liest darin.
Wie der Worte dunkler Sinn,
Ihre Seele wirr umkreist —
Plötzlich steht vor ihr ein Geist.

Achtlos hatte sie gelesen,
Bis zum Wort, deß' Zauberkraft
Allem, auch was längst gewesen,
Wieder neues Leben schafft.
Und so las sie denn das Zeichen,
Das den Schattenreichen,
Das der Geisterwelt befehlt;
Als sie schauernd innehielt,
War dem Grund der Tiefe schon
Einer jener Schaar entflohn.

Der Magier.

Schlank und hoch mit Speer und Horne,
Schöner als sie je was sah,
Schön wie einst Achill im Horne,
Stund der Dämon vor ihr da.
Schrecken und zugleich Entzücken
Fesseln und berücken
Ihrer bangen Sinne Muth,
Doch sie faßt sich endlich Muth
Und beginnt, nach ihm gewandt:
„Sprich, wer hat dich hergesandt?“
Feuer schießen seine Blicke;
„Du, du selbst,“ erdröhnt sein Wort.
„Ich?“ versetzt sie, „nun ich schicke
Dich sobald nicht wieder fort!“ —
„Wehe dir, du thörichte Blinde,“
Spricht der Geist zum Kinde,
„Kein Gebot der Liebe rief
Mich hervor aus Grabesruh'n,
Daß und Fluch nur, höllentief;
Aber dir gehorch ich nun.“

Sprich, was soll ich dir verschaffen,
Willst du Gold, ich hol' es her,
Schlösser, Diener, Pferde, Waffen;
Nichts ist deinem Knecht zu schwer.
Willst du Zauberkünste lernen,
Lesen in den Sternen?
Willst du ferne Länder schauen?
Meer, Gebirge, Wälder, Auen,
Schiffahrt, Jagd, ein Königreich,
Alles diene dir sogleich.“ —

„Dich,“ ruft jetzt die Maid, „erlösen
Dich, mücht' ich durch Himmelslund,
Dich erretten von dem Bösen;
Denn ich bin noch ohne Schuld!“ —
Doch mit drohendem Bewegen
Tritt es ihr entgegen,
Eine wilde Schreckgestalt.
„Folge! bei des Fluchs Gewalt!“
„Herrscht es donnernd auf sie zu,
„Dem ich diene, dien' auch du!“ —

„Ach,“ so ruft sie jetzt erbebend,
„Sprich, was ist es nach dem Grab,
Sagt die Seele, jenseits lebend,
Aller Liebe dort sich ab?“ —
Aber schon sie anzufallen,
Recht es Satansstrahlen;
„Nun denn, weil du das verlangst,“

Ruft sie voller Seelenangst —
Vor Entsetzen todtesbleich: —
„Eine Blume hol' sogleich!“

Kaum daß sie dies Wort gefunden,
Da geschah ein Donnererschlag,
Und der Dämon war verschwunden,

Durch die Fenster brach der Tag,
Hingesunken auf die Decken,
Halbentseelt vor Schrecken,
Lag die Maid, und leuchtend schien,
Leuchtend in des Thau's Rubin,
Eine Lilie rein und hold
Neben ihr im Morgengold.

Hieronymus Lorm in Dresden.

Liebesgedichte.

1.

Galathea.

Galthe kniete vor dem regungslosen Steine
In Liebe hin; — o wollt' der Tod sich lügen
Zum Weib in diesen ehern kalten Bügen,
Daß er als Schönheit meinem Blick erscheine?!

Vergebens, daß ich glüh'nde Thränen weine!
Gebet und Wunsch und Flammenvorte trügen,
Das Tiefste meiner Brust will nicht genügen,
Wenn ich den Marmor zu beleben meine.

O hätt' das holde Loos auch mich getroffen,
Daß ihr, entflammt von meiner Liebe Lust,
Das Auge plötzlich für das Dasein offen!

Verkehrten Schicksals bin ich mir bewußt:
Mein Herz wird Stein, und all mein Glück und Hoffen
Erstarrt zu Tod an ihrer todten Brust.

2.

Die neue Jugend.

Preis dem Geschick, das mich zu dir gezogen!
Es lehrt, daß meine Jugend nicht verflogen:
Nicht ihre Wonnen sind's und nicht ihr Zauber,
Woran mein Herz sich glühend festgezogen;

Auch sprach dein Aug' zu keinem meiner Träume
Mit mildem Strahl, er hätte nicht gelogen;
So oft mein Wunsch zum Himmel stieg, da sandtest
Du einen sichern Schmerzenspfeil vom Bogen.

Du gabst Versagung nur und Weh für Alles,
Was je ein Weib zur Liebe hat bewogen.
Und doch erkannt' ich meine Jugend wieder: —
Denn wieder hat das Leben mich betrogen!

Julie Ludwig in Düsseldorf.

Die Mutter geht — die Mutter kommt!

In dem Bilde von C. Wagner.

Die Mutter ging — o Schmerz
Aus goldnen Kindertagen!
Wie hat nicht Herz an Herz
Im Abschiedskuß geschlagen!
Lang hielt in stummer Pein
Ihr Jüngstes sie umfangen —
Es mußte wohl so sein,
Sonst wär' sie nicht gegangen.

Sanft löste sie die Hand
Aus all der Händchen Klammer —
Die Mutter ging — es schwand
Die Sonn' aus Stub' und Kammer —
Noch einmal fiel ein Strahl
Zurück mit Gruß und Nicken,
Dann dunkel ward's zumal
Vor ihrer Kinder Blicken.

Dumpf hörten sie den Fall
Der Wagenthüre dröhnen,
Des Kutschers Peitschknall,
Der Räder rollend Stöhnen —
Durch ihre Seele fuhr
Ein plötzliches Erbangen,
Als sei die Wagenspur
Darüber hingegangen.

Als sei des Lebens Fest
Mit einem Schlag ernüchtert,
Gleich Vögelchen im Nest,
So saßen sie verschüchtert;
Gleich Vögelchen, die krank,
Verstummt die Flügel hängen —
Nicht munde' Speis' und Trank,
Nicht Lust an Lied und Klängen.

Noch manche Thräne floß
Tag über ihrem Kummer;
Da kam die Nacht und schloß
Das wunde Aug' mit Schlummer;
Da kam der Morgen neu
Und brachte neues Leben,
Der Mutter Lieb' und Tren,
Die bracht' er nicht daneben.

Wohl waren Tag und Nacht
Die Kinder allerwege
Behütet und bewacht
In guter Wart' und Pflege —
Wohl lernten sie zur Frist
Auch wieder Spiel und Scherzen —
Ein süß Vergessen ist
Ja Vorrecht junger Herzen.

Doch war's ein Tag ohn' Licht,
Ein' Nacht ohn' Mond und Sterne:
Der Mutter Angesicht,
Es leuchtete der Ferne —
Ihr Auge gab nicht Schein,
Ihr Mund gab keine Süße —
Es kamen nur allein
Der Mutter Brief' und Grüße.

Der letzte kam: sie war,
Die Mutter war genesen!
Ein Mond? ihr deucht's ein Jahr,
Daß sie entfernt gewesen.
Sah sie doch Nacht für Nacht
Im Traume ihre Kleinen,
Und hört', wenn sie erwacht,
Ihr Rufen noch und Weinen!

Die Mutter kommt! herbei,
Ihr Kindlein in der Munde!
Sie kommt! ein Jubelschrei
Erschallt aus Aller Munde.
Vergessen ist mit eins
Der langen Trennung Jammer —
Voll goldnen Sonnenscheins
Erglänzen Stub' und Kammer.

Die Mutter kommt — o Lust!
 O Wonn' in Kindestagen!
 Schier hört man in der Brust
 Die kleinen Herzen schlagen.
 Die Augen leuchten hell,
 Aufblühen Mund und Wangen —
 Und horch! ob nicht zur Stell'
 Schon Posthorntöne klangen?

Hast jemals du dem Fest
 Gelauscht, den Zwitscherchören
 Der Vöglein, die im Nest
 Die Mutter kommen hören?
 Die kleinen Schnäbel all
 Sich strecken nach dem Futter —
 O Glück allüberall:
 Die Mutter kommt, die Mutter!

So lauscht die Kinderchaar
 Gedrängt am Fensterborde
 Und sieh! rollt nicht fürwahr
 Ein Wagen vor die Pforte?
 Am Schlage ein Gesicht —
 Zwei Arme, die sich breiten —
 O Mutterauges Licht,
 Das leuchtet schon vom Weiten.

Und nun, du zarte Frau!
 Behüt' dich Gott in Gnaden!
 Schier käm' der feste Bau
 Des Hauses selbst zu Schaden;
 Erliegen müßt' das Ohr
 Vor dieses Sturmes Wehen,
 Wär's nicht ein Jubelchor,
 Wär's nicht ein Wiedersehen. — —

Und sie? o Mutterherz!
 Im Leuchten all' der Sterne
 Nicht wünscht sie sich zurück,
 Nicht in die schönste Ferne!
 Und ob sie kaum erträgt
 Des Willkommenruses Schallen,
 Ihr Mutterherz, es schlägt
 Als seligstes von allen.

Friedrich Marx in Graz.

Das Jugendland.

Wenn hinter dir das Jugendland
 Geschlossen seine Pforten,
 Da scheinst du flüchtig fast, verbannt
 Und fremd dir aller Orten.

Wie Hochgebirg' in blauer Fern'
 Mit Klippen und mit Zinken,
 Darüber mancher goldne Stern,
 So scheint es dir zu winken;

Da rosig noch im Morgentau
 All seine Gipfel glähen,
 Aus dem Gewölk um seinen Fuß
 Noch leise Blitze sprühen.

Die Thäler, wo am Waldesquell
 Du Labung dir getrunken,
 Das Haus der Liebsten blüthenhell, —
 Sie bleiben dir versunken.

Manch hoher Dom, der ahnungsreich
 Dein junges Herz erhoben,
 Manch lustig Schloß, vom Wetterstreich
 Getroffen und zerstoben.

Der Bruderherzen lautres Gold, —
 Wo weilt ihr, traunte Scharen?
 Ihr Frauen wo und Mädchen hold,
 Die uns Gespielen waren?

Den Kuß, den uns die Lieb' gelehrt,
 Manch weises Wort der Alten,
 Ein deutsches Lied, ein gutes Schwert,
 Das haben wir behalten!

Und schläft manch goldner Morgentraum
 Schon unter Grabeshügeln,
 Und will kein Ziel im weiten Raum
 Die Schritte uns besflügeln!

Doch fühlen wir, o Jugendland,
 Im Herzen deinen Segen,
 Noch will es sich wie Geisterhand
 Auf unsern Scheitel legen,

Daß wir nach heißem Lebensstreit
 In sonnenhellem Prangen
 Als zaubervolle Wirklichkeit
 Das Ideal umfängen!

Das Ideal der Jugendzeit
 Von Treue, Recht und Sitte,
 Von Freiheit, Licht und Menschlichkeit
 In unsres Welttheils Mitte;

Vom einig großen Vaterland,
 Das auf dem Erdenrunde
 Als Hort des Friedens uns erstand,
 Und aller Völker Bunde!

Alfred Meißner in Bregenz am Bodensee.

Höllenfahrt.

Erwacht von grauem Sturz in jähe Tiefen,
 Sah am Gestad' des Stuz sich Don Juan.
 Halbdunkel war es — irre Stimmen riefen
 Von allen Seiten den Gesunken an.

Ein Riese, wie ihn Buonarotti malte,
 Lud Charon ihn in seinen Rachen ein,
 Und über Wellen, phosphorlicht bestrahlte,
 Ging's in den sturmgepeitschten Strom hinein.

Von hundert Frau'n war angefüllt der Rachen,
 Und jede kannte ihn in diesem Schwarm.
 Die hört man wimmern, jene lachen,
 Noch andre nahten, Kinder auf dem Arm.

Auch Leporello kam hervorgekrochen
 Und klagt dem Herrn, wie doch sein Beutel leer,

Sonst guten Muths: es sei'n ihm zugesprochen
 Drei Tage Fegefeuer, und nicht mehr!

Ein kleines Giland tauchte aus den Fluthen;
 Und als das Floß ihm näher kam vorbei,
 Erschien ein Standbild drauf in Flammengluthen —
 Es zeigt' sich, daß der Commandeur es sei.

Ein fahles Licht, wie fern auf dem Saturne,
 Beleuchtete weitem die Welt von Stein,
 Aus Wolken, wie aus einer schwarzen Urne,
 Ziel Gluth auf dieses düstre Bild hinein.

„Sieh dorthin“, rief es „wo man Flammen scheidet!“
 Doch Don Juan blieb unbewegt und kalt
 Und hatte ruhig seinen Blick gerichtet
 Auf jene Stätte, der die Reise galt.



ges. v. C. Wagner.

Hk. S. M. Hoffm.

Mama kommt!

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Gustav von Meyern in Constanz.

Die Perle im Bodensee.

I.

Perle du im Schwäb'schen Meere,
Kleinod einer Kaisertochter:
Wie viel Thränen sahst du rinnen,
Wie viel Leid um treues Minnen,
Oh' in deiner stillen Seebucht
Dich so hoch das Schicksal hob! —

Wie der gold'ne Tagesfalter
Wellengleich gestreifte Schwingen
In zwei Segelspitzen rückwärts,
Also liegt im Sonnenglanze,
In zwei goldnen Buchten endend,
Faltergleich der Bodensee.

Schauest auf die Alpenfirnen,
Die Gebilde ird'scher Größe,
Wie auf ferne Zauberlande;
Vargst dich noch im dichten Nebelaub,
Still verglühend gleich der Traube
Vor der holden Minne Gluth.

Ja, es war die Zeit der Minne,
Und du selbst mit der Gebieterin,
Mit der jungen, schönen Herrin
All' der Burgen um die Seebucht
Und des hohen Schlosses Bodman
Warst der Minne unterthan.

Aber komm nur, komm nur! Heute,
Heute werden sie dich meiden,
All' die stolzen Nachbargrafen,
Die da prunkvoll ausgezogen,
Um die Spröde zu gewinnen
Mit der Perle im Bodensee!

Und er naht. Sein weißes Segel
Weht dem Eiland schon entgegen,
Aber langsam, gar so langsam!
Lässig, ja fast widerstrebend,
Taucht sein Ruder in die Fluthen —
Also scheint's der Liebenden.



Und sowie der Falter nuschend
Mit dem Tropfen kost, der verlig
Sich auf seiner Schwinge spiegelt,
Also spielt die goldne Welle
Dort im West mit leisem Rosen
Um ein Eiland in der Bucht.

Herrlich Eiland, vielbewundert
Von den Großen dieser Erde,
Vielumschwärmt von kleinen Faltern:
Eine Perle in der Muschel,
Lagst du einst in deinem Becken,
Uneröffnet noch der Welt;

Kaiser Rothbart ruft zum Kreuzzug,
Rief daheim mir auch den Vater —
Ach, der sieche Greis, der theure,
Ihn empfehl' ich deiner Liebe:
In die Pflicht des Reichsvasallen
Tret' ich für den Vater ein."

Dort im Laubgang war's. Die Herrin
Spähte aus nach dem Geliebten,
Nach dem ahnungslosen Freunde
Ihrer Kindheit, ihm, dem edlen
Sohne eines edlen Vaters,
Hugo Graf von Langenstein.

Reich an Herzen, reich an Ahnen,
Doch an Schätzen unbeneidet,
Varg er seine stille Liebe
Tief verschlossen. Konnt' er träumen,
Daß die vielumworb'ne Erbin
Ihm, dem Freund, ihr Herz geschenkt?

Harrt sie doch mit offenen Armen
Schon des Landenden am Ufer!
Er gewahrt es wie betroffen,
Und sinkt hin zu ihren Füßen;
Und sie neigt sich zu ihm nieder:
„Hugo, will dein eigen sein!“

„Du mein eigen? . . . O du strahlst mir
Einen Himmel; doch der Himmel,
Wenn wir ihn zu greifen wähen,
Flieht er weit, weit in die Ferne!“
„Hugo, fliehst du mich?“ — „Du sagst es,
Denn der Himmel flieht vor mir!“

„Hugo!“ . . . „Also will's der Himmel,
Drüben harren schon die Meinen!
Kurz das Glück, und kurz der Abschied,
Kurzer Abschied, ew'ge Treue —
Lebe wohl! . . . Und du auch, Eiland,
Perle du im Schwäb'schen Meer!“

Perle du im Schwäb'schen Meere,
Kleinod einer Kaisertochter:
Wie viel Thränen sahst du rinnen,
Wie viel Leid um treues Minnen,
Eh' in deiner stillen Seebucht
Dich so hoch das Schicksal hob! —

Kaiser Rothbart war gestorben,
Seine Heermacht war gebrochen,
In der Mauren Ketten lagen
Tausende von Christenrittern,
Mit den Tausenden lag schmachtend
Hugo Graf von Langenstein.

Jahre waren hingeflossen,
Er, der jugendschöne Ritter,
War gebleicht im langen Siechthum,
Nur die Sehnsucht tief im Herzen
Und der Minne Gluth im Auge
Blieb ihm ewig jung und neu.

Und er träumt, im Kerker schlummernd;
Träumt von ihr, der Ferngeliebten,
Sieht sie, die dem theuren Vater
Sanft im Tod die Augen zudrückt,
Sieht sie, die, an ihm verzweifelnd,
Sich dem Himmel angelobt.

Und er weint im Traum, und: „Ich auch,
Himmel meiner Heimath“ — schwört er —,
„Angelobe mich auf ewig
Deinem Dienst im Dienst des Ordens,
Wenn du gnädig mich erlösest
Und die Heimkehr mir vergönnt!“

Und wo sonst des Sees Perle
Still verschlossen lag im Dunkel,
Da erschließt sie sich im Lichtstrahl
Edler Kunst für alle Welt jetzt,
Bis im Wechsellauf der Zeiten
Sie zum Schmuck der Fürstin ward.

II.

Und im nächsten Schlummer hört er,
Wie die Kiesel leise knarren,
Und ein Frauenbild — er fählt es —
Neigt die Lippen zu ihm nieder:
„Schöner Ritter, sollst nicht sterben,
Nimm mich mit zur Heimath — flieh!“

Aber er: „Du Engel Gottes,
Laß mich, laß mich“ — widersteht er —!
„Treu der Liebe, treu dem Schwure,
Ird'schem Glücke zu entsagen,
Laß mich einsam hier verschmachten —
Kannst nicht mit zur Heimath ziehn!“

„Zieh denn du... und nimm mein Herz mit!“ —
Leise hört er es noch seufzen
Und erwacht von einem Kusse —
Und den Kerker sieht er offen
Und zwei Rosse stehn gefattelt,
Und er flieht zum Meeresstrand.

Und die Heimath sieht er wieder,
Doch im weißen Ordensmantel
Mit dem schwarzen Kreuz, dem Zeichen
Der Entsagung und des Kampfes —
Und er sieht die Gruft des Vaters,
Aber die Geliebte nicht.

Ah, auf ihrem stillen Eiland,
Als die Liebespflicht erfüllt war,
Harrte sie noch immer, immer —
Hatte ja die Perle im Meere,
Wenn ihm Gott die Heimkehr schenke,
Ihm zu eigen angelobt,

Hatte immer ja und immer
Noch gehofft! — Nun kehrt er wieder,
Kehrt — o jammervolles Schicksal —,
Ein vom Himmel ihr Geschenker
Und auf ewig doch Entriff'ner,
Zu der Liebenden zurück!

Und er meidet ihren Anblick
Und entflieht zum fernem Norden,
Um im Kampf mit wilden Heiden
Heißer'n Kampf mit sich zu kämpfen
Aber sie: „Was ich gelobte“ —
Spricht sie — „soll mir heilig sein!“

Und in wohlverbriefter Schenkung
Wird die Perle im Schwäb'schen Meere
Comthurei des deutschen Ordens;
Doch der Schenkung Vorbedingung
Lautet: Erster der Comthure
Sei Graf Hugo Langenstein!

Denn die Nähe des Geliebten
Soll der Himmel ihr noch gönnen,
Und die Lüfte, die er athmet,
Sollen ihr die Stirne kühlen,
Sollen ihr den Frieden senken
In das arme Herz hinein! —

Und vom hohen Schlosse drüben
Fährt sie täglich aus zum Eiland,
Und vom schönen Eiland drunten
Fährt er täglich auf zum Schlosse,
Und der Trost des Minneauges
Schlingt um sie sein keusches Band;

Perle du im Schmuck der Fürstin,
Kleinod jetzt der Kaisertochter:
Wie viel Thränen sahst du rinnen,
Wie viel Leid um treues Minnen,
Eh' in deiner stillen Seebucht
Dich so hoch das Schicksal hob! —

Stephan Nilow in Ehrenhausen.

Was ich ersehne.

Du lächelst, wie ich beb' und glähe
Und dennoch so genügsam bin;
D sieh, was immer schlicht mir blähe,
Ich sah es mit beglücktem Sinn.

So voll mein Herz, so leicht ich schwärme,
Ich streb' und dränge nicht zu heiß;
Genug, wenn nur lebend'ge Wärme
Mir stets den Puls besflügelt leis.

Gewiegt in träumerische Regung,
Bescheid' ich mich und halte still;
Nicht such' ich stürmische Bewegung,
Es ist nur wenig, was ich will:

Nicht solche Fülle, daß ich trunken,
Nein, um zu schwellen nur ein Lied,
Für meine Freude einen Funken —
Und eine Thräne, wenn sie schied.

Albert Moeser in Dresden.

Einer Bühnenkünstlerin.

Exilenepistel aus Klagen.

Vorbei schon zog die Sommer Sonnenwende,
Und ob den Landen brütet Juligluth;
Thaliens Haus verschlossen Pförtnerhände,
Der Bühne buntes Flitterleben ruht;
Du zogst hinweg zu Böhmens Berggelände
Und schlürfst heilsamer Quellen reine Muth;
Und statt des Beifalls freud'gem Schall zu lauschen,
Hörst du den Wald in Sommerlüften rauschen.

Mich aber trug mein Wanderdrang nach Norden,
Ich lechzte heiß nach stiller Einsamkeit;
Wer liebte des Touristen Schwarmes Horden,
Durch die der Firnen Schnee selbst wird entweicht?
Drum fernhin zu der Ostsee Kreideborden
Entfloh ich sonder Freundschaft und Geleit;
Und froh des Raums, der von der Welt mich trennte,
Schwelg' ich in süßem Dolce far niente.

Du suchst den Ort vergebens auf der Karte,
Wo dein Poet vergessen lernt die Welt;
Du weißt: ich schwärmte immer für's Aparte,
Ein Dörfchen ist's, wo kaum ein Wagen hält;
Traut liegt es, wo Arcona's Felsenwarte
Hinüberweist zum stürmereichen Belt;
Beleckt von der Cultur ward es mit nichten,
Nicht Kirche kennt's und nicht der Schule Pflichten.

Des Morgens, wenn ich kaum entstieg dem Bette,
Blaut grenzenlos vor mir die weite See;
Ein holdes Kind — sie poshte zur Soubrette —
Bringt in den Garten flink mir den Kaffee;
Sie hat noch keinen Mann geküßt, ich wette,
Und schon schwebt sie davon gleich einer Fee;
Ich aber, rings von wildem Wein umwunden,
Verdämmre in der Laube lange Stunden.

Indeß die Saaten leis im Winde beben
Und Lerchenjubel laut wird fern und nah,
Seh' ich die Dampfer stolz ins Weite streben
Zum Strand von Hamlet und Ophelia;
Und so, indeß Minuten rasch verschweben,
Ist unvermerkt die zehnte Stunde da;
Dann, leicht bedeckt mit Toppe und Sombrero,
Mach' ich mich auf, gefolgt vom Haushund Nero.

Herniederwärts zum freidigen Gestade
Trott' ich gemächlich hin durch's Weizenfeld
Und stürze in die Fluthen mich zum Bade
Und jandze, wenn ihr Braus an mir zerschellt;
Dann schreit' ich hin auf stein'gem Ufersfade,
Vom schrillen Schrei der Möve laut umgellt;
Und wo am Abhang grüne Buchen hängen,
Landsch' ich des Meers urenigen Gefängen.

Das alte Lied! Wer es zu deuten wüßte!
Raunt es uns zu der Dinge Räthselwort?
Spricht's von der Zeit, da hier an steiler Küste
Die Saurier sich zerfleischt im Wechselford?
So tönt' es schon, als wildes Kampfgelüste
Normannen trieb aus sicherem Friedensort;
Und so in fernsten Zeiten wird's noch schallen,
Indeß Geschlechter rasch zu Grabe wallen.

Der Mittag naht; aus lichtigem Blau die Lerchen
Sie fliegen stumm im Weizenfeld zu Nest;
Die Kinder rasten träge in den Pserchen,
Nun heim! das Bad macht mir das Mahl zum Fest;
Des Wirthes Kind, das wundersüße Närrchen,
Sie zürnt, wenn sie der Fremdling warten läßt;
Und froher als Lucullus einst Jasiane
Schmaus' ich gesottnes Ei und Milch mit Sahne.

Siesta dann halt' ich in Buchenhallen,
Am Herthasee lang hingestreckt auf's Plaid;
Pan schläft, kaum sieht man leis die Wellen wallen,
Kaum daß ein Windhauch durch die Blätter geht;
Von fern nur hör' ich Posthornklang erschallen,
Der in den Lüften sanften Hauchs verweht;
Der Sonne Strahl schießt heiß vom Himmelsbogen
Und bricht sich grell in Wipfeln und in Wogen.

Und aus des Busens tiefgeheimen Schachten
Steigt lautlos auf der Träume bunte Schaar;
Die Stunden, die mir freudenreich einst lachten,
Erstehn; mir winkt, was jemals hold mir war;
Und mag auch Tod manch theures Bild unnachten,
Nun taucht's empor lebendig, mild und klar;
Und auch manch Glück, das schön'd' mich stets gemieden,
Verschmerzt sich leicht in heil'gem Waldesfrieden.

Und in das Herz zieht jene sel'ge Stille,
Die holder ist als selbst des Glücks Besitz;
Die Sehnsucht stirbt, beschwichtigt ist der Wille,
Es flammt nicht mehr der Leidenschaften Blitz;
Gemach schläft ein der Ehrsucht nicht'ge Grille,
Womit sich plagt der Menschen armer Witz;
Die Seel', entrückt des Lebens falschem Scheine,
Verliert sich ziel- und wunschlos ins All-Eine.

Der Abend naht; am Meer schreit' ich noch länge
Und schau', wie Stern um Stern heraufwärts zieht;
Und bei der Fluth geheimnißvollem Sange
Erwacht im Innern manch melodisch Lied;
Nun weht es kalt her von Arcona's Gange,
Von dem schon längst der letzte Lichtstrahl schied;
Stets ferner mir verhallt des Meers Gebrause,
Und bald umfängt mich Schlaf in traurer Klaus'. —

So geht, vielehle Freundin, mir zur Reize
Hier Tag um Tag in schönem Wechselfpiel;
Bald kommt — daß ich mir's selber nicht verschweige —
Der Muße Zeit zu unerwünschtem Ziel;
Die Stunde naht, wo ich das Schiff besteige,
Das heim mich führt mit fluthumrauschem Kiel;
Und bald wird mich mit Dampfkraft der Wagen
Zur fernen Hauptstadt hastend südwärts tragen.

Und wieder wird verschlingen mich ihr Strudel,
Neu zwingt Conuenienz mich und bon ton;
Der Herbst zieht ein, der Virtuosen Rudel
Erfüllt die Welt von Hamburg bis Hongkong;
Und martern quält Gefänge und Gedudel
Des Hörers Ohr im schimmernden Salon;
Und fern liegt mir, die jetzt in Waldesstille
Am Meer mir lacht, die liebliche Idylle.

Dann, wenn verblüht die Kinder sind der Flora,
Ziehst neu du ein ins Heiligthum der Kunst;
Umbüßert naht Medea uns mit Gora
Und wirbt entbrannten Sinn's um Jasons Gunst;
Mich freut's, wenn um den Eintritt zu Deborah
Das Volk sich drängt und zankt in toller Brunst,
Wenn in des Musentempels weiten Hallen
Des Beifalls laute Donnerstürme schallen.

So oft du stolz in gottgeweihter Stunde
Erschallen läßt der Rede Rauberton,
Hängt jedes Ohr an deinem schönen Munde,
Wir sehn entzückt des Auges Blitze loh'n;
Erschütterte hebt das Herz im tiefsten Grunde
Und rast mit dir in Sehnsucht, Grimm und Hohn;
Und wenn du schwelgst in Liebesflüsterlauten,
Ahnt es ein Glück, wie's Menschen niemals schauten.

Und sieh! nicht blos ein Liebling der Camönen,
Du bist als Weib auch des Geschlechtes Zier;
Nicht blos daß tausend Reize dich verschönen,
Ein edles Herz auch schlägt im Busen dir;
Indeß die Vielen schnöder Falschheit fröhnen,
Ersiehst du wahr und treu und lauter mir;
Der Frauenschönheit wunderholde Blume
Schau' ich verklärt von edlem Menschenthume.

Und frohen Schritts in deine Künstlerkause
Eintret' ich oft, wenn still der Tag sich neigt;
Wie lieb' ich's, wenn beim Wintersturmgebrause
Der Freundin Hand den duft'gen Thee mir reicht!
Indeß der Schnee zerfließt am hohen Hause,
Bemerk' ich kaum, wie Stund' um Stund' entweicht;
Der Samovar summt traumhaft-stille Lieder,
Und manches gute Wort geht hin und wieder —

So mag ich gern der Winterfreunden denken,
Indeß mein Fuß noch schweift im Waldrevier;
Und minder soll der Abschied drum mich kränken,
Ins Zimmer tret' ich neu bald ein bei dir;

Doch eh' sich Aug' in Aug' darf wieder senken,
Vertrau' ich diesen Gruß hier dem Papier;
Wo kühl am Strand sich Buchenschatten breiten,
Schrieb ich ihn dir im Julimond am zweiten.

Reinhard Neuhaus in Cleve.

Gemüth.



Wenn ich ein Unrecht habe noch zu sühnen,
So ist es jenes, daß ich dich verkannt,
Gemüth, und hab' im allzuraschen, sühnen
Unwillen eine Krankheit dich genannt;
Damals, als ich, erzürnt, was Deutschland duldet,
Daß Einheit und die Freiheit noch so weit,
Oft zornig rief: Das Alles hat verschuldet
Des Deutschen Erbtheil: die Gemüthlichkeit!

O Unverstand! das Herrliche zu tadeln,
Das, wie der Duft die holde Blume schmückt,
So auch den Menschen: kann ihn Schön'eres adeln,
Als daß ein Herz aus jeder Regung blüht?
Daß selig, nicht im Nehmen, nur im Geben,
Ganz ungehindert, keines Zwangs bewußt,
Ausströmt ein reiches, tiefes Innenleben,
Das Echo einer reinen Menschenbrust?

Verzeiht, verzeiht, ihr Geister jener Stunden,
Wo das Gemüth die Gaben ausgestreut,
Wo ich so recht im Innersten empfunden,
Daß es allein beseligt und erfreut!
War's bei dem Duft der weingefüllten Bowle,
War's plaudernd hinter'm wärmenden Kamin,
Ach! keine Zeit labt so mit inner'm Wohle,
Läßt solch Erinnern durch das Herz mir ziehn.

Ich sühn' es heut'. Des täuschungsreichen Lebens
Erfahrung lehrt mich einen andern Ton.
Ich frag: was ist die Summe stolzen Strebens?
Für den, der Frieden sucht, nur eitel Hohn!
Was bringt Verstand, was Fülle der Gedanken?
Ach! ungelöste Räthsel als Gewinn!
Nur du, Gemüth, kennst Täuschung nicht und Schranken,
Und wo du weilst, da bist du Herrscherin!

O bleibe ewig, ewig unverloren
Dem deutschen Volk, Gemüth, so tief und reich!
Du Himmelslicht, in Menschenbrust geboren,
Und auch der Frühlingssonn' an Segen gleich!
Strahl' deinen Reichthum aus in Haus und Hütte,
In jedes Wort, in jeden Händedruck.
Weh, Deutschland! Wenn, bestrickt, dein Sinn je litte,
Daß dir entfall' dein schönster, reichster Schmuck!

Ohn' ihn des Geistes Funken schnell erbleichen;
Wie bald verhallt ein unempfund'ner Sang!
Es bleibt nur schön und wahr, was trägt das Zeichen,
Daß es dem innigsten Gefühl entsprang.
In tausend Wirrungen, von Kampf umflogen,
Das Menschenleben ab sich härt und müht:
Wohl dir! Wahrst trenn' du in den Lebenswogen
Dir rein ein tiefes, kindliches Gemüth!

Sermann Neumann, gestorben in Weile

am 8. November 1875.

(Aus dem Nachlasse des Dichters.)

Eile mit Weile.

Alles rennet rastlos weiter,
Ich nur stehe lächelnd still;
Auf des Ruhmes schwanker Leiter,
Die auch ich ersteigen will,
Seh' ich klimmen hoch und höher
Manchen, der mir einst so fern;
Alle sind dem Gipfel näher,
Und ich gön'n' es Jedem gern.

Zürnend meine Freunde sprechen:
Auf, dich hat der Gott geweiht,
Keine Staffel wird dir brechen,
Hebe nur den Fuß zur Zeit!
Und ich geh' zwei Schritte weiter,
Nun erfah't's mich, wunderbar,
Und vorüber nach der Leiter
Daß ich stürzen Schaar auf Schaar.

Kennet nur, ich habe Weile
Bei den Blumen, in dem Alee —
Ueberstürzt euch nicht die Eile,
Faßt euch Schwindel auf der Höh'!
Ruhe ziemt dem ernstesten Streiter,
Denn der Weg ist nur zu weit:
Einst wohl steh' ich an der Leiter
Und erhebe' den Fuß zur Zeit.

Eine Staffel, wieder eine,
O wie klar ist's in dem Raum!
Vor dem lichten Sonnenscheine
Schwindet nun mein langer Traum.
Höher, höher, stets mit Weile,
Denn die Aussicht ist zu schön,
Doch wo sind, die ich in Eile
Zu der Leiter rennen seh'n?

Ach sie schwanken, wie geblendet,
Schwindel hat ihr Haupt erfaßt; —
Wohl dir, daß du rückgewendet
Noch zur Zeit die Schritte faßt!
Viele stürzten zu der Erde,
Kraftlos von dem jähen Lauf,
Langsam steig' ich ohn' Beschwerde
Zu dem goldnen Gipfel auf.

Auf der Höhe werd' ich stehen
Einst, ein segnender Prophet,
Zu der Tiefe niedersehen,
Wo das Volk versammelt steht.
Wie Gewitter wallen dröhnend
Meine Worte durch den Raum —
Heute noch auf Blumen lehnend
Traum' ich meiner Jugend Traum!



Wenn Hunderte, ja Tausende sich haben
An meinem Herzblut inniglich erfreut,
Und meine Kunst mit auserwählten Gaben
Als Balsam milderte die Traurigkeit,
So dachte Keiner, daß der tiefe Schmerz,

Wer dankt?

Aus dem die Blüthen meines Sangs geflossen,
Auch Balsam suche für des Dichters Herz,
Aus dem das Blut der Poesie geflossen,
Nicht Eines, das mit Reichthum war gesegnet,
Nicht Eines, dem ein Blumstoben gegeben,

Gedachte, wie's dem Dichter oft begegnet,
 Daß Gold und Blumen fehlten seinem Leben.
 Kein Ehrenkold, kein Kranz! Nicht eine Blüthe
 Hab' ich empfangen aus der großen Welt,
 Kein Dank ward meinem klagenden Gemüthe, —
 Doch reichlich hat die Mißgunst es vergällt.
 Mit Armuth kämpfte ich, so reich an Liebe,

Mit Krankheit stets, mit Sorge, Leid und Noth;
 Mein Dasein war — glücklich — ach, und trübe:
 Ich liebte, litt und darbte bis zum Tod!
 Wie ein Verbrechen schien man zu betrachten,
 Was ich vom Kreuz zu künden mir erlaubt,
 Und weil die Thoren mein Gebet verlachten,
 Schlang man zum Dank mir Dornen um das Haupt.

Wilhelm Nothwalt in Berlin.

Lieder.

Ich kenne kaum wohl noch dein Angesicht;
 Ob ich dich je geliebt, ich weiß es nicht.
 Ob mein du warst, ich hab' es längst vergessen;
 Und Jahr auf Jahr verrauschte unterdessen.

1.

Nur manchmal tönt's in mir so weh, so bang,
 Wie eine Saite, die im Wind zersprang.
 Dann blick' ich auf, mein Aug' ist naß, und trübe
 Wie Nebel zieht vorbei die alte Liebe.

Könnst' ich an deine Wange
 Mich lehnen in träber Stund',
 Mein krankes, vergessenes Herze,
 Vielleicht noch würd' es gesund!

2.

Vielleicht noch einmal blickt' ich
 Lächelnd hinaus in die Welt, —
 Vielleicht noch einmal erschließt sich
 Die Blüthe, ehe sie fällt.

Für Freundschaft und der Liebe süßen Trank,
 Ich hab' ihn leichten Sinnes längst vergoffen;
 Da ward des Lebens Bahn mir wüst und lang,
 Und durstig bin ich worden und verdrossen.

3.

Ach, wandern will ich weit, unendlich weit,
 Auf Glück verzichten, ringen nach dem Ruhme:
 Und träume stets doch von der alten Zeit
 Und stehe weinend still bei jeder Blume.

Ich bin nicht elend, Mädchen, wie du denkst!
 Und wär' ich elend: deinetwegen nimmer!
 Verzichtet hab' ich und vergessen längst,
 Und längst erlosch der Liebe letzter Schimmer.

4.

In meinem Herzen ward es still und leer;
 Nichts hoff' ich mehr, und habe nichts zu klagen.
 Doch ob ich glücklicher geworden wär' —
 Allmächt'ger Gott, das laß mich niemals fragen!

Friedrich Oser in Basel.

Die drei Schwestern.

Sern, einsam wandelte die Poesie,
 Die Sonne sank so zaubrisch schön wie nie,
 Die Rosen dufteten, die Amseln schlügen,
 Auf sanften Fittichen die Wäste trugen
 Den süßen Hauch den Sängern zu,
 Und, wie erwacht aus ihrer starren Ruh,
 Die Marmorbilder sahn auf's goldne Grün
 Und fühlten warmes Leben in sich sprühn;
 Des Mondes Sichel von dem Himmel schaute,
 Der durch die schwanken Nester niederblaute,
 Die Blumen wollt' er grüßen hoch am Dom,
 Die schlanken, die sich spiegelten im Strom,
 Die Blüthenbäume drunten noch am Strand,
 Und fern im Duft das weite, weite Land.
 Doch ob der Strom nun rann wie flüssig Gold,
 Von fern die Amseln sangen zwiefach hold,
 Tieftraurig stand am Strand die Poesie,
 So blaß, mit mattem Blick und müdem Knie,
 Muthlos zur Brust hinabgebengt das Haupt,
 Als wär' ihr ewig jeder Trost geraubt.
 „Ach,“ hauchte sie, „was sing' ich länger fort,
 Der Welle gleich zerinnt mein flüchtig Wort!
 Wie lang schon irr' ich auf und ab durch's Land,

Vergessen, unbegrüßt von treuer Hand!
 O wär' beschieden mir ein hold Geschick
 Wie meiner Herzensschwester, der Musik,
 Die weiß mit einem Klang in süßem Ahnen
 Zu allen Tiefen sich den Weg zu bahnen,
 Für jede Lust erfindet den Jubellaut,
 Und Trost für jede Pein, so mild, so traut!
 O wär' beschieden mir des Himmels Gunst,
 Der glücklich sich die Schwester freut, die Kunst,
 Die in den Rahmen bannt den Abendshimmer,
 Des Waldes Pracht, des Mondes Goldgestimmer,
 Für fernste Zeit, in selbigem Beruf,
 Und was mir Schönes die Natur erschuf;
 Die haucht dem Erz, dem Marmor Leben ein,
 Zum hohen Dome wölbt das Gestein,
 Daß nach Jahrtausenden steht andachtstrunken
 Die weite Welt in seine Pracht versunken!“ —

Da klang ein Ton der Poesie an's Ohr;
 Sie hob das Haupt und lauschte jäh empor;
 Wie durch des lichten Himmels offne Pforte
 Vernahm zu ihrem Trost sie diese Worte:
 „Verzage nicht, ward auch die gleiche Gunst
 Dir nicht gewährt wie der Musik, der Kunst!

Dien' ihnen demuthsvoll! Ein schönes Loos,
 O glaub's! wird dir auch fallen in den Schooß!
 Mit einem Worte wirft den Abendschimmer
 Hinzubern du, des Mondes Goldgesimmer;
 Lang eh' ein Denkmal ist erbaut dem Helden,
 Wirft seinen Ruhm du allen Zeiten melden,
 Und eh' ein Dom ragt bis zum Himmelsplan,
 Hebst alle Herzen du zu Gott hinan,
 Und eh' zum Reim sich fügt der Saitenklang,
 Durch Berg und Thal wird steigen dein Gesang."
 Hochselig lächelte die Poesie,
 Thaufeucht das Haar, und flüchtig eilte sie

Hinan vom Strande durch den dunkeln Wald,
 Von brünstigem Lied noch immerfort durchhallt,
 Bis daß im grünen, mondbeglänzten Grund
 Sie bebend vor dem Ahnenschlosse stand.
 Vom Erkerzimmer tönte Saitenklang,
 Der Schwester harreten Alle drinnen bang,
 Sie ahnten längst ihr Leid; da tritt sie ein,
 Das Haupt umstrahlt als wie von Glorienschein;
 Und mit Errothen, Zittern und Erblassen
 Die Schwestern stetig schluchzend sich umfassen,
 Und dienen all' in holdem, traurem Bunde
 Dem Schönen einzig nur seit jener Stunde.

Wilhelm Osterwald in Mühlhausen in Thüringen.

Sechs Frauenbilder aus Shakespeare's Dramen.

Wär ich Mann, wie ich muß scheinen,
 Könnt' ich für mich selber werben,
 Litt' ich keinen Stolz der Schönen:
 Mit der Liebe Raubertönen
 Wollt ich machen sie zur Meinen
 Oder ohne Zagen sterben.

1. Viola („Was ihr wollt.“)

Wo sie weilt, würd' ich weilen,
 Daß sie stets mich schauen müßte
 Und im Traume selbst mich hörte,
 Bis sie endlich sich bekehrte
 Und, sich selbst wie mich zu heilen,
 Liebend meine Lippen küßte.

Doch für ihn, den theuren Einen,
 Muß ich Liebesbotschaft tragen
 Und mein eignes Glend bauen,
 Muß, getreu dem Loos der Frauen,
 Schweigend so mein Selbst verneinen,
 Muß verzichten, muß entsagen.

2. Julia („Romeo und Julia.“)

So soll ich denn wirklich dich schon entlassen
 Vom Herzen so warm in die kalte Welt?
 Ich kann es nicht glauben, ich kann es nicht fassen,
 Daß so früh schon der Morgen den Himmel erhell't.
 Die Sonne, Geliebter, erwachte noch nicht,
 Der Stern ist's der Liebe, der strahlet so licht.
 Und das Lied, das erklinget mit schmetterndem Schall,
 Nicht singt es die Lerche, ich müßte sie hassen,
 Nein es singt vom Granatbaum die Nachtigall.

O weile, Geliebter, o weile, mein Leben!
 Und wär's nur ein einziger Augenblick,
 Den deiner Geliebten du könntest noch geben,
 Ich dankt' es auf ewig dem milden Geschick.
 Ach! Alles ist Augenblick, was uns beglückt
 Und über die Schranken der Erde entückt.
 Und wäre mein Leben ein Kuß allein
 Von deinen Lippen, geliebtes Leben,
 Es würde so kurz als ein Augenblick sein!

3. Desdemona („Othello.“)

Snähe mir, Schlummer, und löse mir leis
 Das Herz vom herben Leide:
 Mir zürnet der Gatte, dem ich, Gott weiß!
 Doch nie was that zu Leide,
 Mein Herz schlug in Freuden stets ihm allein
 Und will in Treuen nur ihm sich weihn
 Auch im Leid, im herben Leide.
 Einst kannt ich ein Mädchen, am Ufer saß sie,
 Sang: „Weide, grüne Weide!“
 Die Hand auf dem Herzen, das Haupt auf dem Knie,
 Sang: „Weide, grüne Weide!“

Heiß rollt' ihre Thrän' und erweicht' das Gestein,
 Die rauschende Welle stimmt' schluchzend mit ein,
 Sang: „Weide, Weide, Weide!“

O Himmel, sei gnädig zu ihm und zu mir,
 Hilf uns vom Herzensleide,
 Daß nicht in Thränen ich auch gleich ihr
 Muß singen: „Weide, Weide!“
 Komm, holder Schlummer, und zeige sein Bild
 Im Traum mir wieder wie früher so mild,
 Heil mich vom Leid, vom Leide.

4. Miranda („Der Sturm.“)

Wie ein Geist aus rein'ren Sphären
 Bist du, holder, mir erschienen,
 Dessen Augen, Mund und Mienen
 Himmelsmächte selbst verklären;
 Laß, o laß aus deinen Augen
 Meine Augen Wonne saugen,
 Wie in allen Lebensstunden
 Nie zuvor ich sie empfunden.

Wie als ich zuerst dich schaute,
 Meine Seele dir entgegen
 Flog mit nie geahntem Regen
 Und dir ohne Hehl vertraute,
 Werb' ich stets nach dir verlangen,
 Nach dir bangen, an dir hangen,
 Der du meinem halben Leben
 Vollen Sinn erst hast gegeben.

Ach! vor Freude könnt' ich weinen,
 Wenn aus deinem lieben Munde
 Mir ertönt die sel'ge Kunde,
 Daß mich deine Wünsche meinen;
 Und doch darf ich lachend wagen,
 Ohne Zagen dir zu sagen:
 Dir zu dienen, dir zu leben,
 Will ich ganz mich dir ergeben!

5. Ophelia („Hamlet.“).

Sie pflückte die wilden Blumen der Au'
Und wand sie zusammen zum Kranze
Und sang irr lachend: „Als seine Frau
Führt Hamlet dich bald zum Tanze;
Und ist es zum Tanz nicht, so ist es ins Grab,
Wie deinem Vater den Tod er gab.
Sei lustig, Ophelia, weine nicht,
Wenn des Vaters Mörder von Liebe spricht.“

Sie ging bekränzt an den Fluß wie im Traum,
Viel Blumen im Arm noch tragend;
Am Ufer dort stand ein Weidenbaum,
Mit den Zweigen die Fluth überragend;

Da stieg sie hinauf und bekränzte den Baum
Der trauernden Liebe, noch immer im Traum,
Sang Wiegenlieder und weinte dazu,
Als sang sie, ein Kind noch, ihr Püppchen in Ruh.

Da brach der Zweig, auf welchem sie ruht',
Da sank sie hinab von der Weide
Und schwamm stromab mit der sinkenden Fluth,
Getragen von ihrem Kleide;
Noch sang sie ihr Lied und lachte dazu,
Als sang sie, ein Kind noch, ihr Püppchen in Ruh:
„Und geht es zum Tanz nicht, so geht es ins Grab!“ —
Und die Singende zogen die Wellen hinab.

6. Rosalinde („Wie es euch gefällt.“).

Immer dacht' ich's mir gar lustig, wenn ich einen Liebsten hätte,
Ihn zu fixen und zu lenken an der losen Liebeskette.
Alle tollen Herzenslaunen lachend an ihm auszuüben,
Ihn zu schrecken, ihn zu necken und doch herzlich ihn zu lieben.
Ach! nun hab' ich's, wie ich wünschte, und mein Liebster muß
alltäglich
Nun um meine Liebe werben höchst beweglich und gar kläglich,

Und doch ist's mir nicht zu Danke, solchen Liebesdienst zu haben,
Da er mich als Rosalinden nicht erkennt im Kleid des Knaben.

O du tolle Liebeslaune, rächst dich an mir selbst nun herrisch:
Ihn zum Narren wollt' ich haben, und ich werde selber närrisch!
Lieber heut als morgen möcht ich ihn als Rosalinde herzen —
Ach! ich fühl's: wir Mädchen sollen nimmer mit der Liebe
scherzen!

Ch. Renaud in Rappoltsweiler (Ober-Elsas).

Ein „Dörperlief“.



Macht Platz Meinem Schatz
Und mir, ihr Leut'!
's ist Kirmes im Dorf und Hochzeit heut!
Da kommen die Mäd'el aus ihren Stub'n,
Da singen und springen die lustigen Bub'n:
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle!

Macht Platz Meinem Schatz
Und mir, ihr Leut'!
Wir zwei sind im Dorfe die ersten heut!
Mein Schatz ist gepuht wie eine Prinzess,
Und ich hab' den Kopf voll lustiger Späß':
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle!

Macht Platz Meinem Schatz
Und mir, ihr Leut'!
Uns hat unser Liebsein noch niemals gereut.
Wir zwei sind wie Eins, und wie Eins sind wir zwei,

Und der Pfarrer sagt auch, daß es richtig so sei:
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle.

Macht Platz Meinem Schatz
Und mir, ihr Leut'!
Musikanten spielt auf! 's ist Kirmes heut!
Dem schmuden Grethel sein lustiger Hans
Will tanzen zuerst einen Extratanz:
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle.

Macht Platz Meinem Schatz
Und mir, ihr Leut'!
's ist Kirmes im Dorf und Hochzeit heut!
Ihr Mäd'el, was soll das Gered' und Geschau?
Die Greth' hat 'nen Mann und der Hans eine Frau:
Wille, walle, lustig alle,
Alle, alle, wille, walle!

Emil Rittershaus in Barmen.

Unter dem Eichbaume.

Hoch überm Haupt des Laubes dichtes Dach,
Zu Füßen mir ein Maienglockenstrauch —
O grüner Wald! Im schattigen Gemach
Da ruht so gern der müde Dichter aus.
Erzähle mir, du milder Maienwind,
Die Märchen wieder, die du mir vertraut,
Als ich's belauscht, ein frühlingsjelig' Kind,
Wie hier die Vöglein sich das Nest gebaut.

1.
Die Meise trug zum Baue Halm an Halm;
Ich sah's, gelagert an den Ginsterstrauch,
Und hoch im Wipfel sang den leisen Psalm
Des frischen Windes duftgewürzter Hauch.
Und ich verstand es, was das Säufeln sprach!
Das Waldgeheimniß ward mir offenbar;
Bevölkert ward der maiengrüne Hag
Von braunen Gnomen, lust'ger Elfenhschaar.

Der kleine Sänger, der sein Häuslein schuf
Aus Halm und Floden an dem kühlen Bach,
Er rief mit seiner Stimme hellem Ruf
In meinem Herzen tausend Stimmen wach.
Da war's, als ob ein Engelhändlein weich
Mir kosend über meine Stirne glitt, —
Und meine Seele blühte blumengleich,
Frei aller Schmerzen, in dem Frühling mit!

Und keine Blüth', die nur vergebens sproß,
Und jeder Ton fand Echo in der Brust,

Drin leuchtend sich der Sonnenglanz ergoß —
O, nur noch einmal solche Maienluft!

Ich möcht' hier Stund' um Stunde träumen
Bei dieser Eiche, stark und breit!
Es weht mich an aus diesen Räumen
Der Geist aus meiner Jugendzeit.

Im Stamme noch die Namen stehen,
Die ich hinein vor Jahren schnitt;
Der alte Baum, er hat's gesehen,
Was einst der blonde Träumer litt!

O Liebesträum aus Jugendstunden,
Im Alter zwischen „Du“ und „Sie“!
Was einst des Knaben Brust empfunden,
Vergißt das Herz des Dichters nie!

Sie ging vorbei mit den Gespielen,
Sie ging vorbei und sah mich nicht —
Der Sonne gold'ne Lichter fielen
Auf's unschuldvolle Angesicht.

Sie sprach von mir mit liebem Worte
Und lachte, als man sie geneckt.
Hier hinter'm Baum, am sichern Orte,
Da war der Lauscher schlaun versteckt.

Mein Auge folgt' dem schönen Kinde,
Bis mir's zuletzt verberg der Hain;
Dann grub ich in die Eichenrinde
Ein Herz und uns're Namen ein.

Ich schlich ihr nach auf allen Wegen,
Von stiller Sehnsucht stets besetzt,
Doch kam mein Kösslein mir entgegen,
Dann hat mir jedes Wort gefehlt!

Da war des Nachbars Heinrich dreister,
Der sprach so deutlich, fest und klar,
Und ach, er ward des Herzleins Meister
Und küßte bald das Lippenpaar.

Und das ist auch im Wald geschehen —
Zu Ende war mein süßer Traum —
Und ich, ich hab' es angesehen,
Versteckt hier hinter'm Eichenbaum.

Dahin des Liebeslenzes Keimen!
O süßer, blonder Jugendschmerz!

Ich weint' und schrieb in schlechten Reimen
Ein Lieblein: „Das gebroch'ne Herz“.

Friedrich Roeder in Elberfeld.

Roggentrude.



An dem Waldrand schlief der junge Friedel;
Blühndes Haidekraut dient' ihm zum Kissen,
Und die rothen Blüthenglöckchen drängten
Sich durch seine Loden wie zum Kranze;
Zierlich aber wölbt'en Farrenwedel
Ueber seinem Haupt ein grünes Zeltdach.
Unter Sorgen war er eingeschlummert
Um den Acker, der voll gold'ner Aehren
Bis zum Dorfe vor ihm hin sich dehnte,
Daß kein böses Wetter ihn verwüste;
Ach, und unter Sorgen auch um einen
Holden Schatz zum nahen Erntefeste.
Alle Dirnen waren ihm gewogen,
Leicht auch hätt' er jede mögen fragen,
Eben bis auf eine, seines Pfarrherrn
Schöne stolze Tochter. Weil nun diese
Just die schönste war im ganzen Dorfe,
Und weil er bei dieser just sich scheute,
Mocht auch keine and're er zum Schatze.
Und so saßen nun die Sorgen lustig
Und rumorten ihm den ganzen lieben
Langen Tag in allen Herzenskammern,
Ach, und recht erst in den stillen Nächten.
Zimmer höher stieg die Sommer Sonne,
Bis sie stand am höchsten, grade überm
Gold'nen Wetterhahn des alten Kirchthums.
Da begann es in der rost'gen Thurmuhre
Laut zu rasseln und mit schrillen Schläge,
Rief sie übers Dorf die Mittagsstunde.
Zählings von dem Schlag erwachte Friedel,
Hörte ihn von fernher wiederklingen,
Vom Gehöft und vom Gehölze, bis er
Bitternd hinstarb. Dann war ringsum Stille
Wie in tiefer Mitternacht. Nicht eine
Kinderstimme drang vom Dorf herüber,
Nicht das leise Rascheln eines Käfers
In dem Haidekraute drang ins Ohr ihm,
Nicht ein Vogel sang, nicht eine Fliege
Surte in dem Strahl der Mittagssonne.
Schlafend an dem Faden hing die Spinne,
Auf der Buche schliefen Weiß' und Amsel,
Und der Haide rothe Blüthenglöckchen
Hatten schlummernde sich geschlossen,

Ehern' Bluthmeer aber war der Himmel
Und von lauter Licht die Luft durchgossen,
Daß sie wogt' und zitterte im heißen
Glanz und Glast. — „Das ist die Mittagsstunde“
Flog's ihm durch den Sinn, „wo auf den Feldern
Umgeht aller Spuk, die Unterird'schen,
Kleines Volk, Kobolde, Wichtelmänner,
Die der Wurzeln lange Fasern tranken
Und sie schützen vor dem Fraß der Mäuse,
Engerlinge, Maulwürf“. — Voll Erregung
Hestete sein Aug' er auf den Acker,
Ob der Sonnenstrahl ihm nicht ein glitzernd
Eislein zeige. Aber unbeweglich
Stand vor ihm der Aehren lange Reihe,
Denn kein Lusthauch rührte sie. Der kede
Morgenwind, der sie vorhin geschüttelt,
War entschlummert wie der Fink im Laube,
Wie die Spinn' an ihrem seidnen Faden.
Da auf einmal an dem fernsten Ende
Seines Acker's sah er leicht' Geträufel
Wie ein Wasserling im Teich, — und aufwärts
Flog ein Wölkchen Staubes. — Was nur war es?
Heißer schlug sein Herz, und immer näher
Kam es auf ihn zu. Die hohen Halme
Beugten sich, und zwischen ihnen tauchte
Ein verschleiert' Haupt empor, mit einem
Kranz von rothem Mohu, Sternblumen, Maßlieb,
Wie sie wachsen an dem Ackerande.
Zimmer näher kam es. Eine hohe
Frauengestalt sah durch das Korn er schreiten,
Weißgewandig, und die Arme hob sie
Wie zum Segnen. Schreckgelähmt stand Friedel,
Hastig athmend an dem Stamm der Buche.
Leise sprach er vor sich hin: „Sie ist es,
Ist die Huldin, ist die Roggentrude.
Wem sie übel will, dem wirft ins Korn sie
Schlimmen Roggenbrand, Mehlthau und Wurmfraß,
Goldner Reichthum aber wächst, dem gütig
Sie gesinnt ist.“ — Und es war, als hätten
Sich geneigt vor ihr die schlanken Halme
Und dann ihre schweren Aehrenhäupter
Wie voll Lust geschüttelt. Zimmer heißer
Hört' in seiner Brust das Herz er pochen,

Denn die hohe Frauengestalt schritt näher,
 Immer näher auf ihn zu, — schon war sie
 An dem Rand des Ackers, — sieh, da trat sie
 Gerade vor ihn, und ein Laut des Schreckens
 Flog von Beider Lippen. Von der Huldin
 Scheitel löste sich der weiße Schleier,
 Und nun stand des Pfarrherrn stolze Tochter
 Zitternd vor ihm. „Bist du's wirklich?“ sprach er.
 Und sie flehte: „Schilt mich nicht, — von unsrer
 Alten Magd vernahm ich es, die all die
 Alten Märchen weiß und alten Lieder;
 Wenn die Sonne Mittags steht am höchsten,
 Gerade überm Wetterhahn des Kirchturms,
 Sind des Himmels Thore weit geöffnet
 Und hinein dringt jede fromme Bitte.
 Weil du nun um deinen Acker sorgtest,
 Ach, ich flehte, daß vor bösem Wetter

Er bewahrt dir bleibe, Sturm und Regen,
 Schwerem Hagelschlag, — und nimmer ahnt' ich
 Daß ich hier dich träfe, — nein, du solltest
 Nimmer wissen, daß ich gern dich habe.“
 Was ihr Herz verschlossen wollte halten,
 Sprang in der Verwirrung ihrer Sinne
 Von den Lippen, — ihre Kniee wankten,
 Aber starken Arms ergriff sie Friedel:
 „Einen Schatz nun hab ich,“ rief er jubelnd,
 Und von seinem lauten Ruf erwachte
 Auf dem Baum die Amsel, in dem Haidekraut
 Schmetterling und Käfer, in den Lüften
 Der entschlafne Sommerwind. Es wachten
 Alle Blüthenglöckchen auf und sandten
 Ihren Duft empor, die Amsel aber
 Sang in die Musik von zwei beglückten
 Herzen ihre schönsten Liebeslieder.

Otto Roquette in Darmstadt.

Das Eselslehen.

(Melodie: „Es steht ein Wirthshaus an der Lahn“.)



In Darmstadt in der Ochsenstäß
 Da schrei'n die Buben, was ist das?
 Man rennt von allen Seiten.
 Das frankensteiner Eslein kommt,
 Ein Weib sitzt drauf zu reiten.

Was hat das Biederweib gethan?
 Geprügelt hat sie ihren Mann.
 Ich kann ihn nicht beklagen,
 Vom Weib erwirb dir Zärtlichkeit,
 Dann wird sie dich nicht schlagen!

Doch anders denkt der hohe Rath,
 Der Mannesehr' zu wahren hat:
 Ihr Mäthlein abzubüßen,
 Soll sie zu Esel durch die Stadt
 Mit Schanden reiten müssen!

Doch weil die Esel noch so rar,
 Wer leiht zur Buß' uns einen dar?
 Des Bürgermeisters Pathe,
 Der edle Herr von Frankenstein,
 Der lehnt' ihn gern dem Rathe.

Und weil das ging jahrein, jahraus,
 So ward ein Eselslehn daraus,
 Und ward für Manneswürde
 Zwölf Malter Korn im Jahr bezahlt,
 Und für des Esels Bürde.

Die alte gute Zeit ist aus,
 Dahin der Frankensteiner Haus.
 Verjährt ist auch das Lehen,
 Die Esel sind nicht mehr so rar,
 Und zärtlicher die Ehen.

In Sommerzeit zum Frankenstein
 Geht Arm in Arm zu Bier und Wein
 Jetzt Weiblein hold und Männlein,
 Und denkt nicht mehr der alten Zeit
 Und leert vergnügt sein Kännlein.

Adolf Friedrich von Schack in München.

Der Grieche im Norden.

An Buonaventura Genelli.

Gerne glaub' ich an die Mythe,
 Freund, daß aus der Nymphen Schaar
 Im Gefolg der Amphitrite
 Eine deine Mutter war,
 Daß am Klippenstrand von Delos,
 Bald in Grotten, meerumschäumt,
 Bald auf Halben, ewig schneelos,
 Du die Kinderzeit verträumt.

Dort auf eines Felshangs Rasen
 Lagst du bei der Fluth Geroll,
 Wenn das Muschelhörner-Blasen
 Der Tritonen um dich scholl
 Und der Nereiden Lachen,
 Die in des Poseidon Zug
 Auf gezäumten Meeresdrachen
 Hin und her die Welle trug.

In den immer lauen Lüften,
 Drin ihr Haupt die Palme wiegt,
 Hat um Brust dir und um Hüften
 Keine Hülle sich geschmiegt.
 Aber welcher Dämon war es,
 Welches bösen Gottes Fluch,
 Der an unser unwirthbares
 Eis'ges Ufer dich verschlug?

Aus den Nebeln, drin wir sieden,
 Ward von dir seitdem die Flucht
 Nach dem Sonnenland der Griechen
 Fort und fort umsonst gesucht,
 Und, der du vordem im Süden
 Blühtest, den Olympiern gleich,
 Nun in unserm Frost mit müden
 Gliedern welkst du krank und bleich.

Nein! nicht so im Winterkleide
 Rau're fort am Flammenherd!
 Nimm den Trank hier, theurer Heide,
 Drin des Südens Feuer gährt!
 Selbst ihn durch die Purpurwogen
 Bracht' ich dir von Hellas her,
 Wo er seine Gluth gezogen
 Aus der Sonne des Homer.

Trink, den Frost des Bluts zu thauen,
 Und verklärt in lauter'm Glanz
 Wieder dir zu Häupten blauen
 Wird der Himmel Griechenlands!
 Auf den Hügeln, auf den Hängen
 Liegt des Herbstes goldner Schein,
 Und bei jubelnden Gesängen
 Kelttern Jünglinge den Wein;

Und, umbrauft von wuthentbrannter
Thyruschwinger Eoë,
Raht mit dem Gespann der Panther
Selbst der Sohn der Semele,
Satyrn folgen mit den Schläuchen,
Frauen, trippelnd auf den Feh'n,
Und, voll süßen Wein's, mit Keuchen
Schleppt sich hinterdrein Silen.

Polyphem läßt seine Lämmer
An des Westens Ocean,
Der Cyclope sein Gehämmer
In der Werkstatt des Vulkan;
Ihrer Feder drängt zur Kelter
Sich heran in wildem Lauf,
Fängt die Güsse saftgeschwellter
Trauben mit den Lippen auf.

Und der Jubel braust gedoppelt;
Aus dem Kreis der Andern tritt,
Mensch und Roß in Eins gefoppelt,
Ein Centaur im Taumelschritt,
Und zu dir, ein halb Bezechter,
Spricht er: „Alter Freund! so stumm?
Ein homerisches Gelächter
Laß doch hören wiederum!“

Ja, der Sorgen trüben Herrrauch,
Drin dein Leben weltet und dorrt,
Wein Genelli, ob dich schwer auch
Deutschland tränkte, scheid ihn fort!
Die Olympier selber grämen
Sich, daß so dein Pinsel ruht;
Drunten irren, blaße Schemen,
Sie um des Noctus Fluth.

Ach! das Raß der Griechenreben
Weckt sie kurz nur, halb zum Sein;
Dich, es ihnen ganz zu geben,
Fleh'n sie an, die Nacht ist dein.
Auf! all deine Lebensgeister
Sammle, von dem Trank durchglüht,
Daß durch dich, geliebter Meister,
Neu die Götterwelt erbliht!

Max Schaffrath in Bedburg.

Dein!

Das ist ein Wort so schlicht und klein:
Dem leisen Seufzer gleich verhaucht es;
Doch aus der tiefsten Seele taucht es,
Und einen Himmel schließt es ein.

Ja, einen Himmel schließt es ein:
Auf jene Seele, die's vernommen,
Ist leuchtend er herabgekommen
Gleich einem Lenz voll Blüthenschein.

Gleich einem Lenz voll Blüthenschein
Verklären sich des Herzens Räume,
Einzieht die Schaar der holden Träume;
Die Hoffnung führt den lichten Reih'n.

Die Hoffnung führt den lichten Reih'n:
Sie schwebt voran im grünen Kranze,
Es hüpfet ihr nach in leichtem Tanze
Das Heer der goldnen Phantasei'n.

Das Heer der goldnen Phantasei'n,
Helleuchtend schwebt es auf und nieder
Und singt beständig Jubellieder
Zum Preis des kleinen Wortes „Dein.“

Pauline Schanz in Dresden.

Erlösung.

Die Tage verschleichen einformig dahin,
Es dehnt sich das Heute zum Morgen.
Trübselig zernagen Leben und Sinn
Die kleinen Schmerzen und Sorgen.
So schwül, so dumpf und so hoffnungslos,
Wie die Blume im engenden Scherben.
Das Leben so klein und die Welt so groß —
Ein langsam, verzweifelndes Sterben!
Da plötzlich ist dröhnendes Wetter erwacht,
Aufbrausen die Lüfte mit Beben;
Das Schicksal stürmt aus der Wolke Nacht
In dein verschlafenes Leben.

Es rüttelt dich auf aus dem Einerlei
Der kleinlichen Werkstagsplagen;
Unter rollendem Donner aufathmest du frei:
Es erhebt dich, was dich zerschlagen!

Und Bliß auf Bliß, der zerschmetternd trifft;
Es wachsen im Kampfe dir Schwingen:
Ein andres ist Sterben an schleichendem Gift,
Ein andres im blutigen Ringen!

Und mußt du erliegen, erlahmt dir die Kraft
Auf der Wahlstatt glühender Schmerzen —
Wenn ein flammendes Schicksal dahin dich rafft,
So preiß' es mit brechendem Herzen!

Ernst Scherenberg in Elberfeld.

Späte Heimkehr.

Noch ragen Höh'n und Wälder
Wie einst so stolz und hehr;
Noch schimmern rings die Felder,
Noch braust und schäumt das Meer;
Im fremden Menschenschwarme
Kein trantes Augenpaar,
Kein Herz, dran ich erwarme
Nach ödem Trennungsjahr.

Noch ströht voll frischen Lebens
Wie sonst die Heimatsflur —
Doch such' ich, ach, vergebens
Verwehten Glückes Spur.

Die heiß für mich geschlagen
In blüh'nder Jugendzeit,
Sind längst hinausgetragen,
Verschlafen Freud' und Leid.

Von Grab zu Grab schreitend,
Gräß' ich die Theuren all,
Ruf', leere Arme breitend,
Geliebter Namen Schall.

Nicht Antwort hör' ich geben,
Still bleibt's im Todtenschrein —
Fernab jauchzt fremdes Leben —
Mir graust's: Ich bin allein!

Da greif' in dumpfem Grämen
Ich neu zum Wanderstab;
Mir ist, ich ging' als Schemen
Ueber das eigne Grab.

Mädchenlied.

Ich lag auf weichem Pfühle
In gaukelndem Morgentraum;
Ein Vöglein sang von Liebe
Auf unserm Fliederbaum.

Es sang vor meinem Fenster
Mit lockend süßem Lant:
„Ich grüße dich, trautes Liebchen,
Ich grüße dich, holde Braut!“

Da sprang ich jäh vom Lager,
Das Vögelchen zu schaun —
Doch weh! — erschreckt entfloß es
Und schwand im Morgengraun.

Und fernher klang's: „Die Liebe
Ist nur ein Frührothtraum,

Willst du sie sehn und fassen,
Berstattert sie wie Schaum!“

Max Schlierbach in München.

An die Jugend.

Gleich wie ein Morgenroth
Ueber des Berges Gipfel
Sanft entschwebt,
So fliehst du, Jugend,
Mit dem letzten zärtlichen Kuß
Die Stirn mir küßend,
Von meinem Haupte.

Dank dir, Freundin,
Für jene Thräne,
Die in dem treuen,
Dem blauen Auge dir blinkte,
Als du scheidend
Dein Antlitz wandtest.
Dank dir!

Noch einmal kehrest du,
Traute, mir wieder,
Wenn diese Locke
Zu Schnee gebleicht,
Den Namen ändernd
Zu Erinnerung,
Und doch dieselbe,

Wie Morgen- und Abendroth
Der gleichen Sonne Abglanz,
Noch einmal kehrest du
Und rührst mir leise!
Die müden Augenlider
Und bettest mich liebend
Zu ewigem Schlummer.

Schöpfung.

Ewige Götter,
Auf deren Stirnen —
Wie sonnig glühende
Morgenvolken
Um Felsenhäupter —
Schöpfergedanken
Lächelnd schweben!
Als ihr mit segnender Hand
Aus blindem Urstoff
Welten formtet,
Und zu melodischer Eintracht

Fügten das Ungefüge,
Da klang an euer Ohr
Wie donnernde Wogenbrandung
Des besetzt gewordenen Chaos
Jungfräulich wildes Jubellied.

Und halb noch träumend
Lauschte dem Hochgesang,
Aus dämmerndem Schlaf
Empor sich ringend zum Licht,

Eurer Liebe liebstes Geschöpf,
Das sprachbegabte
Geschlecht der Menschen.
Und wie die Muschel
Des mütterlichen Meeres
Heimathlich Brausen
Erinnernd bewahrt,
So klingt in der Seele der Menschheit,
Von Dichtertzungen verkündet,
Wieder das uranfängliche
Jauchzende Schöpfungsmorgenlied.

Lina Schneider in Köln.

Ich klage nicht.

Hab' niemals eine Sonne gehabt,
Die hell in mein Leben geschienen,
Die lichterwedend den stolzen Geist
Mir zwang zu dankbarem Dienen.

Hab' niemals eine Seele gehabt,
Die ganz die meine verstanden,
Die selbstlos-treu mich an sich zog
Mit unauflöslchen Banden.

Was mir von Licht auf Erden ward —
Ich selber entzündet' die Kerzen!
Und was von Liebe ich genoss —
Ich nahm's aus dem eigenen Herzen!

Und ist das Herz nun öd' und leer,
Und sind die Kerzen verglommen —

Ich klage nicht! Was ich gewollt,
Das Ziel, ist doch erklommen!

Frühlingswunsch.

Da ist kein Fels so starr und steil,
Er wird kein Zweiglein tragen,
Das lustig Blüth' und Knospen treibt
In diesen Maientagen.

Da ist kein Herz so hart und kalt,
Es muß doch einmal glähen,
Muß, frei vom langen Winterschlaf,
Dem Lenz entgegen blähen.

O neige doch ein guter Geist
Sich mild auch dir hernieder
Und schenke deiner kalten Brust
Den alten Frühling wieder.

Dürft' ich dir doch verschwiegen nahn
Und Liebesaat dir streuen,
Und mich an deiner Seele Blüth'n,
Dem herbftlich-späten, freuen!

Kein Mensch sollt' wissen, wie der Lenz,
Der frische, dir gekommen,
Und daß aus blutendem Herzenstern
Das Saatkorn ich genommen!

Carl Schönhardt in Stuttgart.

Der Chasseur.

(August 1870.)

Vom Schlachtfeld fern, auf die Bahre gestreckt,
Gebettet in blutige Rosen,
Das Blei in der Brust, das Antlitz bedeckt,
Tragen sie einen Franzosen.

Die Mütze liegt ihm zu Häupten nur,
Die Waffen, die muß' er lassen,
Da ihm die Kugel ins Leben fuhr:
So tragen sie ihn durch die Gassen.

Zum Lazareth! wenn's reichen mag!
Zu spät kommt dem die Pflege!
Der zwei Tag' und zwei Nacht' auf dem Schlachtfeld lag,
Es geht mit ihm aus unter Wege.

Du reitender Jäger! die Jagd ist aus,
Der Ritt, er geht zu Ende:
Hast den Tod erjagt, nun reit' nach Haus —
Am Bügel starren die Hände.

Auf der Straße halten die Träger an
Und setzen die Bahre nieder
Und lüften das Tuch: dem sterbenden Mann
Geht ein Juden durch die Glieder.

Durch der halberloschenen Augen Flor
Noch einmal brechen die Flammen;
Er wälzt sich herum, er richt' sich empor:
„Warum haut ihr mich nicht zusammen?“

Man sagt, ihr thut's. Wohin tragt ihr mich jetzt
Aus der Schlacht? Ich will es wissen.
Ihr riefet: Sieg! ich hör't's noch zuletzt,
Wie mich's vom Pferde gerissen.

Wofür sterb' ich nun? ich weiß es nicht.
Frag' den Kaiser, du heulende Waise,
Du bleiches Weib!“ — und sein Auge bricht —
Nun legt zu den Unfern ihn leise!

Josef Schrattenholz in Bonn.

Gefunden.

Gefunden! Gefunden! Ich halt' sie umschlungen
Die liebliche Knospe, nach der ich gesucht
Bei Tage und Nacht, bei Sonne und Regen,
Nach der ich mich sehnte im Wachen und Träumen,
Auf die ich schon hoffte, als ich noch Knabe,
Nach welcher ich strebte als Jüngling und Mann.
Dank euch, ihr Götter, ihr guten Gewalten,
Die ihr geleitet mein forschendes Auge,
Die ihr geführt meine zweifelnde Hand!
Dank euch, ihr Götter! Schon öffnet die Pforte,
Sittig erröthend die dufenden Blätter,
Labt mir das Auge und stärkt mir den Geist.
Dank euch, ihr Götter! Ich will sie bewahren,
Die Schönheitgeschmückte, die Anmuthbeglückte,

Ich will sie behüten, wie's eigene Herz! — —
Das Ufer des Stromes schritt ich hinunter.
Sonniger schien mir der strahlende Himmel,
Bunter die rothbewimpelten Schiffe,
Klingender, voller das Rauschen der Wellen,
Frischer die Lieder der munteren Lerchen,
Freundlicher, lust'ger die wandelnden Menschen,
Lieblicher, schöner die herrliche Landschaft.
Strom und Bäche, Thäler und Berge,
Dörfer und Städte, Vögel und Blumen,
Menschen und Bäume, ja selbst die Steine:
Himmel und Erde schien mir zu rufen,
Schien mir zu singen: Gefunden, gefunden!
Schien mir zu danken, ihr Götter, wie ich!

Carl Schultes in Wiesbaden.

Einem jungen Freunde auf den Lebensweg.

Sieh' fest auf deinen Füßen,
Recht wie ein deutscher Mann;
Dann will ich „Freund“ dich grüßen,
Dich lieben, wie ich kann!

Der Freude sollst du geben,
Der Jugend den Tribut,
Der lebt ein halbes Leben,
Der jung schon altflug thut!

Doch „wissen“ gilt, nicht „glauben“,
Drum sei stets kühl dein Kopf!
Laß nicht das Herz dir rauben,
Doch sei kein herz'ger Tropf!

Dein Denken sei bedächtig,
Dein „Wollen“ frisch, gesund;
Dann wird dein „Handeln“ mächtig,
Und fest bis auf den Grund.

Dem „Jungen“ beut das „Alte“
Die Schultern willig dar;
Schwing' dich hinauf, doch halte
Dich nicht für größer gar!

Die Wurzel unfr's Lebens
Ruht nur in früh'rer Kraft!
Es lebet der vergebens,
Der neuen Keim nicht schafft!

Nicht hilft ein tolles Hasten,
Bei dem so Mancher fiel;
Es muß der Wand'rer rasten,
Will kommen er ans Ziel!

Laß Narren ihre Klappen
Bewundern, groß und klein.
Beug' nicht vor bunten Lappen,
Dich nicht vor äußer'm Schein!

So handle nach dem Rechten,
Bewahr dir frisches Blut,
Und gilt es einst zu fechten:
Schlag' drein mit deutschem Muth!

Heinrich Seidel in Berlin.

Sommerabend.

Sommerabend — süße Labung,
Wenn der heiße Tag verglüht.
Stille Gärten blühen im Mondschein,
Athen Kühle, hauchen Düste,
Froh befreit vom Sonnenbrand.
Unter Linden, welsch ein Flüstern,
Heimlich Wispern und Gese —
Aus den Lauben glänzen Lichter,
Grün durchleuchten sie das Blattwerk —
In die süße Abendstille
Tönt Gelächter und Gesang.

Friedlich sitzt der brave Bürger
Wohlbehäbig auf der Hausbank,
Raucht sein Pfeifchen — spricht verständig
Noch ein Wörtchen mit dem Nachbar —
Mutter strickt und nickt dazu.
Doch der schönen blonden Tochter
Drückt der blonde Sohn des Nachbars
Heimlich, heimlich und verstohlen,
Still die kleine weiße Hand.
Und sie sprechen sehr verständig,
Bald von Diesem, bald von Jenem,

Nur von Dem nicht, was mit Beben
Durch die jungen Herzen geht.
Doch dem jüngsten Sohn des Hauses
Gibt ein Gott, es anzusprechen
In der fremden todten Sprache,
Die zur Marter unsrer Kindheit
Einst der alte Römer sprach;
Denn gelehrt zum Mond das Lehrbuch
Lernt und lernt er laut und eifrig,
Lernt er: „amo, amas, amat!“

August Silberstein in Wien.

Orpheus' Nachfolger.

Mit Trompet' und Fiedelbogen
Drei Zigeunerburche zogen
Ueber Ungarns Haideland.
Eisig war's, und schneebedeckt
Lag die Erde hingestreckt
Bis zum fernen Nebelrand.

Plötzlich bei dem Weiterputzen
Sah sie's fern wie Kohlengluthen,
Und Geheule dringt herbei.
Herrgott! diese grause Stimme!
Wölfe sind's im Hungergrimme —
Angst ersticht den Todesschrei.

Da — schon wär' er matt gesunken,
Zuckt's dem Geiger wie ein Funken
Ins Gehirn, das Nacht umfing.
Und er leget blos die Fiedel,
Streicht darauf gar fest ein Liedel,
Dass es durch die Lüste dring'!



Keine warme Schenke rauchte,
Nur der böse Nordwind hauchte
Kastlos seinen Athem aus.
Singt er auch sein Lied den Ohren,
Eilen heißt es unverfroren,
Denn es harret das Hochzeitshaus.

Starr gewurzelt auf den Bläsen
Stehn die Spielteut vor Entsetzen,
Blas' wird selbst ein braun Gesicht!
Und stets eng're Kreise ziehen
Jene Grimmen — ein Entfliehen
Gibt es für die Opfer nicht.

Eilig folget der Trompeter
Mit dem Blasen — und nicht später
Stimmt der andre Geiger bei —
Wölfe, derlei ungewärtig,
Steh'n und bringen's nimmer fertig,
Was da nun zu machen sei.



Schnuppernd mit der scharfen Nase
Prüfen sie Gezeig', Geblase,
Halten auch die Ohren steif. —
Endlich wie zum Schluß gekommen,
Wenden sie sich um, zum Frommen,
Mit tief eingeklemmtem Schweif.

Immer fort mit Melodeien
Die Zigeuner sich befreien,
Bis die Wölfe auf ferner Fahrt —
Nur beim spätern Hochzeits-Essen
Jene sich mit Wölfen messen,
Und trinken nach Musikanten-Art!

Karl Simrock, gestorben in Bonn

am 18. Juli 1876.

(Aus dem Nachlasse des Dichters.)

Das beste Theil.

Nur keinen Kummer, keine Klage:
Die Welt wird jünger alle Tage,
So geht es bis zum jüngsten fort.
Du kennst nicht Alter, nicht veralten,

Nur suche Schritt mit ihr zu halten
Und wirf die Sorgen über Bord;
Denn du bist selbst ein Theil der Welt,
Und das beste, wenn es Gott gefällt!

Elbenborn bei Honnef.

Unter Felsen und Gebüsch,
Thauig frisch,
Ein Silberquell,
Durchsichtig hell
Bis auf den Grund,
Lechzender Wanderer wach ein Fund,
Welche Labe!
O, habe Dank
Für solche Gabe,

Solchen Trank!
Du gibst noch mehr:
Schattigen Sitz und welchen Blick umher!
Drei Bergen nehest du den Fuß,
Und dankbar lächelst dir ihr Gruß.
Dem Städtlein drunter
Schickt die lautre Fluth hinunter
Leben, Segen und Gedeihn.
Wie mag dein Name sein?

Sieh, in die Rinde
Dieser Linde
Schnitt man ihn ein —
Ja sicherlich,
Der schildert dich gar meisterlich:
Gütige Geister schufen dich;
Du spendest Heil aus vollem Horn,
Elbenborn!

Friedrich Spielhagen in Berlin.

Ein Tropfen Blut.

Du hattest dich am harten Gras geschnitten,
Das nickend in dem Dünenwalde stand:
Und hast gar hold und gnädig dann gelitten,
Daß ich den schlanken Finger dir verband.

Ein wenig feierlich und langsam freilich —
So Großes will gethan sein mit Bedacht!
Und dann, gesteh' ich's nur: ich hatt's nicht eilig,
Bis du mir spöttlich einen Knix gemacht.

„Sie haben sich geschickt genug benommen,
Wenn ich bedenke ihre Laienschaft,
Und daß das Blut so stürmisch wollte kommen,
Und Blut ja auch ein ganz besonderer Saft.“

So sprachst du lächelnd, seitwärts halb gewendet,
Und schautest in der Abendsonne Gluth.
Bin denn auch ich von ihrem Strahl geblendet?
Ist das auf meiner Hand ein Tropfen Blut?

Ein Tropfen rothen Blutes von dem deinen! —
Und wie ein Blißstrahl hat es mich durchzuckt, —
Ein Tropfen des geliebten Bluts, des reinen! —
Und meine Lippen hab' ich drauf gedrückt,

Den Tropfen hab' ich gierig aufgesogen;
Ich thät's noch einmal, wär' die Strafe Tod.
Und ist's ein Raub, hab' ich dich drum betrogen —
Ein Tropfen deines Bluts und meine Noth!

Die Noth des Herzens, seine bitteren Qualen,
Jadeß dein Aug' sein Blut in Strömen trinkt!
O könnte wägen man die beiden Schaaßen,
Glaub mir: die deine steigt, die meine sinkt!

So stand ich düstern Sinns, in banger Träumen,
Da weckt' mich deiner Stimme süßer Klang:
„Die Andern sind schon hinter jenen Bäumen,
Wir müssen heim und — nochmals schönsten Dank!“

Poetenliebe.

Du sagst: ich liebte dich nur als Poet!
Und wär es so, lieb' ich dich darum minder?
Rollt da, wo scheidetrecht die Sonne steht,
Bedächtiger das Blut der Menschenkinder?

Sei froh, daß du die Gluthen nie gefühlt
Der Sonne Poesie im Dichterherzen!
So weißt, so ahnst du nicht, wie es durchwühlt,
Wie es gefoltert wird von wilden Schmerzen!

Wie es in namenloser Angst erschrickt
Und hundertfachen, bitteren Tod erleidet,
Wenn Aug' in Aug' zum letzten Male blickt,
Das holde Glück auf immer von uns scheidet.

O holdes, holdes Glück: zur Mittagszeit
Mit dir zu schweifen in dem schatt'gen Walde;
Nur deine süße Stimme — weit und breit
Kein Laut sonst im Gebüsch und auf der Halbe!

Mit dir zu segeln über Meer und Land
Auf roth'gen Wolken in die blaue Ferne,
Bis lauter rauscht die Woge an den Strand
Und aus dem Aether blinken ew'ge Sterne!

Es war zu hold und lieb — ich wußt' es ja!
Zu wunderlieb, zu köstlich, um zu dauern.
Wie lange noch, dann ist die Stunde da,
Dann kommt das Scheiden, Weiden, Sehnen, Trauern;

Dann kommt die lange, bange, öde Nacht,
Darin keine Sterne unserm Kummer leuchten,
Und man so übermüthig scherzt und lacht,
Jadeß die Thränen uns're Wimpern feuchten;

Dann kommt — doch still! ich bin ja ein Poet!
Poetenliebe währet nur eine Stunde!
Poetenschmerz verrauschet und verweht!
Poetenherzen schlägt man keine Wunde!

Karl Stecker in Elberfeld.

Herbstsonne.

Kein frisches Gefühl, keinen frohen Gedanken! —
Nichts will sich empor aus der Seele ranken
Und doch bringt hinein
So warm und so wohligh der Sonnenschein!
Wie hat bei dem Schein in vergangenen Tagen
Das Herz mir so freudig im Busen geschlagen! —
O du Sonnenschein —
Warum kann der Frühling nicht ewig sein?

Und doch ist er eben vorbei noch gegangen
Mit blühenden Rosen auf Mädchenwangen,
Bei dem Sonnenschein
Stürmte er lustig ins Leben hinein.

Wir fallen die herbstlichen Blätter zu Füßen,
Vorüber die Jugend und ohne zu grüßen! —
O du Sonnenschein,
Warum kehrst du nimmer beim Alter ein?

Adolf Stöber in Mülhausen im Elsaß.

Die Schlacht bei Türkheim.

Im Jahre 1675.

Im Elsaß, im herrlichen Illrevier,
Da halten die Deutschen ihr Winterquartier;
Sie haben es wieder in blutigem Streit
Aus Frankreichs eiserner Hand befreit.

Bei Kolmar lagert, umstarrt von Schnee,
Der große Kurfürst mit seiner Armee;
Sie haben bestanden den heißen Strauß,
Nun ruhen sie auf den Lorbeern aus.

Neujahr ist vorüber, der Nordwind saust,
Auf eisigen Feldern der Frost noch haust,
Da fährt wie vom Himmel der Schlachtenblitz
Und schreckt die Deutschen vom Ruhesitz.

Aus Lothringen bricht durch Belforts Thor
Auf einmal der Marschall Türenne hervor.
Er fliegt mit seinen Schwadronen daher,
Mit Fußvolk und mit Geschützen schwer.

Schon trieb er den Feind mit wachsendem Glück,
Den kaiserlich-deutschen, bis Kolmar zurück;
Hier aber behauptet wacker das Feld
Der Brandenburger Fürst und Held.

Bis Türlheim hinüber erstreckt der Kar
Zum Kampfe bereit sein Flügelpaar:
Den Elsaß zu schirmen, den deutschen Rhein,
Setzt muthig der Kurfürst sein Leben ein.

Zur Mittagsstunde, was funkelt dort
Im Fernduft zwischen den Nebeln fort?
Dem Feind in den Rücken zu fallen, schleicht
Ins Thal sich Türenne mit Reitern leicht.

Das Fußvolk rückt in gedrängten Reih'n
Ihm nach in Winzenheims Neben ein;
Da drüben an Hohlandsbergs Fuß
Empfängt sie der deutsche Kanonengruß.

Und hüben und drüben am Ufer der Fehd
Entbrennt stets heißer das wilde Geseht;
Lang schwankt der Sieg von Armece zu Armece,
Und blutroth färbt sich der hohe Schnee.

Jetzt donnern gegen Türlheims Wall
Französische Bomben, Knall auf Knall;
Die Bresche gähnt, mit der Vorderhut
Erstürmt sie der Marschall voll Todesmuth.

Manch Opfer kostet der theure Sieg,
Der Obersten manche fallen im Krieg:

Die Blünderer fühlen indeß die Wuth
An Türlheims purpurnem Traubenblut.

Schon dämmert der Abend, das deutsche Heer
Ermattet und wankt in lässiger Wehr;
Da hauen in ihre gelichteten Reih'n
Türenne's Dragoner mit Ingrimme ein.

Die Schlacht ist gewonnen für Frankreichs Kron',
Als Beute trägt's wieder den Elsaß davon;
Der trauert um Deutschlands Niederlag',
Wie Kurfürst Friedrich beklagt den Tag.

Doch scheidend hat er sich umgewandt
Und spricht, von prophetischem Geist entbrannt:
„Einst wird aus unserm Gebein erstehn
Ein Rächer der Unbill, die uns geschehn!“

Und seitdem, so oft sich jähret die Schlacht,
Vor Epiphania, um Mitternacht,
Da regt sich's an den Ufern der Fehd
Zu einem schaurigen Geistergeseht.

Gewappnet aus ihren Gräbern erstehn
Gefallene Krieger beider Armeen;
Sie schwingen die Waffen, sie tummeln sich wild
Auf mondbeleuchtetem Schneegefild.

Wenn müde zuletzt die Deutschen ruhn,
So steigen sie murmelnd in ihre Truhn:
„Einst wird aus unserm Gebein erstehn
Ein Rächer der Unbill, die uns geschehn!“

Zweihundert Jahre lang, jedes Jahr
Erzeigte sich rastlos die Todtenschaar;
Doch aus ist die Schlacht der Geister jetzt,
Der Rächer, der Rächer erschien zuletzt.

Des Kurfürsten Enkel hat siegesreich
Den Elsaß errungen dem deutschen Reich,
Und seitdem dürfen im Frieden nun
Die Krieger in Türlheims Gräbern ruhn.

Julius Sturm in Köstrik.

Heimat.

Viel fremde Länder sah ich reich und schön,
Ich stand am Meer und hoch auf Alpenhö'n,
Und wanderte durch duft'ges Myrthengrün,
Und sah Granaten und Magnolien blühen.

Aus fremden Landen wieder heimgekehrt,
Fühl' ich erst recht, o Heimat, deinen Werth,
Und ruf' von leichtgeschwung'nen Hö'n dir zu:
Willkommen mir! o, wie so schön bist du!

Grüß' mir das Meer, mein wellenreicher Fluß,
Ihr Wolken, bringt den Alpen meinen Gruß,
In meinem Garten würze dich, o Luft,
Und trage südwärts meiner Rosen Duft.

Wie schön die Fremde und an Schätzen reich,
Dir traute Heimat kommt sie doch nicht gleich;
Vom Himmel fiel mir zu als schönstes Loos
Der Liebe Glück auf deinem grünen Schooß.

Sommerabend.

Die Glocken läuten sanft zur Ruh
Den müden Sommertag,
Die Blume schloß sich schläfrig zu,
Das Vöglein träumt im Hag,
Beladen reich mit Honiglein
Summt ein verspätet Bienchen heim.

Nun rauscht allein der Abendwind
Im nachthühllten Hain,
Und mit ihm wacht ein müdes Kind,
Das weint und schläft nicht ein.
Komm, Mutter Nacht, und bringe du
Mein Herz, das müde Kind, zur Ruh.

W. Tangermann (Victor Granella) in Köln.

Burg Stolzenfels.

Sonnenglanz lag auf den Wäldern,
Goldnen floß ins Laub der Tag;
Ueber thaubbedeckten Feldern
Tönte stiller Lerchenschlag.

Mit den Liedern der Provence
Zog ein Harfner durch das Land,
Und dem Sänger der Durance
Drückte mancher warm die Hand.

Frühlingshoffnung, Lenzeschimmer
War ihm längst hinabgeglüht,
Doch der Nachglanz ihm noch immer
Lieblich durch die Seele sprüht.

Sonnenträume ließ er ranken
Durch die Seele wunderbar,
Und er lehnte voll Gedanken
Auf die goldne Harfe sich.

Um die alten Heldenmale
Goldner Abendpurpur floß,
Bis die Sonne tief im Thale
Ihre letzten Strahlen goß.

Durch des Burgthors off'ne Halle
Tritt er ein im Fackelschein,
Und die Ritter laden alle
Zum Banket ihn fröhlich ein.

Deutscher Männer Freiheitsringen,
Festturniere, Kampf und Streit,
Weiß er herrlich zu besingen,
Wie der Liebe Lust und Leid.

Aus vergang'nen Jugendzeiten
Die Empfindungen erblühen,
Und mit ihren Seligkeiten
Durch die goldnen Saiten ziehn.

Wie's aus nächt'gem Wellenschäumen
Oftmals silbern aufwärts quillt,
So aus dunkeln Zukunftsträumen
Manches Sternbild sich enthüllt.

„Hohe Burgen seh' ich fallen
Und die Ritter sterben aus;
Weltenstürme durch die Hallen
Ziehen kriegerisch ein und aus.“

„Wenn im Zeitgewog zertrümmert
Bergesvesten weit und breit,
Diese Felsenburg noch schimmert
In der alten Herrlichkeit.“

„Und die spätesten Geschlechter
Werden sie erneuert sehn:
Deutschem Volk ein treuer Wächter,
Walddumkränzt auf Felsenhöf'n.“



Rauschend schallen Lustgesänge,
Und man sah durchs dunkle Grün,
Wie im bunten Festgedränge
Nach der Burg die Ritter ziehn.

Einsam auf verchlung'nem Pfade
Lenkt auch er den Schritt hinauf,
Niederblickend zum Gestade
In des Stromes Silberlauf.

Schiffe segeln, Wolken fliegen,
Und es glänzt das weite Thal;
An den Nebenhügeln liegen
Bunte Häuser ohne Zahl.

Alt' und neue Jugendträume,
Zukunft und Vergangenheit,
Tiefgeblante Himmelsräume
Machen ihm das Herz so weit.

Doch auch von zukünft'gen Tagen
Regt sich's tief in seiner Brust;
Sie in Klängen anzuschlagen
Ist wohl auch des Sängers Lust.

Heil'ge Dichtung, nachtentzündet,
Darf in dunkle Zukunft schaun;
Ihren Ahnungen entschwindet
Manches trübe Dämmergrau.

Was erst spät sich ausgestaltet,
Tief in Spalt und Kluft versteckt,
Wird, durch Phantasie entfaltet,
Zu beseltem Klang erweckt.

Reicher nun die Töne schwellen,
Die sein Seherblick umfloß;
Fröhlich jubeln die Gefellen
Auf dem alten Ritterischloß.

So erklang's in jenen Tagen
Rauschend im prophet'schen Lied,
Das nur noch in dunkeln Sagen
Traumverloren hin sich zieht.

Frühroth glomm, aus Bergesklüften
Rief das Waldhorn schon zur Jagd,
Und es kreist mit Nebendüften
Noch der Becher von Smaragd.

Als die Sonne sank hernieder
Andern Tags am Waldestrand,
Zog der fremde Sänger wieder
Heimwärts in sein Vaterland.

Seitdem sah die Zeit vertrauern
Manche Burgen alt und grau;
Doch es prangt mit Thürm' und Mauern
Noch der prächt'ge Felsenbau.

Stolz sich spiegelnd in den Bogen
Glänzt das kunstgeschmückte Haus,

Und es pfeilern sich die Bogen
Fest und kühn ins Land hinaus.

Karl von Thaler in Wien.

Heinrichs des Löwen Sterbelager.

In Braunschweigs Schlosse seit manchem Mond' und Tag
Auf seinem Siechbette Heinrich der Löwe lag;
Der Arm war lahm geworden, der fünfzig Schlachten schlug
Und sturmfühn den Sachsen voraus der Welfen Banner trug.

Der goldbraune Lodenschmuck, der einst entquoll
Dem schimmernden Eisenhelme, wo Schwerter Schlag erscholl,
Er war vom Frost des Alters gebleicht und silberweiß,
Schneeflocken gleich umwallt er den kranken Fürstengreis.

Am hohen Bogenfenster sein letztes Lager stand,
Dah er weit hinaus sah ins schöne Sachsenland,
Das treue Land der Väter mit Wäldern tief und grün,
Mit Frauen hold und sittig, mit Männern rauh und kühn.

Die Sommerlüftchen wehten sächelnd zu ihm herein
Und brachten Waldesgrüße vom Harz, vom Alsenstein;
Auf ihren Schwingen schwebte dem alten kranken Mann
Der Jugend Bild vorüber aus Goslars dunklem Tann.

Doch trübe verschwamm die Ferne; der Sonne Leuchte barg
Ihre Gluthstrahlen im schwarzen Wolfensarg.
Wenn Helden sterben sollen, fühlt der Himmel Leid
Und hüllt sich unter Grollen in ein finst'res Trauerkleid.

Der sterbende Löwe blickte hinaus und seufzte schwer:
„Mein Leben geht zur Reige, holt mir die Pfaffen her,
Doch holt auch meine Kämpen, die Treuen allzumal,
Noch einmal will ich sie schauen hier in diesem Saal.“

Da kamen die Vasallen und standen trüb und stumm;
Er blickte mit Wohlgefallen in ihrem Kreise herum.
„Lebt wohl, ihr Waffengefährten, denkt an mein letztes Wort:
In euch laß ich den Meinen den rechten Sachsenhort.“

Da bogen die härtigen Nacken das erzumschiente Knie,
Es murmelten Gebete, die sonst gebetet nie;
Indessen zog am Himmel ein schweres Wetter auf,
Leuchtende Blitze zuckten um der Thürme ragenden Knäuf.

Im Saale sangen die Priester fromme Vitane'n,
Dumpe Donnerschläge stimmten rollend ein;
Die Glocken klangen traurig, der Regen rauscht' im Ried
Und heulend tönte dazwischen des Sturmes Klagehied.

Heinrichs Seele lauschte nicht dem Priesterfang,
Er horcht' auf des Ungewitters Toben schmerzlich bang
Und dachte zwanzig Jahre der flüchtigen Zeit zurück,
Wo zu der Macht Gipfel ihn gehoben das Glück.

Dem starken Staufenkaiser zum schönen Süden war
Im Römerzug gefolgt er mit seiner Ritterschaar
Und hatte dort gebrochen der Pflicht und Treue Gebot,
Den Rothbart verlassen in seiner höchsten Noth.

Vergebens bat der Kaiser: „Heinrich, wanke nicht!
Gedenke deiner Ehre, gedenke deiner Pflicht.
Des Reiches willen harre bei meinen Fahnen aus,
Bis wir den Sieg errungen, — dann zieh' mit Gott nach Haus.“

Er weigert' sich zu bleiben; da kniete der Kaiser vor ihn,
Den allzustolgen Herzog, demüthig flehend hin;
Vergessend seiner Krone, vergessend seiner Macht,
Heilichte Deutschlands Herrscher auf Knien Hilfe in der Schlacht.

Und während er so kniete, rang aus der Wolken Schooß
Ein fürchtbar Gewitter mit Blitz und Sturm sich los,
Als zürnten Erde und Himmel, — doch blieb des Welfen Herz
Bei Friedrichs heißen Bitten hart wie seines Panzers Erz.

Er ging — und bei Legnano versank in Staub und Blut
Das deutsche Reichsbanner vor der Lombarden Wuth:
So viele treue Herzen der grimme Tod da brach,
So viele Klüche flogen dem treulosen Welfen nach.

Nun mußt' er daran denken in Jorn, Schmerz und Gram,
Und tiefe, bittere Reue den Sterbenden überkam.
„Von Hochmuth geblendet beging ich die That,
Meinen Namen schändet der undankbare Verrath.“

„Wird er mir je vergeben? Jeder Donnerschlag,
Der heute grollt, mahnt mich an jenen schlimmen Tag,
Wo ich des Kaisers, des Freundes Flehen nicht erhört
Und thöricht meines Hauses alte Macht mir selbst zerstört!“

So ächzte der kranke Löwe, — da flammte ein Wetterstrahl
Aus schwarzer Drohwolke bläulich schlängelnd zu Thal;
Das Thurmkreuz des Domes traf der Donnerkeil,
Und züngelnd leckten die Flammen empor in geschäftiger Eil!

Der Burg alte Mauern wankten bis zum Grund;
Ein Schrei des Schreckens tönte aus der Vasallen Mund
An Heinrichs Krankenlager; er aber bebte nicht,
Hin zum Fenster blickt' er mit Augen hell und licht.

Im Blitzstrahle hatt' er den Rothbart gesehn
Mit Krone und Purpurmantel unter dem Bogen stehn,
Von mildem Glanz umflossen, ein Bote vom Geisterland,
Versöhnt und freundlich lächelnd ihm winken mit der Hand.

Da ruft er: „Mir ist vergeben; seht ihr's? er hat verziehn!
Nun mag das zögernde Leben dem müden Leib entfliehn!“
Dann sinkt er in die Kissen, die Rechte ausgestreckt,
Von des Todes schwarzem Fittich das brechende Auge bedeckt.

Als sich die Treuen drängten rings um das Bett in Hast,
Da war vom Welfenstamme gehau'n der beste Ast.
Ihn beweinend standen die Sachsen still im Kreis,
Von dem in deutschen Landen manch Lied noch heut zu singen weiß.

Albert Traeger in Nordhausen.

Elvire.

1.

Mit den Gedichten von Morik Graf Strachwitz.

In stolzes Herz, ein troziges Herz,
Das mit sich und der Welt gerungen
Und seiner Liebe verzehrenden Schmerz
In glühenden Liedern gesungen.

Gebrochen ist's, in Frieden ruht,
Der rastlos umher getrieben,
Doch seiner Lieder flammende Gluth
Bewahrt unsterblich sein Lieben;

Und so lang' ein Herz zum andern sich neigt,
Wird auch sein Leid noch getragen —
Was dir der lebende Dichter verschweigt,
Laß es vom todt'n dir sagen.

Bei Rückgabe eines Buches.

In Frühlingsgruß voll Duft und Frische,
Mit holder Amuth Reiz geschmückt,
So lag dies Buch auf meinem Tische
Und hat mein tiefstes Herz beglückt,

Und mit geheimnißvollem Beben
Ergriffen mich und leiser Gluth,
Als sei ein Stück von deinem Leben,
Als seist du selbst in meiner Hut.

Ob ich durchblättert auch die Seiten,
Zu lesen hab' ich stets versäumt,
Den Blick ließ ich darüber gleiten,
Mein Herz hat still von dir geträumt.

Wie oft hat in verschwieg'nen Stunden
Dies Buch geruht in deiner Hand,
Wie viel hast du darin gefunden,
Was ahnend schon dein Herz empfand.

Und höher färbten sich die Wangen,
Wenn durch des Dichters fremden Mund
Dir ward das eigene Verlangen
Und deines Herzens Räthsel kund.

Dein Denken, Fühlen, Sehnen, Lieben
Und manch' geheimer Kummer auch,
Sind in dem Buch zurückgeblieben
Wie eines Kusses zarter Hauch.

Und nun ich dir es wieder sende,
Durchzuckt mich wehmuthvolle Pein,
Als ging' ein schöner Traum zu Ende,
Als blieb' ich einsam und allein.

Nur Eins wollt' ich von ihm erfahren,
Um Eines nur hab' ich gefragt,
Doch, dein Geheimniß zu bewahren,
Hat's mir dies Eine nicht gesagt. —

Gisbert Freiherr Vinke in Freiburg im Breisgau.

Das Schwertlied Thorstein Raudi's.

Von

William Motherwell.

Aus dem Englischen.

Nicht der Falk, der sich schwingt in die Wolken hinauf,
Nicht der Hund, der den Hirsch überflügelt im Lauf,
Nicht der Hengst mit des Hufes hindonnerndem Schlag,
Wenn die Sonne des Sommers verlängert den Tag —
Keins mißt mir das Land, das ich forder' als mein:
Nur mein tapferes Schwert,
Das nach Arbeit begehrt,
Es umzirt mir die Stätten und Marken allein.
Landbringer, dich küß' ich!

Ihr Narr'n, die ihr seßhaft bebauet das Land,
Wollt wissen, worin denn mein Erbe bestand? —
Und ich rede das Schwert — ihr verstummt, ihr erbleicht:
Herr bin ich, soweit nur die Klinge mir reicht!
Das Gestad' und die Stadt und der Thurm und das Thal
Sie erkennen die Macht
In der grimmigen Schlacht,
Wenn da funkelt, als Stern des Geschickes, der Stahl.
Machtbringer, dich küß' ich!

Wohl hört' ich der Harfen gewaltigen Klang,
Wohl trank ich von rosigem Mund den Gesang,
Wohl jagt' ich im Forst bei der Vögelein Chor —
Doch es freut sich an solcher Musik nur der Thor!
Mir behaget der Ruf, der von Kriegern erbraust,
Und der Fliehenden Schrei'n
Und der Sterbenden Pein,
Wenn die Sichel des Todes mir liegt in der Faust.
Lustbringer, dich küß' ich!

Weit über die Bogen hin blitest du hell,
Weit über die Lande, mein schneid'ger Geßel;
Du dienstest dem Vater auf rühmlichem Pfad
Und schriebst ihm den Namen auf fremdes Gestad

Und gewannst ihm Ruhm in unsterblichem Lied,
Du Panzerbedränger,
Du Helmezer sprenger,
Du Geißel der Männer, der Keiner entflieht.
Ruhmbringer, dich küß' ich!

In den Herzen der Knaben mag Leidenschaft glühn
Für die Mägdelein, welche wie Knospen erblühn —
Dich lieb' ich noch treuer, ich lebe nur dir:
Du tanzt in sonnigen Träumen mit mir,
Wir fliegen dahin durch des Kampfes Gefild,
Wo die Waffen erklingen,
Blutquellen entspringen —
Zerschmettert der Helm und zersplittert der Schild!
Todbinger, dich küß' ich.

Das Lächeln des Mägdeleins ist flüchtiger Tand,
Und die Treue des Weibes hat kurzen Bestand;
Wie die Wolke verzieht, wie sich drehet der Wind,
So wechselt das Weib die Gedanken geschwind.
Dein Glanz ist so treu wie dein eiserner Kern:
Steht's schlimmer und schlimmer,
Du liebst mich doch immer —
Je schwärzer die Nacht, um so heller der Stern!
Herzstärker, dich küß' ich.

In der Schlacht, auf der Fluth sind die Meinen erblaßt: —
Kein Sohn — und kein Herr! da verlangt mich nach Raß.
Wo der Tod uns die Grenze des Ruhmes gesteckt,
Dort harret das Grab — wo die Haide sich streckt.
Ruh' mir an der Brust: wir verwesen zusammt;
Doch die Skalden sie preisen
In feurigen Weisen
Verklungene Zeit, die zur That uns entflammt!
Sangbringer, dich küß' ich.

Robert Waldmüller (Eduard Duboc) in Dresden.

Der alte Flügel.*)

Mir dünkt, daß es im vorigen Jahr,
So etwa um Sommermitten war,
Als sich an einem Nachmittage,
Da ich meines Nachtschlüpfens pflag,
Auf einmal lauter Damen und Herrn
— Ich hab die Damen sonst ganz gern —
In diesem meinem Zimmer hier
Zusammensanden, als wär's ihr Quartier,
Und ohne meiner nur zu achten,
Sperrangelweit auf die Ohren machten,
Derweil meine Herrin lobesam
Dienstwillig kam und ging und kam,
Bis endlich mein Herr von einem Hahn**)
Eine lange Geschichte zu lesen begann,
Davon ich nichts weiter hab' capirt,
Als daß er viel windiges Zeug einst vollführt.

Ich weiß mich von allem Neide frei,
Doch ob es schicklich ist, derlei
Gemeines Gethier in einem Salon —
Es fehlt zwar der Teppich, doch nur um den Ton
Nicht gar zu dämpfen — ich sag', ob sich's paßt,
Daß man mir einen so häßlichen Gast,
Der sonst nur auf Düngerhaufen singt,
Ganz mir nichts dir nichts auf's Zimmer bringt, —
Ich lasse es schonend dahingestellt,
Es ist heut eine kuriose Welt.
Doch daß, wenn ich erzählen wolkt',
Es anders und ziemlicher klingen sollt,
— Mit allem Respekt vor meinem Herrn —
Als jenes Geträbe, das glaubt man wohl gern.

Zunächst, ich bin aus gutem Haus.
Ich weiß nicht, sind wir baronisiert?
Mir ist so mancherlei passiert,
Mein Gedächtniß sezt schon zuweilen aus;
Doch jene freilich plebejische Fahrt,
Die fast nach Handwerksburichen-Art
Ein Streicher einst mit Schiller'n gemacht,
(Der droben in Gyps hält am Fenster Wacht)
Dem späteren Herrn von Schiller, ich denke;
Das waren so jugendliche Schwänke,
Dergleichen passiert dem ältesten Adel;
An jedem Stammbaum klebt ja ein Tadel!
Genug, das Haus ist gut. Nun traf
Sich's aber noch, daß mich ein Graf
Für würdig hielt, sein gräßlich Schloß
Zu zieren; ja daß sein gräßlich' Genosß
Die hohe Ehre mir erwies,
Höchst eigenhändiglich bald Dies,
Bald Jenes — ich schweige von meinen Gefühlen —
Geruhjamst auf meinen Tasten zu spielen.

Gedenk' ich jener Tage — — doch schon
Zuviel davon. Ich kenne den Ton,
In welchem man neue Stellungen schmägt,
Indem man sich mit den früheren bläht,
So etwas liegt meiner Weise fern.
Ja wohl, ich leugn' es nicht, der Stern,

Den mein gnäd'ger Herr Graf an Gallatagen
Auf seiner gräßlichen Brust getragen,
Er that mir wohl; auch die points d'Alangon
Meiner gnäd'gen Frau Gräfin — Doch nichts mehr davon!
Die Freude war ohnehin nur kurz,
Und ich selber war Schuld an meinem Sturz:
Mein Klang, so hieß es, sei magnifique,
Doch viel zu schwer meine mechanique.

So hat man mich denn weggegeben,
Jetzt werden's zwanzig Jahre eben,
Und eines schönen Tages fuhr
Man mich hier hinaus in die liebe Natur.
Aus einem Stadt-Streicher, der ich war,
Ward ich ein Land-Streicher ganz und gar.
Ich kann wohl sagen, die erste Zeit
War ich verstimmt vor schwerem Leid.
Nicht, daß man mich hätte schlecht tractirt;
Gottlob! Ich habe mich gut conservirt,
Und das sagt wohl genug. Doch aber,
Ein edles Roß frist nicht jeden Haber.
Da hing, um Eins nur anzuführen,
Zu Füßen mir, — fast konnt mich's berühren —
Das Bildniß eines simplen Bauern,
Hieß, glaub' ich, Burns. Wer mehr zu bedauern,
Ich, der ich zu solcher Gesellschaft verdammt,
Ober der goldne Rahmen, mitsammt
Dem prächtigen Glas? — Gar manchen Tag
Die Frage mir schwer auf den Herzen lag.
Doch diese Zeiten sind lange vorüber.
Jetzt nick' ich ihm manchmal: Wie thut's, mein Lieber?
Ich habe mich mit ihm ausgesöhnt.
Was gibt's, an das man sich nicht gewöhnt?
Geholten hat freilich mit dazu,
Daß sich in voller Seelenruh
Just über mir ein gypferner Kopf
Als Nachbar den ehrlichen Bauerntropf
Gefallen ließ, wie den Flegel die Senf,
Der Geheimrath von Goethe, Excellenz.
Auch waren an derselbigen Wand,
Wo ich auf meinen drei Beinen stand,
— Man findet gar Manchen, wo man's nicht denkt —
Zwei Majestäten aufgehängt,
In Gypsprofilen, auf blauem Grund,
Und mit Glas darüber, die Rahmen rund.
Auf die schaut' ich oft und dachte für mich:
Wenn die hier campiren, warum nicht auch ich?
Auf einmal geht's eines Tages: klingling.
Die Frau ruft: „Es klingelt, Hanne, mach flink!
Sieh wer an der Thür!“ — Doch Springens gewohnt,
— Denn ihre Bein' hat sie nimmer geschont —
Läuft selbst an die Thüre sie drauf. Und sieh!
Wer tritt herein? Die Königin Marie.
Der Schreck, der mir in die Glieder fuhr!
Von Vorbereitungen keine Spur!
Mein Herr trug, denk' ich, eine Toppe,
Die Frau, was weiß ich, eine Saloppe,
Rein, das ist freilich nicht ihre Tracht;

*) Das vorliegende Gedicht schrieb der Verfasser zur Feier des 87. Geburtstages seines lieben jugendlich rüstigen Wadwohler Nachbarn, des rühmlich bekannten Schatepeare- und Melidre-Übersetzers Wolf Grafen Sandtfin, von welchem er vor zwanzig Jahren einen damals neuen Streicher'schen Flügel erwarb, welcher wegen seiner etwas schweren Spielart zum Verkauf gestellt war. Den Inhalt des launigen Gedichtes bilden die Empfindungen des noch immer leidlich aristokratisch gearteten Flügel's, wie sich solche aus einer gewissen Verdrossenheit allmählig, unter dem Einflusse königlicher Promenir-Besuche und des gutnachbarlichen Verkehrs seiner neuen Herrschaft mit dem ihm vor Allem theuren gräßlichen Paare, ins Verschuldete umstimmen. Das „Bergneß“, in dessen winterlicher Einsamkeit der Flügel diese Betrachtungen anstellt, ist des Dichters Sommerhau in Wadwoh bei Dresden.

***) Merkle's Thurmhorn-Gedicht.

Doch genug, mir hat's fast die Starre gebracht.
 Zum Glück hat Niemand nach mir gefragt,
 Der Aussicht galt der Besuch; man sagt,
 Daß die durchaus nicht übel sei —
 Und so ging denn Alles gnädig vorbei.
 Als auch im nämlichen Sommer dann
 Mit der Königin Marie der König Johann
 Dem Bergneß — so nennt man's — die Ehre erwies,
 Daß er hinauf sich fahren ließ,
 Es waren, denk' ich, ihrer drei
 Sehr schmucke Prinzessinnen dabei,
 Vor Allem aber — mir wurde ganz weich —
 Ein Erzherzog aus Oesterreich —
 Da hat man wohl mein Zimmer passirt,
 Doch mich nicht weiter regardirt,
 So daß mich Niemand anging mit Fragen,
 Wie ich denn hier herauf verschlagen?

Wie es mir armen Schelm ergangen,
 Die Frage hat aber angefangen,
 Meinem gräßlichen Paar den Schlaf zu verderben,
 Und so — ich glaubte vor Freude zu sterben —
 Eines Tages, und ganz zu Fuße zwar,
 Wer klopft bei uns an? Mein gräßliches Paar!
 Die Ueberraschung! Ich fühlte ein Schwingen,
 Als wollt' mir der Resonanzboden springen.
 Natürlich verschwieg man, warum man gekommen.
 Ich denke, mein Herr hatte wahrgenommen,
 Daß hin und wieder das gräßliche Paar
 Auf unebnen Wegen gegangen war,
 Und hatte sie deshalb besucht und gebeten,
 Seine besseren Wege getrost zu betreten.
 Das — wenn ich recht behalten hab' —
 Zur Dank-Bisite den Vorwand gab.
 Doch konnt' der Herr Graf sich's nicht versagen,
 Ich weiß nicht, war's sein Manteltragen,
 War es sein Stod, war es sein Tuch,
 Genug ein Stück von dem, was er trug,
 Auf keinem Stuhle legt' er's bei Seit';
 Er gab mit sonderer Sorglichkeit
 Es mir zu tragen. Mir ward zu Muth,
 Als hört' ich ihn sagen: Wie geht dir's? Gut?

Ja gut ist mir's seitdem ergangen.
 Ich kann wohl zuweilen noch Grillen fangen,
 Wie ohnlängst, als jener Hahn gekräht,
 Doch was so um mich geht und steht,
 Ich habe — mein Gott, warum denn nicht! —
 Ihm abgewonnen ein freundlich Gesicht,
 Seitdem mein liebes gräßliches Paar

Hier ein und ausgeht Jahr für Jahr,
 Auch jene Wand, an der ich quartiert,
 Mit zweien Bildern hat decorirt.
 Daneben — daß Niemand ich trete zu nah —
 Was sonst ich hier an Besuchern sah,
 Ei, alle Achtung! Ich könnt' sie nicht zählen,
 Doch hab' ich keinen Grund zum Schmälen.
 Im Ganzen ist mein Posten nicht schwer.
 Frühmorgens spielt gemeinhin Er,
 — Im Fall er's verschlafen aber auch Sie —
 So eine ganz simple Choralmelodie.
 Da denk' ich denn heim und an's Metteläuten;
 's hat jedes Land seine Eigenheiten!
 Hernach hab' ich dann wieder Ruh,
 Mein Herr ging seiner Klausen zu,
 Da draußen im grünen Nadelwald,
 Derweil in Küche und Keller bald,
 Und bald auf dem Boden bei Truhe und Schrank,
 Die Frau scharwerkelt den Morgen entlang.
 Dazwischen, wenn die Sonne recht lacht,
 Ihr's auch wohl einmal Freude macht,
 Um die Wette mit den Lerchen zu singen,
 Daß hinein es mag bis nach Böhmen klingen.
 Sie macht ihre Sache gar nicht schlecht,
 Wenn's öfters geschähe, mir wär's schon recht.
 Nachmittag, und noch mehr zur Nacht,
 Bevor die Hanne hat Licht gebracht,
 Macht wieder Er mir seinen Besuch;
 Denn selten spielt er aus einem Buch;
 So ist es ihm denn einerlei,
 Ob's hell bei mir oder dunkel sei.
 Auch scheint mir, ist er dann oft nicht bei sich;
 Da denk' ich wohl, was kümmert's dich?
 Er wird schon wissen, was er meint!
 Und so denn bleiben wir gut Freund.

Auf die Art bin ich zu Jahren gekommen,
 Und hab' es selbst doch kaum wahrgenommen.
 Die Winter werden mir wohl etwas lang;
 Die Läden sind zu, es knarrt kein Schrank;
 Kein Herr ist da, der die Blumen pflegt,
 Keine Frau, die ihre Schlüssel verlegt;
 Es knappert höchstens mal eine Maus,
 Doch wird man's gewohnt und hält's schon aus,
 Und tröstet sich mit der Sommerzeit,
 Wo plötzlich Alles hell und weit,
 Wo die Rothschwänze draußen Nester bauen,
 Und die Sonne mit hellen Augen, traun,
 Ins Fenster guckt: Wie steht's, Cumpen? —
 O gut! Jetzt geht's ja von Neuem an.

Sprüche.

1. Auch selbst der Werth der reinen Luft hat seine Grenze, —
 Aus Blumen ohne Stengel winden sich nicht Kränze.

2. Das Wollen macht den Künstler nicht, nein das Gelingen;
 Nur Ein Gramm wiegt der Vorsatz, hundert das Vollbringen.

3. In Schaden komme, wer nicht ab vom falschen Schein läßt;
 Den Biß hat der verdient, der sich mit Schlangen einläßt.

Gustav Weck in Rawitsch.

Aus der Ferne.

An Sidonle.

Da bist du wieder, wie ich tausend Male
Im Wachen dich geküßt, im Traum geschaut,
Und droben blinkt des Lebens goldne Schale,
Der neue Quell, der auf dich niederschaut;
Dein Fuß durchwandelt das geschmückte Zimmer,

Dein Auge leuchtet lust- und dankbeseelt —
Doch nun — ein Suchen und ein feuchter Flimmer?
So viel der Freunde — nur der Eine fehlt!

Nicht wahr, er fehlt dir? — ob dich auch erfreue,
Was Andre Liebe dir entgegenbringt,
Ob auch dein Mütterchen, das immer treue,
Mit sanften Armen zärtlich dich umschlingt;
Ob deinem Ohr wie helle Festesweise
Wie Glockenton der Kleinen Jubel sei,
Und ob dein eigen Herz dich glücklich preise,
Du wärst beglückter, wär' auch ich dabei?

Mein Weib, — mit Blumen wollt' ich dir gefallen,
Doch Stunden nur, und ihre Pracht ist blind;
Mein Lieblich sollte meinen Namen lassen,
Doch — 's ist ein herzig nur und thöricht Kind!
Heb's denn empor, zu meinem Bilde füge
Hier eine Miene, dort ein Lächeln sich,
Vielleicht verkünden dir's die holden Züge:
Er denkt an dich, er liebt und segnet dich!

Mein einzig Glück! — o, nicht die Sterne senken,
Nicht ernster blicken sollst du bei dem Wort:
Mir bleibt ja nichts, als seliges Gedenken,
Als glauben, danken, lieben fort und fort!
Mein einzig Glück! — laß frei die Seele werden,
Kein Schemen finde drinnen eine Statt:
Du weißt ja doch, daß Eine nur auf Erden
Mich segnen kann und mich gesegnet hat!

Wie, oder gälte nichts mir eine Stelle,
An der ich Klarheit fand zu aller Zeit,
An der ich schöpfe, wie aus reiner Quelle,
Das ewig Wahre in dem ew'gen Streit?

Wie oft hab ich in deinem Aug' gelesen,
Wie oft auf mir im Geiste ließ ich's ruhn:
Ein Thor, ein rechter, bin ich einst gewesen, —
Nicht besser wohl, doch freier bin ich nun!

Und dann — hat je in meinen Tag ein Schatten
Sich eingedrängt, in dem ich einsam stand?
Dein Arm empfing zur stillen Rast den Matten,
Des Grams Gewöll verscheuchte deine Hand,
Dein Mund erhob mich, war ein Wort mißlungen,
Das hoffend ich eronnen und bedacht,
Derjelbe Mund, der, was ich mir errungen,
Mir erst zu eigen und mir werth gemacht.

Und mehr als das — du hättest mir gehalten,
Was du in heil'ger Stunde mir gelobt,
Und hätten tausend schlimmere Gewalten,
Als Mühe nur und Sorgen mich erprobt.
Du hättest, wollten Andre mich verlassen,
Erst recht dich treu und muthig mir gesellt,
Und ich — nur deine Hände wollt' ich fassen,
Dann Welt, fahr hin — was kümmert mich die Welt?!

Ich weiß — und wär's bis in die fernsten Lande,
In eine Wüste sonder Blüth' und Strauch,
In Sturmeschreden und in Kerkerbände:
Wohin ich gehe, dahin gehst du auch!
Ich weiß, bis alle Endlichkeiten schwinden,
Ob Glück mir lächelt, oder Schmerz mir droht,
Wird Glück und Schmerz dich mir zur Seite finden,
Und keine Nacht uns scheiden, als der Tod!

So harre denn und laß zu Gott mich treten,
Dem ich so oft dich an das Herz gelegt,
Ihm zu vertraun mit gläubigen Gebeten,
Was meiner Seele tiefsten Grund bewegt.
Noch ist er nah mit Wundern und mit Zeichen,
Wenn Zwei die Liebe für einander treibt —
Hörst du den Donner? — „Ob auch Berge weichen
Und Hügel fallen, meine Gnade bleibt!“

Theodor Wehl in Stuttgart.

Weland, der Schmied.

Weland, der Schmied,
War weithin geehrt;
Lustig sang er sein Lied,
Wenn er schlug auf ein Schwert.

Ein Schwert, das er schlug,
War vielfach begehrt:
Ein Ritter, der's trug,
Der hielt sich was werth.

Und Weland, der Schmied,
Sah des Königs sein' Kind,
Die schöne Esfried,
Und hat sie gemint.

Da ging er zum König
Und sprach ihn drum an:
„Zwar bin ich nur wenig,
Doch bin ich ein Mann.“

Der König ergrimmt
Und redet mit Hohn:
„Ein König nicht nimmt
Einen Schmied sich zum Sohn.“

Geh nur an den Herd
Und schwärz dich mit Ruß,
Schlag wader dein Schwert
Und stampf mit dem Fuß.

Dein Schwert ich wohl acht'
Und halt' es in Ehr',
Du selbst wirst verlacht
Mit deinem Begehrt.

Mein Kind zu begehren
Einem König nur frommt,
Ihm will ich's gewähren,
Wenn werbend er kommt.“

Und Weland, der Schmied,
Ging heim an den Herd
Und sang sich sein Lied
Und schlug auf sein Schwert.

Und er prüfte die Schneid'
Wohl an einem Haar
Und sprach: „Meine Zeit
Ist die Zeit der Gefahr.“

Und der Feind brach ins Land
Und den König vertrieb;
Da rief er: „O Schand,
Daß kein Ritter mir blieb!“

O Tochter Esfried,
Wie hab ich gefehlt,
Daß ich Weland, dem Schmied,
Dich nimmer vermählt!

So Kühnliches wagen
Nicht würd' Gonnimer:
Er hätt' ihn geschlagen
Mit sammt seinem Heer.“

Und Weland, der Schmied,
— Wer hätt' es geglaubt? —
Gegen Gonnimer zieht
Und spaltet sein Haupt.

Da fliehet im Graus
Des Gonnimer Heer
Aus dem Lande hinaus
Und kehrt nimmermehr.

Und der König beschied
Vor den goldenen Thron
Weland, den Schmied,
Und rief: „Sei mein Sohn!“

Sprach Weland: „Ein Schmied,
Der macht Euch Verdruß,
Hab' Schwert nur und Lied
Und vom Herde den Ruß.“

Einen Eidam begehrt
Ihr von fürstlichem Rang;
Sei er Euch bescheert,
Ich sage Euch Dank!“

Und Weland, der Schmied,
Ging heim an den Herd,
Sang wieder sein Lied
Und schlug auf sein Schwert.

F. G. Adolf Weiß in Graz.

Herbstlied.



Lobt wohl, ihr duftenden Thäler all,
Ihr winkenden Alpenrosen!
Ade, du sprühender Wasserfall
Mit den Waldluft athmenden Moosen!
Dem Trennlosen schauen die Berge nach
Und runzeln die steinernen Stirnen.
Auch grüßt mich schmolgend der plätschernde Bach:
Gar gut versteh' ich sein Zärnen.
Und Trauer umwebet den fröhlichen Sinn;
Schon drohen des Alltages Schranken.
Das hastige Dampfroß trägt mich dahin
Mit der Last meiner trüben Gedanken.
Fort donnert's durch Tunnelgrauen und Nacht,
Ein Bild des wild hastenden Strebens.

Das hat uns um Glück und um Lieder gebracht,
Um den fröhlichen Sonntag des Lebens.
Die Jagd ist zu Ende. Im Abendstrahl
Begrüßen mich traulich die Gassen
Der Heimat. Schon dampfet das duftende Mahl,
Bald wird mich die Liebste umfassen.
Da steh' ich im Stübchen, ein vielliebter Gast.
Vergessen sind Alpen und Rosen,
Vergessen die trübe Gedankenlast
Und des Dampfes profaisches Tosen,
Der Zwiesprach' melodischer Tropfenfall,
Des Waldsees liebliches Leuchten —
Und duftende Küsse — ich habe sie all,
Und die Augen vor Freude sich feuchten.

Theodor Winkler in Frankfurt a. M.

Liebesnoth.

Bitter süße Lust! Beim Lampenschimmer,
Wenn ausgelärmt der Tag auf Markt und Gassen
Und stille Nacht sinkt auf die Häusermassen,
Mit dir allein zu sein in deinem Zimmer!

Bewacht von hundert Augen bist du immer,
Und wag' ich einmal deine Hand zu fassen,
Die Thüre klickt, ich muß dich von mir lassen,
Denn auch das Kleinste gönnen sie uns nimmer.

So flieht die Zeit, bald tönt vom nahen Thurm
Die neunte Stunde schon und heißt mich gehen,
Damit so spät mich Niemand mehr ertappe;

Fort eil' ich dann mit meiner Sehnsucht Sturme —
Doch auf dem Heimweg hört die Nacht mich stehen:
„O fänd' ich einmal Siegfrieds Nebelkappe!“

Bekentniß.

Ja, viel geliebt hab' ich in meinem Leben,
Und Dank dem Himmel, daß es mir geblieben!
Ob sie auch oft ihr Spiel mit mir getrieben,
Glück war die Liebe, Leben mir und Streben.

Sie ließ dem Staub des Alltags mich entschweben,
Sie war's, die mich der Poesie verschrieben,
Ich mußte dichten, wo ich mußte lieben —
Wer viel geliebt hat, dem ist viel vergeben.

O Schicksal, mögst du gnädig weiter walten
Und jung und frisch mir dieses Herz erhalten,
Fürwahr, es ist des Menschen höchste Habe!

Verfallen laß mich lieber früh dem Grabe,
Daß, ein Atom im Weltall, ich zerstücke —
Hinweg das Leben, wenn ihm schwand die Liebe!

Julius Wolff in Berlin.

Gastmahl.



Schüret die Feuer, zündet die Kerzen,
Daß in die Nacht es strahlet und glänzt,
Streuet auch Rosen mit fröhlichen Scherzen,
Aber die Sterne mit Ephen bekränzt!
Bringet den Mischkrug, rufet die Becher,
Blaset die Flöten, schwenket die Becher,
Lächelnd von purpurnen Lippen kredenzt!

Sehet, im Weine nahe und ferne
Sonnt sich die Freude auf goldigem Grund,
Blühende Augen, funkelnde Sterne
Thun das Geheimniß des Glückes euch kund.
Stürzt euch hinein in die blinkenden Fluthen,
Laßt euch umwehen von lodern den Gluthen,
Trunken das Herz und durstig der Mund!

Ich bin der Spielmann, der Harfner und Sänger,
Greif' in die Saiten mit zitternder Hand,
Zitternd vor Lust, je lieber je länger,

Komme zu euch wie der Frühling ins Land,
Singe euch Bispel, Balladen, Schanzunen,
Seg'ne den Trunk euch mit Sprüchen und Runen,
Knüpfe der seligen Minne das Band.

Hoch! denn die Liebe in allen Gestalten,
Sickernde Quelle, wogender Fluß,
Schüchternes Schweigen, Sturmesgewalten,
Schnender Blick und berauschernder Ruch!
Hoch auch die Treue dem alten Kumpene!
Schwuren zusammen uns, hielten zur Fahne,
Stichfest und hiebtest mit eisernem Schluß.

Fülle am nimmer erschöpfenden Bronnen,
Fülle, du Blonde, den Becher noch mal,
Und nicht der letzte sei's! träum'rische Bonnen,
Strömt wie der Gießbach vom Berge zu Thal!
Jugend und Lenz bringt leuchtende Wetter,
Springende Knospen, sprichende Blätter,
Liebe, dir leer' ich den vollen Pokal!

Karl Voermann in Düsseldorf.

Deinokrates.

(Ultran's Behn Bücher über Architektur, Vorrede zum zweiten Buch.)

Ich fuhr auf dunkelblauem Meer im Süden
Und sah die Wellen, die vorüberflogen,
Gepeitscht vom Dampfschiffs-Rad, dem nimmer müden.

Gebändig folgten unsrem Kiel die Bogen,
Bedeckt mit breitem weißen Meer Schaumbande,
Das hinter uns wir durch die Fluthen zogen.

Nicht weit vom alten Makedonerlande
Sah wir des Athosberges mächt'gen Rücken
Wie Purpur glänzt im Abendsonnenbrande.

Kahl ist sein Haupt; doch grüne Wälder schmücken
Die Schultern ihm. Des Meeres Wogen schlagen
An seinem Fuß den Felsenfaum zu Stücken.

So läßt er seit Jahrtausenden sie nagen,
Die kleinen, wildbewegten Wellenberge,
Die kaum ihm bis an seine Sohlen ragen.

Für himmelhoch erachtet sie der Ferge,
Der ihnen troht im schwanen Breiternachen;
Doch gegen ihn, den Athos, sind die Zwerge.

Und wenn er lachen könnt', er würde lachen,
Des Jornes lachen der empörten Fluthen
Und ihrer kleinen, schaumbedeckten Rachen. —

Schon wurden blaß des Abends rothe Gluthen,
Und Grau sank auf den Kumpf des Berges nieder,
Daß leis er schien und langsam zu verbluten.

Da schloß ich meine müden Augenlider.
Auf aber fuhr ich, bis auf's Mark erschrocken,
Als ich von ungefähr sie öffnet' wieder.

Denn doppelt höher, als des Harzes Brocken,
Lag plötzlich an des Athosberges Stelle
Ein Mannskoloß mit kurzen schwarzen Locken.

Der Mond ging auf. Bei seiner Silberhelle
Erkannt' ich eines Riesen-Jünglings Züge,
Der opfernd kniete, wie an Tempelschwelle.

Die Kraft der Glieder sah ich zur Genüge
Und sah, gestützt von mächt'gen Felsenbeinen,
Hell glänzen seines Leibes Prachtgefüge.

Die ungeheuren Arme sah ich scheinen,
Wie Marmor weiß, umspielt vom Mondesstrahle,
Gemeißelt aus des Athosbergs Gesteinen.

Die rechte Hand hielt eine große Schale,
Gesenkt, das Wasser aus ihr auszugießen,
Das von des Berges Höhen floß zu Thale.

Ich sah das Wasser dem Gefäß entfliehen,
Dreitausend Fuß hoch oder auch viertausend,
Und senkrecht in das Meer hinunterstürzen.

Das monderhellte Meer empfing es brausend;
Und spielend, wie er spielt mit dürrer Blatte,
Fuhr in den Strahl der Wind, ihn wild zerzausend.

Doch auf der Linken, einer weiten Platte,
Hielt eine ganze große Stadt der Riese,
Mit einer Mauer, welche Thürme hatte.

Darüber wurden sichtbar Tempelfrieße
Mit Marmorfeldern und mit Giebelbdächern,
Geschmückt mit Bildwerk, das ein Kenner pries.

Dann sah ich Rauch, bald stärkeren, bald schwächeren,
Aufsteigend auf dem Häusermeere schwimmen,
Auf Leben deutend in der Stadt Gemächern.

Auch sah den Schein ich heller Flammen glimmen
Und hörte dumpfen Lärm herunterwehen,
Wie ein Gewirr von vielen Menschenstimmen. —

Kein völlig Trugbild war's, das ich gesehen.
Nicht ließen Fieber, die den Sinn umflogen,
Den Riesenbau vor meinem Blick entziehen.

Ein Werk war's, aus der Phantasie geboren
Des großen Meisters, des gewaltig kühnen,
Den Alexander sich zum Freund erkoren.

Deinokrates! sie sollen ewig grünen,
Die Kränze, die gewunden dir zum Ruhme,
Für deine Tempelbauten, Burgen, Bühnen!

Du schufest in Dianens Heiligthume
Zu Ephesus das Gotteshaus, das hehre,
Der Baukunst große, lichte Wunderblume.

Du bauest, nah' der ew'gen Wüstenleere,
Die Pracht der Alexanderstadt am Nile,
Bespült vom heil'gen Strom, bespült vom Meere.

Doch diese Werke schienen Kinderspiele
Vor deines Geistes schöpferischen Feuern;
Du rangst nach neuem unerhörten Ziele.

Da schufst du jenen Plan, den ungeheuern,
Den Athosriesen plastisch zu gestalten,
Wie ich gesehn ihn beim Vorübersteuern. —

Gehüllt in seines Purpurs weite Falten
Sah Alexander auf dem goldnen Throne
Im Säulensaale, seines Reichs zu walten.

Da stand vor König Philipp's großem Sohne
Deinokrates, den Riesenplan ihm zeigend,
Voll Hoffnung, daß er seine Mühen lohne.

Vertieft in Anschauung sah der König schweigend,
Entzückt ob gleichgestimmten Geistes Glühen.
Dann sprach er, freundlich sich dem Meister neigend:

„Deinokrates, umsonst sind deine Mühen.
Die Wunderstadt auf deinem Steinkoloße
Kann nur im Künstlertraum gedeihn und blühen.

Doch traun, der Künstler ist ein Göttersprosse,
Ist mir verwandt, der solchen Plan erfunden.
Du sollst mein Freund hinfort sein und Genosse!“

Des Worts gedacht' ich, selbst versenkt in Wonne.
Doch als ich nun beim Mondenschein, dem matten,
Zum Athos hinsah, war der Spuk zerronnen.

Der Berg mit Wäldern, Schluchten, Felsenplatten
Lag da, von Silberwolken hoch umflogen,
Und warf ins Meer den mächt'gen dunklen Schatten.

Noch immer brandeten am Strand die Bogen,
Die keine Noth dem hohen Athos schufen,
Wie eng sie auch das Neg um ihn gezogen.

Mir war's, als hört' ich von den Felsenstufen
Wie Hohn gelächter und wie Hundebellen
Im Windesheulen eine Stimme rufen:

Ihr wind'gen Menschen und ihr winz'gen Wellen,
Ihr wagt's, an Felsenmajestät zu tasten,
Und könnt doch höchstens selbst an ihr zerfchellen!"

So rief's. Ich zitterte. Dann aber fasten
Gedanken meinen Geist, wie sie gebühren
Den Geistern, welche ruhen nicht noch rasten.

Erlahmt die Hand auch, Alles auszuführen,
Was Menschen planen, groß und übermächtig,
So ist's doch Lust, im Innern es zu spüren.

Schwach ist der Menschen Hand, ihr Leib ist schwächig;
Doch in der Kunst sind sie des Erdballs Meister.
Selbst was unmöglich schien, lebt hell und prächtig

Ein ewiges Leben in dem Reich der Geister!

Heinrich Zeise in Friedrichsruh (Lauenburg).

Entsagung.

W

So die Freude des Lebens sich hebt,
Darfst du, Armer, nicht weilen,
Doch wo Schwermuth den Schleier webt,
Dahin magst du enteilen.
Nicht wo im Tanz man sich lustig schwingt,
Ist dein Flag, o Geselle,
Doch wo einsam die Nachtigall singt,
Bist du an richtiger Stelle.

Nicht mit des Lebens mächtigem Strom
Sollst du kämpfen und ringen,
Unter des Himmels einsamem Dom
Magst du sinnen und singen.
Sieh, wie das Weltall in Gluthen schwimmt,
O, welch herrlich Gebäude,
Doch nicht für Jeden auf Erden bestimmt
Ist der Scherz und die Freude.

Lockt die Sirene auch flötend und weich
Durch bezaubernde Töne,
Folge ihr nicht in das schimmernde Reich,
Folge der ernstern Kamöne.
Sie auch bietet dir reichen Ersatz
Hier im irdischen Leben,
Sie auch lehrt dich den höchsten Schatz,
Glück und Zufriedenheit heben.

Nimmer, nimmer, bist du allein,
Sieh, es weben und ranken
Um dich den schimmernden Heil'genschein
Reiche und blüh'nde Gedanken.

Neige dich über den funkelnden Wein,
Und bei Kummer und Schmerzen
Trage des Weltalls Gluthen und Schein
Tief im klopfenden Herzen.

Ernst Ziel in Leipzig.

Ein Glaubensbekenntniß.

(Cantone.)

I

Im Frühroth schritt ich hin am wüsten Strande.
Das Meer war ruhig, feierlich der Morgen;
Die Stirn umfächelten mir laue Lüfte,
Die junge Stirn, noch nicht gesucht von Sorgen.
Und wie ich weiter schritt im Küstensande,
Umglomm schon Purpurgluth die Felsenklüfte.
Wie frische Harzesdüfte
Schwamm's waldher über Wasser, die noch schliefen;
Ein Augenblick — die Sonne war im Prangen
Gluthvoll emporgegangen
Und spiegelte sich in krystall'nen Tiefen.
Da glänzten weit hinaus des Meeres Fluthen,
Die unabsehbar in sich selber ruhten.

Und staunend hingestellt mit dem Gefühle
Der Endlichkeit vor's schrankenlose Bogen
Des Wassers und des Aethers, fühl' ich leise
Ins große All die Seele hingezogen.
Es wich von mir der Erde bange Schwüle,
Und ahnend schweift' ich durch der Schöpfung Kreise.
Wie eines Liebes Weise
Verlang, was mich bewegt in Lust und Schmerzen,
Und plötzlich kam, wie nie so ernst und innig,
Die Frage mir: Wer bin ich?
Da rief mir's Antwort mächtig aus dem Herzen:
Mensch bist du — und der Mensch, vor allen Wesen
Zu höchstem Ringen ist er auserlesen.

O, Mensch zu sein — welch Leben stolzgemuthet!
Der Schöpfung Herr, steht er ob allen Stoffen:
Der Erde Tiefen und der Erde Weiten
Stehn seinen Wünschen, seinen Zwecken offen;
Im Reich der Luft und wo das Weltmeer stuhet,
Weiß er sich siegreich Wege zu bereiten,

Und noch in späten Zeiten,
Wenn längst sein Leib verging im Sarkophage,
Grünt seines Geistes Saat; denn die Geschichte
Errettet jede lichte
Gedankenblüthe aus dem Sturz der Tage,
Und eines edlen Menschen bestes Schaffen
Kann nicht die Welle, die ihn trug, entrafen.

In Götternähe reicht des Menschen Wille:
Prometheustroßig tritt er in die Schranken
Für seines Herzens leuchtende Gebilde.
Heerschaaren sind ihm seines Haupt's Gedanken;
Die führt er glorreich aus des Geistes Stille
Zum Kampfe auf des Lebens Schlachtgefilde.
Da rasseln Schwerter, Schilde;
Da gilt's den Kampf der Massen wider Massen,
Und eh' sein Ideal ihm unterliege,
Wöcht er in höherm Siege
Des eignen Lebens Fadel aus. Gelassen
Kann Größe über Sein und Nichtsein richten
Und, muß es sein, sich lächelnd selbst vernichten.

— Und doch! Bei solcher Höhe welche Tiefen!
Kannst zum Orion du das Haupt erheben?
Wo ist der Mächt'ge, der nicht Sklave wäre?
Es stehn am Ziel von allem Menschenstreben
Auf dunklem Grenzpfahl dunkle Hieroglyphen,
Und hinter ihnen gähnt für uns die Leere.
Auf's Herz fällt mir die schwere
Erkenntniß, daß auf dieses Daseins Firne
Die schmerzlichsten von allen Schmerzen wohnen:
Es sucht durch die Aeonen
Den Göttersonnenstrahl die Menschenstirne —
Die Sonne glüht zu hoch, und sehnsuchtstrunkten
Ist in den Staub des Helden Haupt gesunken.

Was ist das Leben? Ungewisses Hangen,
 Beklomm'nes Athmen zwischen Morgenrauen
 Und Sonnenhingang, eine Wanderstede,
 Von der nicht Anfang ist noch Ziel zu schauen,
 Traumhaftes Zwiellicht, tastendes Verlangen
 Nach Licht, ein Irtsaal halb bewusster Zwecke,
 Ein Fangspiel, drin der fede,
 Hochmüthige Verstand der leichte Ball ist,
 Den ein Verborgner wirft, ein Zwietrachtsäen
 Kampffuchender Pygmäen,
 Von denen jeder, bis er reif zum Fall ist,
 Von einem Riesen lauernd wird begleitet,
 Der Schicksal heißt und unaufhaltsam schreitet.

Wer zählt die grausen Wurfgeschosse alle,
 Die dir das Schicksal schleudert in die Bahnen?
 Gefährlich sind des Bösen Neid und Tücke,
 Und Krieg und Aufruhr nah mit blut'gen Fahnen,
 Und Pest und Siechthum bringen dich zu Falle,
 Und Fluth und Sturm drohn Umsturz deinem Glücke,
 Und leicht zerschellt die Brücke
 Der Freundschaft, und auf schwanken Oceanen
 Schifft zarte Lieb', und Träume ach! verblühen
 In Jugendmorgenfrühen,
 Und Ruhm und Ehre wohnen auf Vulcanen.
 Wie aber all dein Herzeleid sich schlachte,
 Nährt nicht den Genius der Weltgeschichte.

Er wirft dich fühllos in das wüste Leben
 Und gönnt dir, festen Schritts die Menschheit lenkend,
 Nur farge Blicke im Vorüberschreiten.
 Du aber magst, bethrante Wimpern lenkend,
 Schmerzreich den Lüften deine Seufzer geben
 Und maachlos deine Brust in Klagen weiten.
 Wozu solch Grämen, Streiten,
 Wozu solch Müh'n nur um ein Bißchen Leben?
 Es muß dereinst, was unter dieser Sonne
 Sich regt in Weh und Wonne,
 Zurück der Erde die Atome geben.
 Das Herz so weit, so lärmend das Gedränge —
 Vier Breter nur — im Sarg ist's still und enge.

— Wie klein bist du, o Mensch, trotz deiner Größe!
 Dich, Herrn der Schöpfung, doch des Weltgeschickes
 Dummächt'gen Sklaven, dich, gestellt ins Schwanke
 Der Zeit, dich, hohen Geistes, blinden Blickes,
 Den ew'gen Widerspruch von Macht und Blöße,
 Umpinnt mein Geist mit fragenden Gedanken:
 Kann diese Welt der Schranken
 Dein Letztes sein? Wirft du, entrückt dem Staube,
 Der Selbstvollendung reife Früchte pflücken
 Und dich mit Palmen schmücken?
 Propheten schweigen mir — mich labt kein Glaube,
 Und zweifelnd fühl' ich auf die Lippen schweben
 Die dunklen Fragen: Gottheit? Ew'ges Leben?

O du, an den die schlichten Herzen glauben,
 Zu dem die Völker in der Kindheit beten,
 Vor dem in Andacht die Millionen liegen,
 Wohl hab' auch ich zu dir den Pfad betreten,
 Doch folgt' ich nicht der Einfalt sanften Tauben,
 Des Denkens Naren trieb mich's nachzuliegen.
 Wohl weiß ich: nimmer siegen
 Wird' ich auf diesem Weg: Gedankenflügen
 Ward nie zu deinem Antlitz, lichtumflößen,
 Des Sieges Bahn erschlossen —
 Und doch kann mir kein anderer Weg genügen,
 Ein Licht zu finden in den Finsternissen;
 Denn wo ich glauben soll, da muß ich wissen.

Dich wissen, dich, und ob nach diesem Leben
 Ein anderes dem Menschen ist beschieden,
 Wo ihm die Sonnen der Erkenntniß tagen —
 Die Kunde würd' ins dämmernde Hienieden
 Lichtstrahlen werfen und die Antwort geben
 Auf seiner Widersprüche Räthselfragen.
 Doch ewig zugeschlagen
 Bleibt uns des Jenseits Buch. Erwählte lesen
 In Wehestunden deutungsreiche Lettern
 Auf losgeriss'nen Blättern,
 Doch sie auch sehn nur Schatten, nicht das Wesen,
 Und werden's satt, im Dämmerlicht zu streiten
 Und sehnen sich zurück in Dunkelheiten.

Die Menschheit suchte Gott von Anbeginn:
 Die Pyramidenhüter, der Hellenen
 Und Romas Weise hoben kaum den Schleier,
 Der stets ihn barg: Jung blieb das Völkersehnen;
 Denn was vom Gott klang in die Menschenfinne,
 War wie ein leiser Hauch aus fernem Leier.
 Mit heilig dunkler Feier
 Verehrt die Welt den Tiefgeheimnißvollen;
 Ihm weihen Heide, Jud' und Christ Altäre —
 Vieldeutig blieb die Lehre,
 Und Mancher wandt' sich ab mit finstern Grollen.
 Gott lebt ein Räthsel bis an's Ziel der Tage;
 Denn alle Offenbarungen sind Sage.

Weisheit ist Stückwerk; Wissen ist nur Ahnen.
 Ach! unsrer Seele Flammendurst zu stillen
 Im Schauen höchsten Seins, im Gotterfassen
 Ist uns versagt durch einen höhern Willen.
 Es will die Gottheit auf den Erdenbahnen
 Das Sonnenhaupt sich nicht enthüllen lassen.
 So ist denn — lern' dich fassen,
 Mein Herz! — des Lebens Schlüssel uns verloren,
 Das Suchen ewig: Nacht und öde Leere
 Gleich uferlosem Meere
 Umfängt uns rings — und Weise werden Thoren;
 Denn antwortlos fragt Einer stets den Andern,
 Woher, wohin, weshalb, wie lang' wir wandern.

Und weil ich das erkannt, wohlta! so will ich
 Das Schau'n, das mir versagt ist, nicht erstreben,
 Nein, in Entsagung mit geruh'gen Sinnen
 Als ein gelass'ner Blinder gehn durch's Leben.
 Der Menschenbrust, zu guten Werken willig,
 Bleibt viel auf diesem Stern noch zu beginnen.
 Es geht kein Mensch von hinnen,
 Der ganz vollbrachte seine Erdenendung.
 Im ew'gen Rath ist uns das Loos gefallen,
 Raftlos zum Licht zu wallen
 Durch Weh und Qual, durch Irthum und Verblendung.
 Drum gib't's zu helfen viel und viel zu klären —
 Zu trocken bleiben uns noch tausend Jähren.

Gut sein und mannhast — höchste Lebenskrone,
 Selbst Bettlerstirnen königlich zu schmücken!
 O, ringt danach mit ruhelosem Streben,
 Die Brüder all, die theuern, zu beglücken!
 Fragt selbstlich nicht nach eurer Thaten Lohne —
 Sich selbst veredeln, das heißt wahrhaft leben.
 Warum die Schwing' erheben
 Zu pfadlos nebelhaften Wolkenflügen?
 In diesem Sein voll weifenlosen Scheines
 Ist weifenhaft nur Eines —
 O, das ergreift, als ob's mit Flammenzügen
 Ein Gott euch täglich in die Seele schriebe: —
 Des Menschen Höchstes ist die Menschenliebe.

Agave.

Dramatisches Gedicht

von

S. H. Mosenthal. *)

Pentheus, König von Theben.
Agave, seine Mutter.
Orpheus.
Dionysos.
Apollon.

Männer und Frauen von Theben. Gefolge des Dionysos.

Scene:

Das waldige Haupt des Kithaeron bei Theben. Mondnacht, Morgenrauen.

Agave.



Töchter ihr des siebenthorigen Thebens,
Kadmoskinder, die ihr der Kadmostochter
folgt, Agave, des großen Echion Gattin,
Thebens Königs, der zu des Hades Schatten
Nieder sank und den Herrscherstab dem Sohne
Lies, dem geliebten, Pentheus, meinem Sproßling,
Töchter Thebens, schaaert euch um eure Herrin
Hier auf des Kithaerons waldigem Gipfel,
Bis sich Phoebus zeigt, mit den goldnen Rossen
Von der Hyperborea eis'gen Küsten
Steuernd zu dem Lorbeerumgrüntem Delphi;
Dann erhebet die Hände, mit Flehgefängen
Grüßet den Gott des Lichts, den ewig reinen
Makellosen von ird'schem Staub, den holden
Phoebus Apollon!

Chor der Frauen.

Phoebus Apollon!
Blondgelockter Gott mit dem goldnen Bogen
Sei uns gewogen!
Der aus Leto's heiligem Schooß entstammt,
Den der Strahl des himmlischen Lichts umflammt,
Das er segnend über die Erde gießt,
Sei uns gegrüßt!

Agave.

Delos' öde Klippe starrt in den Bogen,
Leto, irrend, findet dort Asyl,
Sieben Schwäne kommen herangezogen
Tragend Hermes' stummes Saitenspiel:
Da erglänzet von Gold die öde Klippe,
Fris neigt die Palme der Mutter zu,
Legt den lächelnden Sohn ihr an die Brüste,
Und das himmlische Auge öffnest du!
Da erklingt die Feier, die Luft durchschallen
Süße Töne der jubelnden Nachtigallen,
Lorbeer grünet und duftige Blütenflocken
Streut die Zephyr in die ambrosischen Loden,
Und du richtest dich auf und greiffst zum Bogen
Licht verkündend der Welt, dem du entstammt;
Da! du nahest, dein strahlendes Auge flammt!
Phoebus Apollon! Sei uns gewogen!

Chor der Frauen.

Phoebus Apollon!
Blondgelockter Gott mit dem goldnen Bogen
Sei uns gewogen!

(Die Sonne geht auf.)

Chor der Jäger.

Bacch! Bacch!
Im Thau der Morgenlüfte
Jaget zur frischen Pirsch!
Treibt durch Kithaerons Klüfte
Den Eber und den Hirsch!
Schmettert durch das gewundene Horn
Den schallenden Bacch!
Hehet durch Wald und Busch und Dorn
Die Meute mit scharfem Zahn,
Schnellet den Pfeil vom Bogen,
Die Beute ist uns gewiß,
Du Göttin sei uns gewogen,
Du keusche Artemis!
Bacch! Bacch!

Pentheus.

Der kühle Thau der Nacht
Wie stärkt er Herz und Glieder,
Die keusche Göttin lacht
Durch Wipfel auf uns nieder.
Durch Wipfel auf uns nieder.
Des Mondes Silberbogen
Leuchtet auf ihrem Haupt.
Voran! und frisch gezogen,
Wo dicht der Wald belaubt,
Wo lockende Najaden
Im Mondenscheine baden
Ihr goldgewelltes Haar.
Vorüber! junge Schaar!
Die Hindin pfeift, der Eber bellt,
Den Bogen spannt, die Pfeile schnellt!
Zur frischen Jagd gezogen!
Die Beute ist uns gewiß!
Die Göttin ist uns gewogen,
Die keusche Artemis!

Chor.

Schnellet den Pfeil vom Bogen u. s. w.

Pentheus.

Dort legt die Beute auf den Rasen nieder!
Doch wen erblick ich? Hoher Frauen Chor,
Die Hände heben stehend sie empor,
Phoebus, dem Strahlenden, ertönen ihre Lieder.
Es ist die Königin, hochheilig, meine Mutter
Agave ist's! in Ehrfurcht weicht zurück!

Agave.

Ihr Töchter Thebens! Wen gewahrt mein Blick!
Pentheus! mein Sohn!

*) Alle Autorenrechte vorbehalten.

Pentheus.

Heil dir, erhabne Frau!

Chor.

Der Mutter und dem Sohne Heil und Freude!

Agave.

Sei mir gesegnet, du, mein geliebter Sohn!
Du dienst der keuschen Göttin des Mondenlichts,
Wie ich dem reinen Gott der Sonne.
Laß uns die Kinder der Leto grüßen!
Die hocherhaben über der Erde Staub
Die Seele, frei von irdischer Leidenschaft
Zu reinen Himmelsphären tragen,
Ueber der Menschheit niedres Weben!

Pentheus.

Erhabne Mutter, Tochter aus Kadmos Stamm,
Verwandt den Göttern! Sieh mich gebeugt vor dir,
Und deiner Seele reiner Klarheit,
Drin sich Apollons Auge spiegelt.
Der keuschen Tochter Leto's, dem hehren Sohn
Phoebus Apollon, himmlischen Lichtes Quell,
Sei meines Herzens ganze Ehrfurcht,
Thebens Opferaltar geweiht.

Agave.

Dem Schwure leuchtet freudig Apollons Strahl,
Erheb die Hände, Sohn, und gelob es laut:
Den Kindern Leto's sei auf ewig
Thebens Opferaltar geweiht.

Agave, Pentheus, Chor.

Hört es, Geschwister, leuchtend am Himmelszelt,
Vernehm den Eidswur, den euch der König beut:
Euch, lichten Göttern, sei auf ewig
Thebens Opferaltar geweiht.

Orpheus.

Halt ein, o Königin! Versuche nicht
Mit unvorsicht'gem Eid die hohen Götter!
Denn furchtbar zürnen die Unsterblichen
Dem, der den Zoll der Ehrfurcht ihnen weigert,
Und rächen grausam ihr getränktes Recht.

Ich hab die Macht der Himmlischen empfunden,
Als mir ihr Zorn das Theuerste entwandt!
Als Eurydike mir der Tod umwunden
Und sie entführte in der Schatten Land!
Gerührt durch meine Thränen, meine Lieder,
Gab sie der Hades selber mir zurück,
Frohlockend schon umfaßte sie mein Blick —
Und in das Reich des Todes sank sie wieder,
Denn unerbittlich waltet das Geschick!
Drum hüte sich der Mensch mit stolzen Reden
Der ew'gen Götter Einen zu befehlen!

Agave.

Wie, edler Sänger, zeihst du mich der Schuld,
Der hohen Götter Einen zu verlegen?
Altäre rauchen ihrer ew'gen Huld
Und opfern ihren heiligen Gesegen;
Wer von den Himmlischen entbehrt je
Zu Theben seine reine Opferflamme?

Orpheus.

Der junge Gott aus deinem eignen Stamme
Dionysos, der Sohn der Semele.

Agave.

Ich kenn' ihn nicht!

Chor.

Sprich, hoher Seher, sprich!
Der junge Gott, wie offenbart er sich!

Orpheus

(mit steigender Ekstase).

Vom Götterstrahl des Lichts empfangen
Aus dunkler Erde Mutterschooß,
Ringt sich mit heißem Gluthverlangen
Der junge Gott zum Lichte los,
Der Erde Pulse sie durchbeben
Sein Herz mit wunderbarem Leben,
Es schwillt die Frucht von süßer Kraft,
Die Taube füllt der Purpurfaß;
Der irdsche Stoff, dem wir entflammt,
Wird von des Himmels Gluth entflammt;
Ein süßer Tummel füllt die Brust
Mit neuer Gluth und Berdelust,
Fortzaubernd Erdenleid und Schmerz
Durchloht der Gott das Menschenherz!
Lyaeos, der Erlöser, heißt
Der Gott, den nun die Erde preist!

Chor.

Lyaeos, der Erlöser heißt
Der Gott, den nun die Erde preist!

Agave.

Mag Thracien mit seinen Söhnen
Dem neuen Gott der Erde fröhnen,
Was gilt er uns? Wir sind ihm gleich:
Ein Sohn ist er aus Kadmos Reich!
Wie Semele — so bin auch ich!
Gebab sie ihn, gebar ich dich!
Mein Pentheus, königlicher Sohn,
Du thronst auf seiner Väter Thron!
Den lichten Göttern dienen wir —
Nicht dem, der erdenstammt wie wir!
Nie wird sich dieses Knie ihm beugen,
Dem wilden Tummel sprech' ich Hohn!
Dich, Phoebus, ruf ich an als Zeugen!
Nie beug' ich mich Semelens Sohn!

Pentheus.

Dich, Phoebus, ruf ich an als Zeugen!
Den Eid, o Mutter, wahrst dein Sohn!
Nie soll sich dieses Knie ihm beugen,
Dir, Dionysos! sprech' ich Hohn!

Orpheus.

Weh euch! die Cumeniden zeigen
Sich meinem Seherauge schon!
Weh euch, die sich dem Gott nicht beugen,
Vernichtung trifft den frevlen Hohn!

Chor.

Was rauscht durch des Kithaeons Zweigen
Mit brausend schandervollem Ton!
Weh uns, der Gott wird sich uns zeigen,
Es rächt sein Grimm den frevlen Hohn!

Chor der Bacchanten

(mächtig bewegt).

Evoë, Evoë, preiset den Gott,
Den Freudenbringer,

Den Schmerzenbezwinger,
Dyaeos, den dunkelgelockten preist!
Kränzt euch, ihr Götter, mit Veilchen und Rosen,
Den Gott des Jubels, den Sorgenlosen,
Feiert mit uns!
Der Wonne kredenzt im ambrosischen Wein,
Pauken und Flöten, schallet darein!
Evoë! Evoë!

Dionysos.

Auf der Freude goldnen Schwingen
Staubgeborne, steigt empor!
Laßt den Dithyrambos klingen,
Mich ergötzt der Jubelchor,
Von des Indus gelben Bogen
Zu Atlantis' blauem Strand
Kommt der Freude Gott gezogen,
Schwingt den Thyrsos in der Hand!
Und gerührt von irdischem Leide
Beut er euch den goldnen Wein,
Und erfreut sich eurer Freude;
Frühlingsjubel ziehe heute
Jauchzend in die Herzen ein!

Chor der Bacchanten.

Evoë, Evoë! stimmt ein!
Preiset den Gott, den Freudenbringer,
Den Schmerzenbezwinger,
Der uns kredenzt den goldenen Wein!

Dionysos
(zu den Thebanern).

Was zögert ihr in starrem Träumen?
Erkennt ihr nicht Semelens Sohn?
Hier unter diesen finstern Bäumen,
Verhallt des Dithyrambos Ton.
Den Thyrsos schwing' ich! Dunkle Fichten
Verwandelt euch in Nebengrün,
Schmückt euch mit Trauben, purpurlichten,
Aus Epheuranen, saftig dichten,
Laßt junge Frühlingsblumen blühen!
Seht dort! Die goldne Traube schwillt!
Die Kelter preßt, die Schale fällt!
Mit Flötenspiel und Paukenklang
Stimmt an den Auferstehungsang!

Chor der Thebaner und Thebanerinnen mit den Bacchanten,
in beschleunigter Bewegung.

Seht dort! die goldne Traube schwillt,
Die Kelter preßt, die Schale fällt!
Mit Flötenspiel und Paukenklang
Stimmt an den Auferstehungsang:
Evoë Evoë! stimmt ein!
Preiset den Gott, den Freudenbringer,
Jauchzet dem Gott, dem Schmerzbezwinger,
Der uns kredenzt den goldenen Wein!
Evoë! Evoë!

Agave.

Haltet ein!
Nimmer sollst du,
Gott des Taumels,
Kadmos' Tochter,
Thebens König
Deinem freyen Dienste weihn!
Deinem Ahn sind
Wir entstammt:
Kadmos' Enkel
Gleich wie du!

Gott Apollon ist mir Zeuge,
Leto's lichtumflorner Sohn,
Daß ich nie vor dir mich beuge,
Deiner Gottheit sprech' ich Hohn.

Orpheus.

Weh verstumme!

Dionysos.

Staubgeborne!
Zeus' Erzeugter steht vor dir!

Agave.

Kadmos' Enkel, so wie wir!

Orpheus.

Königin!

Dionysos.

Sink auf die Knie!

Agave.

Vor Semelens Sohne! Nie!

Orpheus.

König!

Pentheus.

Nein! Agave's Sohn
Spricht dem Gott des Taumels Hohn!

Orpheus.

Weh! des Gottes Brauen wettern!
Staubgeborne! Dient den Göttern!

Agave.

Fluch dem Gott der Nasereien!
Fluch dem Dienst, den er gebracht!

Orpheus und Chor.

Sohn des Zeus, kannst du verzeihen!

Dionysos

(mächtig).

Fühle denn des Gottes Macht!

(Er verhäßt sie mit dem Thyrsos.)

Agave.

(Dithyrambos.)

(Der immer weiter gesteigerte Gesang wird vom Chore mit einzelnen
Ausrufungen: „Evoë,“ dann mit Wiederholung einzelner Verse und
Versgruppen begleitet.)

Was zuckt durch das Herz, wie ein glühender Strahl,
Was lobert durch Hirn mir und Nerven!
Wie die Erde bebt, wenn der Feuertgott
Das innerste Mark ihr erschüttert.
Was loht hellauf! mänadische Wuth!
Der verwirrende Taumel der Gottheit!
Den Thyrsos gebt, die Schale kredenzt,
Den ambrosischen Trank des Dyaeos!
Dyaeos? Nein! Gott Bromios ruft!
Die lärmende Gottheit des Taumels!
Schlägt wirbelnde Pauken und laut aufjauchzt
Dithyrambischen Jubel der Gottheit!
Auf fleckigem Pardel zieht er einher,
Auf dem Leu'n, dem mähenumwallten,
Untanzt von der Böcke gehörnter Schaar
Von Satyrn unschwärmt und Dryaden.
Von Jubelkünden erschallet der Wald,
Laut kündet es Echo den Lüften:
Erlöst ist die Erde vom Schlummer der Nacht,
Zeus' Urstrahl hat sie empfangen.

Aus dem Schooße springt aufjauchzend der Sohn,
Der unsterbliche Sohn Dionysos,
Der Bringer der Freude, der Spender des Weins,
Der Vergessenheit Gott und des Taumels!
Ihm nach! Ihm nach im Triumphzug rast
Mit fliegendem Haar mit Ephen bekränzt,
Schlagt wirbelnde Pauken und laut aufjauchzt:
Ewo! dem Gott Dionysos!

(Der Dithyrambos, vom Chor begleitet, hat seine Höhe erreicht und verhallt, von den Bacchanten gesungen, während des Folgenden.)

Pentheus.

Halt! Mutter! halt ein! Nicht folge dem Zug
Der taumelverrückten Mänaden.
Gedenke des Eids! Mit dem ehernen Speer
Sonst hemm ich den Weg dir gewaltsam!

Agave.

Wer hemmt den Weg der begeistertsten Braut
Des rebenumkränzten Ivaos?
Ein Eber ist's, aus Aetoliens Schlucht,
Ein Eber mit dräuenden Hauern.
Den Speer gebt her! So stoß ich ihn tief
In die Brust dem zottigen Uthier;
Es raucht sein Blut als Opfer empor
Dem beleidigten Gott Dionysos!

(Sie erschüt Pentheus.)

Orpheus.

Wehe! Rasende! was thust du?
Pentheus ist's, dein eigener Sohn,
Weh! von deinem Speer getroffen,
Unglückselige! sinkt er hin.

(Paus.)

Pentheus.

Mutter! Mutter!

Agave.

Welche Stimme!
Pentheus! Pentheus! Ewo'ge Götter!
Weh mir, was hab' ich gethan!

Orpheus, Chor.

Wehe! wehe! Thebens König
Ziel durch seiner Mutter Hand!

(Paus.)

Agave.

Was steht ihr starr um mich, ihr Töchter Thebens?
Blickt her! so straft der Unnahbaren Zorn

Die Sterbliche, die ihrer Macht getroht!
Und nun — was nun? ihr triumphirt, ihr Götter!
Da liegt mein Alles todt, mein Sohn, mein König!
Und hilflos faß' ich seinen starren Leib
Und kann ihn nicht in's Leben wieder küssen —
Mit meinen Thränen weck' ich ihn nicht mehr!
So macht ein Ende! Du, Phoebus Apollon,
Send' einen Pfeil in dieses Mutterherz
Und laß es brechen auf dem Grab des Sohnes!

Chor

(alle.)

Erbarmt euch ihr Himmlischen
Der unglücksel'gen Mutter!

(Sanites, beruhigendes Vorspiel.)

Apollon.

Du schwer Getroff'ne
Vom Zorn des Gottes,
Erbarmen weckt mir
Dein tiefes Weh!
Erlösend wandl' ich
Dich, o Agave,
Ersprieh' als Pflanze
Aus diesen Klüften,
Die deine Thränen
Und deines Sohnes
Herzblut bethaut!
Mit starren Blättern,
Düster grünend,
Rage empor
Aus einsamen Felsen,
Und einmal nur
Im Lauf des Jahrhunderts
Erblühe dir
Die duft'ge Blume,
Grüßend das Antlitz
Des Sonnengottes!

Schlusschor.

Dienet in Demuth
Gnädigen Göttern!
Fromme Verehrer
Schirmet ihr Schutz!
Störrige Sterbliche,
Thörichten Troges,
Donnern sie drohend,
Grollenden Grimmes,
Zum Hades hinab!

Nachbarskinder.

Skizze

von

Elise Polko.



Wie war die glücklichste junge Mutter weit und breit, jene reizende blonde Frau des Banquiers in der breiten Straße, das verwöhnte Kind des Reichthums, — das meinten damals alle Leute, die dem großen Hause gegenüber wohnten, an dessen Spiegelscheiben sie mit ihrem Knaben auf dem Arm so oft erschien, als wolle sie ihn der ganzen Welt zeigen. — Die fleißige junge Lehrersfrau im düstern Parterrezimmerchen drüben ließ jedesmal ihre Arbeit in den Schooß sinken und gönnte ihren Augen die Erholung an jener schlanken Gestalt in Spitzen und Seide, und noch mehr an dem rosigen blonden Kinde, das immer mit den runden Händchen an die Scheiben patschte, oder gar der Mutter in die Locken fuhr und das kostbare Brüsseler Häubchen, das sie trug, unbarmherzig zerzauste. Ein paar hundert Gulden wurden oft mit einem einzigen fähnen Griff geopfert. Ueberhaupt zeigte der Kleine von allem Anfang an eine besondere Vorliebe für die Zerstörung der kostbarsten Dinge. „Ein Communist steckt in ihm,“ seufzte der Vater zuweilen. — Einmal hatte er gar ein Perlenhalsband zerrissen und aus der offenen Balkonthür die unschätzbaren Perlen auf die Straße hinabrollen lassen. Die junge Mutter hatte freilich nur dazu gelacht. Was kümmerte sie solcher Verlust? — Es gab andere Perlen genug in der Welt, und ihr Mann war ja jeden Augenblick bereit, ihr ein anderes, noch schöneres Halsband zu schenken. Legte er doch fort und fort Spitzen, prächtige Stoffe und blitzenden Schmuck zu ihren kleinen Füßen opfernd nieder, wie man dergleichen schon als Mädchen ihr dargebracht. Sie war eben in der Atmosphäre des Reichthums aufgewachsen — es war ihre eigentliche Lebensluft. Wie Andere gewohnt waren zu sparen, ängstlich zu rechnen, so mußte sie verschleudern mit immer vollen Händen, — freilich zuerst für sich, dann auch — gelegentlich für Andere. Ihr Leben war „eine Reihe von schönen Tagen“ gewesen, — sie fand es vielleicht eben deshalb dann und wann herzlich langweilig und suchte Zerstreuung. Eine Art von geistiger Verwandtschaft bestand wohl zwischen ihr und jenem rührenden Typus unwissender verwöhnter Frauen, der reizenden kleinen Dora des Charles Dickens, nur kümmerte sich jene doch immerhin nach bestem Wissen und Gewissen um ihren jungen Haushalt. Sie kaufte freilich stets das Theuerste und Unbrauchbarste, aber sie meinte doch wenigstens das Billigste und Nützlichste anzuschaffen. — Die reiche Frau aber kaufte nur, was ihr gefiel, und es gefiel ihr stets das Kostbarste. Für ihren Haushalt ließ sie ihre Wirthschafterin und ihren Koch sorgen, für alles Andere ihre zahlreiche Dienerschaft. Von der Last der Armuth, von dem täglichen stillen Ringen und Kämpfen Tausender um sie her, hatte sie nur einen dunkeln Begriff und hätte gewiß, wie einst die unglückliche Marie Antoniette, wenn man ihr von dem Mangel an Brot für eine hungernde Menge erzählt, ganz erstaunt gefragt: „Warum essen denn die thörichtesten Leute nicht kleine Kuchen? Sie sind ja so billig!“ —

Die junge Lehrersfrau drüben dachte zuweilen darüber nach, wenn sie Sonnabends ihr Ausgabebuch seufzend zusammenrechnete, während ihr Mann zur Erholung Melodien suchte auf dem alten Spinett, — wie viel wohl der Haushalt gegenüber kosten könne, aber ihre Phantasie vermochte trotz aller Anstrengung keine Summe festzustellen, und das Resultat dieses Grübelns war stets ein Rechenfehler von einigen Pfennigen. Sie freute sich einstweilen, daß die vielen Feste und Bälle aufgehört hatten; ihr armer halskranker Mann, der immer bis spät in die Nacht hinein über den Schreibheften seiner Schüler saß und dann eine ungestörte Ruhe brauchte, wurde bis zum Fieber von den wirren Klängen aufgeregt. — Aber gar lange währte jene wohlthuernde Pause doch nicht, das alte Treiben begann von Neuem in dem schönen Hause, und die großen Fenster warfen ihr Kerzenlicht fast jeden Abend bis gegen den Morgen hin auf die Straße, die Wagen rasselten her und hin, und in dem brennenden Kopfe des jungen Lehrers wirbelten die lateinischen Vocabeln einen tollen Tanz bei der Musik, die da drüben aufspielte. — „Wie nur das Kind dabei schlafen kann?“ fragte oft die junge Lehrersfrau. „Wenn sie mir's doch herüberschickten!“

Zu ihrem Kummer erschien die vornehme Nachbarin immer seltener und flüchtiger mit dem heranwachsenden Knaben am Fenster, — sie litt auch nicht mehr, daß seine Hände die kunstvolle Frisur zerstörten, und die Wärterin stand allezeit bereit, den wilden Buben in Empfang zu nehmen. „Wie konnte man nur solch ein Kind fremden Händen überlassen?! Wer es doch nur einmal hätte tüchtig abklüffen dürfen! — Welch ein Himmelsgeheimniß solch ein kleines Ding doch sein mußte!“ — Das Kind war das Einzige, um das sie die reiche Frau da drüben still und heiß beneidete. Ach nein, — doch noch um ein Anderes — um das kostbare Instrument, das man eines Tages vor ihren Augen in das Haus getragen. Ein Freudenruf ihres Mannes hatte sie darauf aufmerksam gemacht. „Sieh, Clara, welch ein prachtvolles Clavier. Das wäre doch das Höchste, was ich mir auf der Erde wünschen möchte!“

„Das Höchste, Adolf?! Freue dich!“

Er trat zu ihr und neigte sich, um ihr schönes braunes Haar zu küssen. —

„Du hast Recht, es gibt heiligere Wünsche — vor Allem die Gesundheit. Aber es müßte doch ein Labial ohne Gleichen sein, ein solches Ding singen zu hören unter seinen Fingern! Ob wir's jemals dahin bringen könnten?“

„Wir werden uns ein Lotterielos ersparen, und dann das große Loos gewinnen!“ tröstete sie. — Und mit diesem Troste verjuchte er denn geduldig Tag für Tag den Staub und die Hitze einer engen überfüllten Schulstube und alle heimlichen Kränkungen und Aergernisse vor seinem alten Spinett zu vergessen, das eine eben so kranke Stimme hatte wie er selber. —

Am Tage nach diesem kurzen Gespräch war es, als der reiche Hausherr von dem Börsenberichte aufblickend fragte: „Hast du deinen neuen Flügel schon probirt, mein Engel?“

„Nein — ich schlug ihn nur auf, — er steht so hübsch aus, — ich hatte noch keine Zeit!“ antwortete die reizende Frau und vertiefte sich wieder in die neuesten Pariser Modenberichte. —

„Aproposito, Theuerster,“ setzte sie nach einer Weile hinzu und blickte ernsthaft zu ihrem Manne hinüber — „was soll denn unser Knabe werden? Es ist hohe Zeit, darüber nachzudenken, er wird drei Jahre alt. Er hat gewiß eine Fülle von Talenten, aber es gilt jetzt, sie zu entdecken und auszubilden. Mein Kind soll kein Kaufmann werden, der ewig rechnet und zählt. Entweder ein schöner Gardeoffizier oder ein berühmter Künstler!“ —

„Nun, ich denke, es dürfte das Beste sein, unsern Sohn selber darüber zu befragen,“ lächelte er. —

In diesem Augenblick drang ein wirres musikalisches Geräusch aus dem Musiksalon. Schrille, mächtige undefinirbare Accorde, ein seltsames Säusen und Brausen wogte und wallte daher. Die schöne Frau erhob sich erschreckt und öffnete die Thür. —

Welch ein reizender Anblick: da stand der blonde Abgott des Hauses auf den Tasten des neuen Instruments, in dem leichten Costüm, in welchem er den Händen der Wärterin entschlüpfte, die eben im Begriff gewesen war, das große Werk der ersten Toilette an ihm zu vollenden. Die beiden Händchen stemmten sich auf den zurückgeschlagenen Deckel, das Köpfchen wendete sich in übermüthigem Lachen, die rosenrothen nackten Füßchen aber machten auf den breiten weißen und schwarzen Tasten die gründlichsten und unermüdblichsten — Pedalstudien.

Der Vater lachte: „Da hast du die Antwort, meine Theure, — unser Sohn wird ohne Zweifel ein Orgelvirtuose.“

„Orgelvirtuose — wie Bach?! Nun das wäre schon etwas,“ antwortete sie lebhaft, noch immer in den Anblick des Knaben versunken. „Aber ich sehe Höheres in diesem Zeichen: ich wette, unser Sohn wird ein Componist, ein zweiter Mozart werden. Hörst du nicht, daß es wunderbare Melodien sind, die er stampft?! Hat man jemals Aehnliches gehört?! Es ist eine Art zukünftiger Sphärenmusik, lieber Richard! O wie will ich dies Talent hegen und pflegen, Niemand soll mir mein Wunderkind in das Joch des Lernens spannen. Frei und ungehindert soll er seine Flügel regen und sich entwickeln, um dereinst die Welt zu durchziehen als — Genius der Musik.“ —

* * *

Einem jeden Menschenleben ist seine Tonart und sein Tempo vorgezeichnet, ein jedes Dasein hat seinen bestimmten Rhythmus und Charakter; gar manches fliehet dahin wie ein Andante von Haydn, wie ein frommer Choral von Bach, — manches braust vorüber wie der letzte Satz der Appassionata von Beethoven, ein anderes ist kurz und glänzend wie eine Melodie von Mozart; manches gleicht einem Nocturno Chopin's, manches einem lustigen Tanz — die meisten sind voll Schumann'scher Vorhalte, die ärmsten voll von Dissonanzen, die sich erst in dem Schlußaccord, der Todesstunde, lösen. —

Das Dasein jener reichen Frau war zum Glück eine Mozart-Melodie, sie endete fröhlich zur rechten Zeit. Man trug sie hinaus in den stillen Garten des Schlafes, ehe die eiserne Hand des Schicksals mit schweren Schlägen an ihre Pforte klopfte. — Ihr Grab war längst schon mit dichten Ephen übersponnen, als das reiche Haus mit einer grellen Dissonanz zusammenbrach und der stolze Herr dieses Hauses durch Selbstmord endete. Sie erlebte es nicht, daß der Abgott ihres Herzens, den sie bis zum zwölften Jahre verziehen durfte, der künftige große Componist, als der wildeste Verschwender und größte Taugenichts genannt wurde, bis er eines Tages, kurz vor dem Fall des Hauses, mit einer Kunstreitertruppe verschwand. — An den Parterrefenstern war er täglich vorübergestreift und hatte lachend hineingehaut und genickt, auch in tollem Uebermuth wohl einmal eine Hand voll Rosen hineingeschleudert, nach denen dann ein kleines braunlockiges Mädchen jubelnd griff. Später hatte dies Kind gar oft an der Thür gestanden, wenn

er seine Pferde bestieg, um ihm halb ängstlich, halb voll Bewunderung nachzuschauen, wenn er dahin jagte. —

Das war schon lange her. Niemand gedachte mehr seiner und des reichen Hauses, das man in eine Fabrik umgewandelt hatte; nur die kleine blasse Lehrersfrau, deren Haar schon Silberfäden durchzogen, legte zuweilen einen Feldblumenstrauß auf den vergessenen Hügel ihrer Nachbarin, wenn sie einen Kranz auf das Grab ihres Mannes trug. Ein schlankes, heranwachsendes Mädchen schwebte dann neben ihr her wie eine weiche graziose Nachtbegleitung zu einer schlichten Melodie: das Kind der Wittve. Viele Thränen hatte die Ueberlebende um den Heimgegangenen geweint, aber sie gönnte ihm doch im Grunde des Herzens die selige Ruhe. Brauchte er nun doch nicht mehr zu reden und mit der schwachen, kranken Stimme Tag für Tag die lärmende Schaar zu übertäuben versuchen und nicht mehr bis tief in die Nacht mit den todmüden Augen über den Vocabeln zu hängen. — Und das Lotterielos hatten sie sich doch trotz aller Anstrengung und heimlicher Opfer nicht erspart, und so nahm der Sterbende denn seinen großen Wunsch mit ins Grab. — „Die Sphärenmusik dort oben wird schöner sein als alle Instrumente der Welt,“ hatte er noch leuchtenden Blickes gesagt, — „mir ist, als hörte ich sie schon aus weiter Ferne herüberklingen, — betrübe dich nicht, daß wir das schöne Clavier nicht kaufen konnten! Unser Kind wird glücklicher sein als wir!“ — Das Kind war ja der Sonnenschein in seinem und seines Weibes Leben; ihre lachensfrohe Stimme sang ihm Volkslieder, und die kleinen Hände fanden sich so schnell, unter seiner Leitung, auf den schwarzen Tasten des summanden Spinetts zurecht. — „Sie wird ihr Glück machen durch die Musik!“ das war sein letztes heiteres Hoffen vor dem feierlichen Fane seines Lebens-Nocturnos. —

Eine Musifernatur steckte in der That in dem Kinde; sie wurde nach dem Tode des Vaters die beste Schülerin des Stadtcantors, und ihr reizendes Talent und ihre anspruchslose Lieblichkeit brachte ihr auch ein „Glück“ — wie es der Vater für sie prophezeit, — die Liebe eines edlen Mannes, der sein junges Weib wie ein Kleinod auf den Händen trug. Und was der Todte sich vergeblich ersehnt, es stand in dem reizenden Stübchen seines Kindes: ein schönes Clavier. Mit welchem dankbaren Entzücken spielte sie nun alle die Lieblingsmelodien des Todten, und mit welcher tiefen Bewegung lauschte dann die Mutter, die bei ihrem Kinde ein trautes sorgenloses Heim gefunden.

An einem Frühlingstage aber geschah etwas Wunderbares. Es war am Geburtstag des Todten, — draußen grünte und blühte der Mai, — goldener Sonnenschein lag auf allen Landen. Die junge Frau spielte eben die zauberische Frühlingssonate Beethoven's — da schrillten von der Straße die grellen Klänge eines verstimmtten Leierkastens herüber. — Eine Weile versuchten die zierlichen Frauenhände die fremden Töne zu übertäuben — immer rascher fielen die Blüthen der Beethoven'schen Klänge nieder — es war vergebens, es ließ sich nichts zudecken. Immer martervoller ächzte es da draußen. „Hört auf — ich bitte Euch!“ rief endlich die Spielerin und eilte hinaus. — Da stand der musikalische Störenfried, ein kräftiger Leiermann im grauen Hut, mit Gleichmuth seine stotternde Orgel drehend. — Da haben sich die Beiden sehr lange und verwundert angeschaut — — längst vergangene Zeiten wurden in den Seelen Beider lebendig. — Zitternd legte dann die junge Frau eine reiche Gabe in die Hand des wandernden Musikanten: — — die Nachbarskinder hatten sich erkannt. —

Blau und bewegt drückte später die Tochter ihr blühendes Gesicht an die Brust der Mutter mit der Beichte: „Ich habe den wilden Hans wiedergesehen!“ —

Und die Erinnerung an diese Begegnung des einst so schönen, stolzen Nachbars blieb die einzige leise Dissonanz in dem harmonischen Fluß eines glücklichen Frauenlebens.



Gen. v. Kommerhof

Dissonanzen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Lachendes Leben.

Novelle

von

Ludwig Habicht.



„Du wirst mir also morgen deine Freundin mitbringen?“
„Ja wohl, Herr Professor.“
„Ich sagte dir schon, daß ich noch nicht, wie mein Oheim, diese hohe Ehrenleiter erstiegen habe. Ich heiße einfach Otto Wellenberg. Hoffentlich wirst du mir nicht untreu, weil du dich nicht mehr rühmen kannst, einem Professor Modell zu sitzen?“ und der junge Maler stieß sein glückliches, übermüthiges Lachen aus, das sich so trefflich mit seinen vierundzwanzig Jahren und seinem frischen, von blühender Jugend und Lebenslust strotzenden Gesicht, vertrug.

Das junge Mädchen senkte nur erröthend, statt aller Antwort die langen Wimpern zur Erde, und wie es jetzt da stand, war um die hohe, schlankte Gestalt, mit dem feinen lieblichen Antlitz, etwas Madonnenhaftes gebreitet; obwohl es den scharfen Augen des Künstlers nicht entging, daß dieser madonnenhafte Ausdruck bereits etwas an Schablonenhaftes erinnerte. War doch die Kleine von seinem Oheim vorwiegend nach dieser Richtung hin als Modell benutzt worden.

„Ist aber deine Freundin so schön, wie du behauptest?“ fragte der Maler von Neuem.

„Ja wohl, Herr Pro —“

„Wellenberg,“ — schaltete der Künstler lachend ein. — „Ach, was ich noch vergah, ist sie brünett oder ebenfalls eine Blondine?“

„Sie hat blondes Haar, wie ich, Herr Professor.“

„Das ist schade, dann muß ich doch darauf verzichten. Ich brauche des Contrastes halber eine Brünette. Sie kann weniger schön, nur voll und blühend muß sie sein. Weißt du nicht eine solche?“

„Nein, Herr Professor.“

Der junge Maler war es müde, gegen den ihm aufgebürdeten Titel noch länger anzukämpfen, und fand sich in sein Geschick. Das Modell hatte sich einmal bei seinem Oheim den „Herrn Professor“ so angewöhnt, daß es davon nicht mehr lassen konnte. „Dann muß ich sehen, wo ich hier eine solche Schönheit aufreiben kann, es wird schwer genug halten. Du kommst also morgen allein, Kind, und bringe nur ein recht fröhliches Gesichtchen mit. Ich habe ein anderes Genre als mein Oheim. Lache nur einmal, du glaubst gar nicht, wie reizend du dabei aussehst.“

Das Antlitz des jungen Mädchens behielt den ernstesten, sinnigen Ausdruck, der darin bereits wie ausgemeißelt erschien.

„Nein, nein sieh mich einmal an und lache, das mußt du lernen.“ Wellenberg trat an die Kleine dicht heran, hob ein wenig ihren gesenkten Kopf und betrachtete sie mit seinen dunklen blickenden Feuer Augen. „Lache nur!“ und als wolle er sie durch seine Heiterkeit mit fortreißen, stimmte er sein übermüthiges Lachen an, das so jugendfrisch und glücklich klang.

Sie hob ein wenig die langen feinen Wimpern, und, war es der Gehorsam des wohlgeschulten Modells oder der Frohsinn

des Künstlers, der endlich in ihrem fünfzehnjährigen Herzen ein Echo fand? — sie stimmte in das Lachen des jungen Mannes ohne Weiteres ein.

Marie Werner war die Tochter einer armen Wäscherin und für ihr Alter ungewöhnlich entwidelt. Professor Wellenberg hatte sie vor etwa einem Jahre zufällig gesehen, als sie mit ihrer Mutter in seinem Hause erschienen war, um bei der Wäsche mit zu helfen. Der Professor entdeckte sogleich in dem Mädchen das Modell zu einer Madonna, und die Mutter, eine arme aber ehrliche Frau, gab endlich dem Bitten des Malers nach und gestattete ihrer Tochter, sich auf diese Weise einen mühelosen und reichlichen Broderwerb zu suchen. War doch der Professor außerordentlich reich, und im Eifer, den schönen Kopf, die zarte jugendliche Gestalt für seine Künstlerzwecke zu verwenden, bot er eine sehr beträchtliche Summe.

Professor Wellenberg besaß freilich kein anderes Vermögen als seinen Pinsel und sein nicht gewöhnliches Talent; aber er hatte die einzige Tochter eines Fabrikbesitzer geheirathet, der es bis zu einer Million gebracht, und er konnte sich deshalb schon jeden Luxus gestatten. Leute, die Wellenberg näher kannten, behaupteten freilich, er habe nicht aus Liebe, sondern nur aus Berechnung geheirathet. Der Ehrgeiz, durch das große Vermögen seiner Frau sich in der Gesellschaft eine höhere Stellung zu verschaffen, die Sucht nach einem glänzenden Dasein, habe ihn allein geleitet. Schon als junger armer Mensch hatte ihn die Sehnsucht nach einem luxuriösen Leben förmlich verzehrt. Er beneidete Jeden, der sich einen größern Comfort verschaffen, in besserer Kleidung erscheinen konnte, und wenn ihn der Ehrgeiz aufstachelte, ein berühmter Maler zu werden und in seiner Kunst Bedeutendes zu leisten, so lag dem Allen doch der Gedanke zu Grunde, seine Gemälde auf's Höchste zu verwerthen und sich nun mit all' dem Glanz und Luxus zu umgeben, nach dem seine Seele schmachtete.

Wellenberg war darüber fünfunddreißig Jahre alt geworden und hatte noch immer nicht sein Ziel erreicht. Der Weg zum Ruhm und Reichthum war weit länger und beschwerlicher, als er geglaubt, und die tiefste Verbitterung zog darüber in seine Seele ein. — Der Mann, der vorwiegend biblische Stoffe wählte, der doch Gemälde schuf, in denen sich ein kindlich frommer Sinn ausdrückte, war mit sich und der Welt völlig verfallen und machte aus seiner finstern, atheistischen Geistesrichtung kein Hehl.

Da trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein. Sein letztes Gemälde, eine allerliebste Scene aus Fouque's Undine, hatte auf der Ausstellung in der Hauptstadt viel Interesse erregt. Fräulein Fanny Goldenbach war davon ganz besonders bezaubert. Wenige Tage später führte sie ein Zufall mit dem Maler des Bildes zusammen. Der ernste, mit seinen fünfunddreißig Jahren sehr stattliche Mann gefiel ihr, seine düstere Schwermuth fand sie außerordentlich anziehend und stellte sich augenblicklich die Aufgabe, sie zu heilen. Dem jungen geistreichen Mädchen gelang es wohl endlich; aber es hatte darüber sein Herz verloren. Ob sie wiedergeliebt wurde? — Wer mochte das behaupten. — Man sagte, Wellenberg habe seinen Vortheil verstanden und sich

von dem schönen, klugen Mädchen von seiner Schwermuth heilen lassen, um die Hand der reichen Erbin damit zu erhalten.

Der alte Goldenbach mochte dem Glück seiner einzigen Fanny nicht entgentreten, ein reicher Schwiegerohn wäre ihm zwar lieber gewesen, aber der jetzige Millionair konnte sich schon den Luxus gestatten, seine Tochter an einen armen Maler zu verheirathen, und Wellenberg sah sich damit am Ziel seiner kühnsten Wünsche. Nun war es ihm vergönnt, ein großes, glänzendes Haus zu machen, sich mit all' der Pracht zu umgeben, nach der er stets gelehzt, und jetzt fiel ihm auch der Professor-Titel zu.

Ob der Künstler nun glücklich war, da er Alles besaß, was seine Seele seit Jahren erträumt und gewünscht? — Er sollte auch die Erfahrung machen, die keinem Sterblichen erspart bleibt — wie wenig die Güter unser Herz noch ausfüllen, nach denen wir so heiß verlangend die Hände ausgestreckt. Nur aus weiter Ferne schimmern die Früchte des Genusses so golden und verlockend, und wenn wir sie endlich an die halb verschmachteten Lippen führen, dann lassen wir sie enttäuscht zu Boden fallen.

Professor Wellenberg hatte jetzt Alles, was nur ein Sterblicher begehren darf. — Eine schöne, geistreiche Frau, die in schwärmerischer Liebe an ihm hing, ein bedeutendes Vermögen, das ihm alle Annehmlichkeiten des Lebens in reicher Fülle bot. Er brauchte nicht mehr seine edle Kunst in Tagelohn zu geben; er konnte jetzt all' die bedeutenden Werke schaffen, die in seiner Seele lebten, an deren Ausführung ihn nur seine frühere Armuth gehindert, doch er empfand jetzt nur eine noch tiefere Unbefriedigung, die er freilich sorgfältig verbergen mußte. Jetzt, da er all' den Luxus sich wirklich verschaffen konnte, der ihn früher so geblendet, fand er ihn werthlos und leer, und am liebsten hätte er ihn verächtlich von sich gewiesen. Noch empfindlicher litt er unter dem starken Druck, der all' die echten Künstler- und Poetennaturen quält, die sich verleiten lassen, eine sehr reiche Frau zu heirathen, und nun das peinliche Bewußtsein nicht los werden, daß sie nicht mehr auf eigenen Füßen stehen, und was sie noch sind und gelten, niemals sich selbst, sondern nur dem Vermögen ihrer Frauen zu danken haben.

Wenn man ihm jetzt Huldigungen darbrachte, sich um ihn drängte, dann glaubte Professor Wellenberg stets, das Alles gälte dem Schwiegerohn des Millionairs, nicht dem Künstler — und dieser vielleicht auch sehr gerechte Argwohn verbitterte ihm das Leben. Der Professor war doch zu klug und scharfsinnig, um sich über diese Dinge zu täuschen. Ach, damals, wo man in ihm das vielversprechende, hoffnungsvolle Talent bewundert, war er doch am glücklichsten gewesen! —

Und noch ein Tropfen verdunkelte den hell schäumenden Becher, der einst so köstlich vor seinen trunkenen Augen gefunktelt. — Ihm war das beneidenswerthe Loos zugefallen, daß er in einem Alter, wo mancher Mann auf die Eroberung eines jungen Herzens bereits verzichten muß, von einem reichen schönen Mädchen leidenschaftlich geliebt wurde, das ihm als Frau dieselben tiefen, innigen Gefühle bewahrte; aber wie jedes Glück, warf auch dies seinen Schatten. Fanny liebte eben den theuren Mann mit der ganzen Gluth ihres unentweichten Herzens, doch in ihr Gefühl mischte sich leider eine starke Eifersucht.

Wellenberg war niemals ein Don Juan gewesen, seine Freunde hatten ihm früher sogar nachgesagt, er sei ein Weiberhasser — jetzt, wo seine Frau jeden etwaigen Ausflug seines Herzens mit größter Aengstlichkeit überwachte, empfand er plötzlich sehr schmerzlich, wie viel er entbehren mußte. Ein irgendwie gefährliches Modell durfte nicht mehr sein Atelier betreten, und nur bei Marie Werner hatte die kluge vorsichtige Frau Professor eine Ausnahme gemacht, weil die „Kleine“ doch gar so jung war.

Aber als ein Jahr verging und der Professor Marie noch immer als Modell kommen ließ, als die junge Frau Wellenberg sah, wie sehr sich das Mädchen entwickelte, ja bereits mit ihrem Manne zu coquettiren anfing, da hielt es die Frau Professor für gerathen, der Sache ein Ende zu machen. Ihr Gatte hatte

ja schon immer von einer italienischen Studienreise geträumt, und es war ihr ohnehin auffällig, daß er in letzter Zeit gar nicht mehr an die Verwirklichung seines Traumes dachte. Um so energischer betrieb sie die Sache. Sie redete beständig in ihn hinein: „Dort in Italien holst du dir erst die rechte Weihe für deine Kunst, wie jeder Maler!“ — und was wäre einer klugen, schönen Frau nicht möglich, wenn sie ihren ganzen Willen und ihre ganze Liebenswürdigkeit einsetzt?! —

Seit wenigen Tagen befand sich Professor Wellenberg mit seiner Gemahlin auf dem Wege nach dem sonnigen Italien. Dem jungen Neffen und mitstrebenden Kunstgenossen, der sich seit kurzem studienhalber in der Hauptstadt befand, war vom Professor großmüthigst sein prächtig eingerichtetes Atelier eingeräumt, so wie einige Zimmer der Wohnung zur Verfügung gestellt worden. Auch das schöne Modell hatte der Professor seinem Neffen überwiesen. Das Alles war nicht ohne den Einfluß und die bestimmte Absicht der jungen Frau geschehen. In das Wohlwollen gegen den Neffen ihres Mannes mischte sich eine kleine weibliche Berechnung. Vielleicht verliebte sich der junge Künstler in Marie, und dann war wenigstens auf immer das gefährliche Modell ihrem Gatten entrückt, denn sie würde den Argwohn nicht los, daß in dem Herzen ihres Gemahls bereits etwas für die Kleine aufzukommen begann, das sie glücklich noch im Keime ersticken mußte.

Heut' hatte zum ersten Male das Modell des Professors sich bei dem Neffen eingefunden, und auch dieser hatte es sofort bemerkt, daß Marie, trotz ihrer großen Jugend, bereits ein recht gereiftes Herz besaß, das sie freilich hinter madonnenhafter Unschuld sorgfältig verbarg. Diese schien bei der Kleinen auch nur eine Art Draperie zu sein, eine Verkleidung ihrer Seele, die gewiß schon ihre Tiefen hatte. — Eben wollte sich Marie entfernen, da klopfte es an die Thür, und ein junges Mädchen trat schüchtern und befangen herein. Es war sehr sauber, doch beinahe ärmlich gekleidet. Die Fremde trug nur einen Rock von Kattun, darüber ein schwarzes Zäckchen, um den Kopf ein Tuch geschlungen, aber in dieser ärmlichen Hülle wuchs eine Gestalt! Die blühenden Formen schienen dies dürstige Gewand wie eine Fessel zu sprengen, und doch dabei wuchs prächtiges Ebenmaß, wuchs vollendete Schönheit in der ganzen Erscheinung! — Und dieses Antlitz, das aus dem dunklen Kopftuch wie eine Rose aus dichter Blätterfülle hervorschaute! Welch' blühendes Leben, welche Jugendtrunkenheit sprühte aus diesen Zügen, den dunklen, wunderbar schön geschnittenen Augen. Da war das zweite Modell, das der junge Künstler für sein Gemälde nothwendig brauchte und bereits eifrig gesucht hatte. — Und die Fremde kam schon seinem augenblicklich sich regenden Wunsche entgegen, als wolle ihn das Schicksal in guter Laune aus seiner Verlegenheit reißen.

Das junge Mädchen war ängstlich auf der Schwelle stehen geblieben, hatte einen flüchtigen Blick über das prächtige Atelier geworfen, auch Marie sogleich bemerkt, und die Anwesenheit derselben schien seine Verlegenheit noch zu erhöhen. „Ich komme mit einer Anfrage, Herr Professor,“ stammelte es leise und unsicher.

Der junge Künstler war von der plötzlichen Erscheinung der Fremden so überrascht und geblendet, daß er diesmal nicht, wie bei Marie, gegen seine Standeserhöhung lebhaft protestirte, sondern sogleich mit einer artigen Verbeugung fragte: „Was steht zu Ihrem Befehl, mein Fräulein?“

„Ich wollte fragen, ob Sie mich zum Modellitzen verwenden können?“

„O gewiß, mein Fräulein,“ entgegnete der Maler sehr eifrig; „Sie kommen mir sogar wie gerufen. Ich brauche des Contrastes halber noch ein zweites junges Mädchen, und in Ihnen bringt mir ein günstiger Zufall, was ich wünsche.“ —

„Aber Herr Professor, ich würde mich niemals entschließen, Ihnen für antike Stoffe als Modell zu dienen,“ sagte die Fremde zwar zögernd, aber mit ungewöhnlich fester Stimme.

„Das fordere ich auch nicht,“ erwiderte Wellenberg. „Ich bin eben mit einem einfachen Genrebild beschäftigt. Sie haben nichts weiter nöthig, als sich als italienisches Landmädchen anzuziehen“ — und als er von ihren schönen, blühenden Lippen schon wieder eine besorgte Frage ablas, setzte er hinzu: „Es ist dabei wirklich nichts Bedenkliches. Sehen Sie, dort ist das Garderobenzimmer, wo Sie sich ungestört anziehen können“ — und er wies auf eine Thür: „Ich werde Ihnen sogleich die Tracht hervorfuchen, die Sie anzuziehen hätten, wenn Sie in meine Bitte einwilligen. — Adieu, liebes Kind, also auf morgen, zu derselben Stunde,“ wandte er sich verabschiedend zu Marie, die noch immer nicht das Atelier verlassen hatte und höchst neugierig mit ihren milden Madonnenaugen die Fremde betrachtete. Mehr noch als seine Worte brachte die energische Handbewegung des Künstlers die Kleine zu der Ueberzeugung, daß sie sich zu entfernen habe, obwohl sie es nur sehr ungern that. „Ich empfehle mich, Herr Professor,“ mit diesen Worten ging sie langsam und zögernd hinaus.

Wellenberg kramte bereits eifrig unter den massenhaft aufgestapelten Garderobe-Gegenständen und entdeckte mit raschem Blick die Kleider, die ihm passend schienen: „Sehen Sie, ein einfacher wollener Rock, ein Mieder, Kopf- und Halstuch, das ist Alles, und damit werden Sie sich leicht in eine echte Südländerin verwandeln.“ Er blickte dabei mit seinen scharfen dunklen Maler- augen prüfend über ihr Antlitz. Sie erröthete und schlug die Blicke zu Boden. Wollen Sie also mit der Kleinen, die eben fortgegangen, mir Modell stehen, dann werden Sie mich sehr glücklich machen, denn ich will Ihnen ehrlich bekennen, daß ich bereits in größter Verlegenheit war.“

„Ich muß es wohl, denn mich treibt die Noth dazu,“ sagte die Fremde leise, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

„Das thut mir herzlich leid,“ entgegnete der junge Künstler theilnahmvoll, „nun ich hoffe, daß ich die Stunden, die Sie mir widmen, so honoriren kann, daß Sie —“

„Ich habe mich nur schwer dazu entschlossen,“ sagte sie mit gepreßter Stimme und wagte dabei den Blick nicht zu erheben. „Freilich hätte ich mir niemals träumen lassen, daß ich mir einmal auf diese Weise einen Gelderwerb suchen müßte.“

„Sie sind hier fremd, sind eine Oestreicherin, nicht wahr?“ fragte Wellenberg, der in ihrer Aussprache die süddeutsche Klang- farbe bereits entdeckt hatte.

„Mein Vater war Beamter in Wien. Der allgemeine Zusammenbruch hat auch ihn ruiniert und wie so Viele in den Tod gejagt. Meine Mutter mochte an einem Orte nicht bleiben, wo all' unser Lebensglück gescheitert, und ist vor Kurzem mit mir in ihre norddeutsche Heimath zurückgekehrt. Nun ist sie plötzlich krank geworden, ich habe nichts gelernt, womit ich mir eine Existenz schaffen könnte, finde auch nicht sogleich Gelegenheit, meine Arbeitskraft zu verwerthen. Sie, Herr Professor, wurden mir als Ehrenmann gerühmt, und so kam mir der Gedanke — und jetzt“ — sie stockte und mochte die plötzlich von Neuem in ihr aufsteigenden Bedenken doch nicht aussprechen, und ihre dunklen Augen bligten eine Secunde über den Maler hinweg und ergänzten, was sie verschwiegen, daß ihr die Jugend des vermeintlichen Professors bedenklich erschien.

Sie war gewiß nur gekommen, weil sie sich bei einem verheiratheten Manne sicherer fühlte. Sollte er ihren Irrthum schon jetzt aufhellen? Dann scheuchte er wahrscheinlich das prächtige Modell auf der Stelle fort. Nein, nein, das durfte er nicht. Wenn sie endlich sah, daß ihr auch bei ihm keine Gefahr drohte, daß er echte Weiblichkeit zu achten wußte, dann konnte sie immer noch erfahren, wer er eigentlich war. „Seien Sie ohne Sorge, mein Fräulein,“ entgegnete er deshalb rasch: „Ich war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ich eine Dame der bessern Stände vor mir habe, und Sie werden von mir stets die Ihnen schuldige Rücksicht erfahren.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie freudig aufathmend, wie von einer rechten Last befreit. „Wann soll ich mich also einfinden?“

„Wenn möglich morgen schon. Ist es Ihnen um neun Uhr noch zu früh?“

„Durchaus nicht. Ich werde zur bestimmten Stunde pünktlich erscheinen.“

„Ich zähle also darauf. Und wenn Sie mir ein recht glückliches Gesicht mitbringen, sollen Sie mir ganz besonders willkommen sein.“

„Muß ich das? Ich will es wenigstens versuchen,“ und ein Lächeln glitt über ihr blühendes Antlitz. „Leben Sie wohl, Herr Professor.“ Sie verbogte sich mit ebenso viel Anstand, wie Grazie.

„Leben Sie wohl, Fräulein,“ und der junge Künstler gab ihr bis zur Thür das Geleit und empfahl sich in einer Weise, als ob er von einer Dame der höhern Stände Abschied nähme.

Vor Wellenberg stand die Fremde noch immer wie ein entzückendes Traumbild, als sie längst gegangen war. Er konnte den andern Morgen kaum erwarten, und wirklich, mit dem Glodenschlage Neun, noch eh' sich Marie eingefunden hatte, erschien sie auf der Schwelle. Sie war wieder so einfach gekleidet, wie gestern. „Ah, das ist prächtig, daß Sie so pünktlich Wort halten!“ rief er hoch erfreut.

„Zweifeln Sie daran?“ fragte sie, und ein Lächeln flog über ihr schönes, blühendes Antlitz, das den jungen Künstler noch mehr entzückte. „Offen gestanden ja,“ antwortete er, „es war mir zu märchenhaft, daß mir plötzlich ein freundlicher Zufall das zuführen sollte, was ich sonst mühsam und gewiß vergeblich gesucht hätte.“

„Werde ich wirklich Ihren Anforderungen genügen?“ fragte sie von Neuem, mit einer Unbefangenheit, die nur ganz flüchtig an Coquetterie streifen mochte.

„Vollkommen, mein Fräulein, sonst würde ich nimmermehr Ihr Anerbieten so lebhaft und dankbar angenommen haben,“ und die Künstleraugen des jungen Mannes ruhten voll Befriedigung, ja voll rückhaltloser Bewunderung auf dem Antlitz seines neuen Modells. Die Fremde senkte diesmal nicht verlegen ihre langen feinen Wimpern über die dunklen Sterne, sondern nahm mit einer gewissen Befriedigung die bewundernden Blicke des Malers auf. Es schien doch ihrer weiblichen Eitelkeit zu schmeicheln, daß der Künstler sie schön und als Modell passend fand.

Jetzt traf auch schon Marie ein und begrüßte so demüthig madonnenhaft wie gestern den „Herrn Professor.“ Wellenberg nahm heut, aus Rücksicht auf die Fremde, den ihm aufgebürdeten Titel ohne Widerspruch hin.

Nach dem Austausch weniger Redensarten verschwanden die beiden jungen Mädchen im kleinen Nebenzimmer, wo bereits die für sie passenden Kleidungsstücke bereit lagen, und nach kurzer Zeit kamen sie in der Nationaltracht italienischer Bäuerinnen heraus.

Wellenberg vermochte kaum einen Ausruf des Entzückens zu unterdrücken. Da hatte er den prächtigsten Gegensatz, wie er ihn für sein Gemälde bedurfte! — Nun erst traten die vollen und dennoch von schönstem Ebenmaß besetzten Formen der Fremden überraschend hervor. Das war wirklich ein Kind des Südens, das vor ihm stand und um das Sonnenschein und lachendes Leben sich zu breiten schien. Und neben dieser bereits erblühten Rose gewann auch die knospenhafte Schönheit Mariens noch einen erhöhten Reiz. Es konnte kaum trotz, ja gerade wegen seiner Verschiedenheit, ein annuthigeres Paar gefunden werden, als diese Blondine, mit dem überirdischen Ausdruck im Antlitz, und die dunkeläugige Fremde, deren sinnenseffende Schönheit doch wieder ein solch durchgeistigtes Leben hatte.

Der Entwurf von Wellenbergs Gemälde war sehr einfach und dennoch nicht ohne Poesie. In einem italienischen Weinberge, der eben in seinem schwelendsten Fruchtreichthum prangt, stehen zwei junge Mädchen an einen Mauer Sims gelehnt, am Fuße des Weinberges zeigt sich der Kopf eines jungen Mannes, und ihm wirft lachend das eine Mädchen eine Weintraube zu, während

die Andere übermüthig eine kostbare, sonnenfunkelnde Frucht verlockend in die Höhe hält, dem jungen Wanderer es neckisch überlassend, nach welchen Trauben er am meisten verlangen möchte.

Jetzt hatte der junge Künstler die für seinen Entwurf geeigneten Modelle und wies ihnen ihre Stellungen an. Marie war für das junge Mädchen wie geschaffen, das in kindlichem Frohsinn ihre Traube dem Wanderer zuwarf; für ihre Gefährtin hatte der Maler sich eine bereits erblühte Schönheit gedacht, die mit einem gewissen Raffinement ihre verlockende Frucht im Sonnenschein funkeln läßt, und die Fremde fand sich mit wunderbarer geistiger Beweglichkeit in die ihr zugefallene Aufgabe. Wie viel Uebermüth und lachendes Leben, und doch wieder wie viel seelische Armuth und Liebenswürdigkeit prägte sich in diesen blühenden Zügen aus! — Auch Marie begriff allmählich die ihr zugefallene neue Rolle, die fromme Demuth verschwand aus ihrem Gesichtchen, ebenso der Heiligenschein, der sonst förmlich ihren blonden Kopf zu umgeben schien. Sie war doch auch eine echte Coastochter und wollte hinter ihrer Kollegin nicht zurückbleiben, mit deren übermüthigem, glücklichem Lächeln der Maler so zufrieden war. Nun strengte sie sich ebenfalls an, zu lachen und so heiter wie möglich zu sein, und ihre große Jugend kam ihr dabei zu Hülfe. Wohl hatten ihre Züge durch das Modellstehen beim Professor einen beinahe stereotypen, aus Ueberirdische streifenden Ausdruck erhalten, aber im Wettstreit mit der Fremden gelang es ihr doch sehr rasch, auf eine ganz entgegengesetzte Seite zu springen.

Der junge Künstler war über die Anstelligkeit seiner Modelle in der glücklichsten Laune, und während er mit wahrer Begeisterung an seinem Gemälde arbeitete, plauderte er in der harmlosesten Weise, erzählte allerhand lustige Geschichten, daß die beiden jungen Mädchen aus dem Lachen nicht herauskamen und nun vollends erst in jene übermüthige Stimmung geriethen, die der Maler für sein Bild bedurfte und dort festhalten wollte.

Für alle Drei verflohen die Stunden wie Minuten, und der Maler war überrascht, als er nach seiner Uhr sah und bereits die Zeit verstrichen war, die ihm seine Modelle zu widmen hatten. Er durfte die Sitzung nicht noch weiter ausdehnen und mußte sie zu seinem Bedauern abbrechen, denn sein Oheim hatte ihn bereits mit dem Verlangen der Frau Werner bekannt gemacht, wie sehr ängstlich diese darauf hielt, daß ihre Tochter zur bestimmten Stunde nach Hause kam. Die besorgte, wackere Frau wollte auch sicher sein, daß Marie nicht etwa die Gelegenheit zu Nebenwegen benutzte. Als daher Wellenberg ankündigte, es sei gleich zwölf Uhr und damit die Sitzung zu Ende, flog Marie hastig in das Seitencabinet, um sich rasch umzukleiden. Die Fremde schien weniger Eile zu haben, sie blieb noch im Atelier zurück.

„Wollen Sie nicht Marien folgen?“ fragte der Maler besorgt. „Ich darf Sie doch nicht länger Ihrer Mama entziehen?“ —

„O, ich werde noch nicht zu Hause erwartet“, entgegnete sie ruhig: „Ich hatte geglaubt, die Sitzung würde noch länger dauern,“ und sie sah sich dabei unbefangen im Atelier um, als mache es ihr besonderes Vergnügen, jetzt einmal eine Malerwerkstatt näher in Augenschein zu nehmen. Daß sie nicht augenblicklich voll Neugierde das angefangene Gemälde musterte und ihr eigenes Abbild suchte, fand Wellenberg besonders taktvoll. Er ließ sie gewähren, wie sie mit süddeutscher Lebhaftigkeit die einzelnen Gegenstände musterte, und fand den höchsten Genuß darin, ihre Fragen zu beantworten, mit denen sie sich ohne Weiteres an ihn wandte, sobald ihr der Zweck des hier Aufgestapelten dunkel war.

Marie hatte sich inzwischen schon umgekleidet und mit ihrem gewohnten: „Leben Sie wohl, Herr Professor,“ entfernt.

„Ich habe gar nicht gedacht, daß ein Maler einen so kostbaren Apparat zur Ausübung seiner Kunst bedarf,“ rief sie endlich ganz verwundert aus. „Was denn, wenn er nun arm ist?“ und ihre dunklen Augen bligten fragend auf den jungen Künstler.

„Dann behilft er sich so gut er kann,“ entgegnete der junge

Maler lachend: „Es sind sehr bequeme Requisiten, aber nothwendig sind sie nimmermehr.“

„So dachte ich auch,“ erwiderte sie lebhaft: „Die alten Künstler haben ja mitten in ihrer Armuth das Höchste geschaffen. Freilich in unserer Zeit“ — sie stockte und nestelte verlegen an ihrem Nieder. Erst jetzt schien sie sich zu besinnen, daß sie noch nicht umgekleidet war, denn sie wollte sich nun rasch ins Seitencabinet entfernen.

„Muß man reich sein, um frei und sorglos schaffen zu können,“ — ergänzte Wellenberg in der Absicht sie noch zurückzuhalten: „Wollten Sie das nicht sagen, Fräulein?“

„Das glaube ich nicht“, entgegnete sie rasch: „Der echte, wahre Künstler findet den höchsten Stolz darin, sich selbst aus Armuth und Niedrigkeit emporzuarbeiten.“ — Kaum hatte die Fremde diese Worte geäußert, da schien sie selbst über ihre Unbesonnenheit zu erröthen und verschwand rasch im Nebenzimmer.

Wellenberg sah ihr ganz verwundert nach. Sie hatte das Alles so rasch und heftig gesagt, als verberge sie dahinter einen Vorwurf, und erst nach einigem Besinnen wurde ihm ihr Benehmen klar. Sie hielt ihn ja für den Oheim Professor, hatte gewiß von dessen reicher Heirath gehört und grollte nun heimlich dem kühlen Rechner. Der junge Künstler war entzückt über die Kühnheit, mit der sie ihre innersten Gedanken preisgegeben, wie über den schönen Idealismus, der sich darin aussprach. Nun, er konnte schon einige Zeit ihre versteckten Vorwürfe, die sie an den Mann der Millionärin richtete, ruhig ertragen.

Die Fremde kam jetzt zurück, empfahl sich aber ungewöhnlich rasch und kurz. Es war, als ob der Sonnenschein plötzlich aus ihrem Antlitz verschwunden, der so lange darauf geruht hatte.

Auch als die Fremde am andern Morgen erschien, war sie weit ernster und zurückhaltender und erst während der Sitzung fand sie allmählich ihre glückliche Laune wieder. Die geniale Sorglosigkeit und Frische des jungen Künstlers riß sie unwillkürlich mit fort, und bald schallte wieder ein lustiges Gelächter von den Lippen der beiden jungen Mädchen. Eine gewisse Zurückhaltung wollte Wellenberg dennoch an seinem zweiten Modell bemerken. Er hatte endlich im Lauf der Unterhaltung ihren Vornamen erfahren: Elisabeth. Wie sie mit ihrem bürgerlichen Namen hieß, mochte er nicht erforschen und war ihm auch gleichgültig; es genügte ihm, ihren Vornamen zu wissen, für den er längst eine besondere Vorliebe gehegt.

Als die Sitzung zu Ende war, blieb auch heut wieder Elisabeth noch eine Weile zurück und ließ Marie ruhig allein hinweg gehen, obwohl diese sie eingeladen hatte, mit ihr zu kommen. „Ich habe es nicht so eilig“, entgegnete sie, „und wenn der Herr Professor es gestattet, seh' ich mich gern noch ein wenig im Atelier um, das ist mir doch höchst interessant.“

Wellenberg beeilte sich natürlich, zu versichern daß ihm ihr längeres Bleiben nur angenehm sei, und es klang durchaus nicht wie eine gewöhnliche Redensart.

Marie warf ihrer Collegin einen sehr vorwurfsvollen, beinahe verächtlichen Blick zu und eilte dann, sich umzukleiden, während Elisabeth ruhig zurückblieb, ohne nur den Blick der Andern zu beachten. Unbefangen betrachtete sie dann die einzelnen Gegenstände, auch angefangene Gemälde, die der Professor noch zurückgelassen; aber sie stellte heut keine Fragen, und Wellenberg ließ sie gewähren, ohne sie durch ein Wort in ihrem harmlosen Herumstöbern zu stören.

„Wie glücklich ist doch ein Künstler!“ begann sie endlich, „er kann sich eine Welt schaffen und braucht nichts Anderes.“ Ihre dunklen Augen leuchteten, doch wagte sie den Maler nicht anzusehen. Er merkte nicht die versteckte Absicht, die in ihren Worten lag, und entgegnete mit jugendlicher Begeisterung: „Sie haben Recht. Die Ausübung einer Kunst ist ein namenloses Glück und trägt uns über alle Abgründe des Lebens leicht und spielend hinweg.“ —

Elisabeth erhob rasch den Kopf und sah ihn verwundert an. Wie stimmten diese Worte zu der rechnenden Ueberlegung, mit

der er bei der Wahl seiner Gattin zu Werke gegangen? Oder hatte er doch seine Frau aus wahrer Liebe geheirathet, und die böse Welt that ihm Unrecht, die darin nichts weiter gesehen, als den heißen Wunsch des Künstlers, ein glänzendes, luxuriöses Leben zu führen? — Sie mußte darüber Gewißheit haben, und ihr süddeutsches Temperament drängte sie wieder einmal aus den Schranken hinaus, die so ängstlich die gute Gesellschaft zieht und die ihr ohnehin so lästig waren. „Wie bewundere ich Ihren schönen Idealismus, den man jetzt bei den Söhnen Apoll's nur noch selten findet!“ Sie wagte ihn wieder nicht anzusehen, denn aus ihrem Tone klang nur zu deutlich die Ironie heraus, und sie wollte sich nicht völlig verrathen.

Er sah nur auf ihr Antlitz, das eine Flammenröthe bedeckte, und empfand von Neuem das höchste Entzücken über diese blühenden Züge, in denen sich eben so viel Geist wie Leben ausdrückte. „Ja, ich hab auch all' mein' Sach' auf Nichts gestellt,“ entgegnete er lachend, „und kann deshalb auch mit Goethe ausrufen: Drum ist so wohl mir in der Welt.“ In seiner jugendlichen Begeisterung vergaß er völlig, daß er noch immer die Rolle seines Oheims zu spielen hatte und das junge Mädchen deshalb über seine Antwort nicht wenig erstaunen würde.

„Heuchler!“ klang es auch wirklich durch die Brust Elisabeths. Sie vermochte ihre Empörung kaum zu unterdrücken; unter dem Vorwande, daß sie nach Hause müsse, eilte sie in das Ankleidekabinet und noch kälter und zurückhaltender als gestern empfahl sie sich.

Erst als Elisabeth verschwunden war, kam es Wellenberg völlig zum Bewußtsein, wie sonderbar all' seine Neben ihr erscheinen mußten, da sie ihn für den Professor hielt. Er rieb sich sinnend die Stirn und suchte nach einem Ausweg, um aus dieser Verlegenheit herauszukommen. Wenn er bekannte, daß er weder Professor noch der Gatte einer reichen Frau und überhaupt nicht verheirathet war, dann scheuchte er sie gewiß auf immer hinweg, und spielte er den Oheim weiter, dann verwickelte er sich doch bei jeder Gelegenheit in die auffälligsten Widersprüche, und das junge ideal gesinnte Mädchen strafte ihn endlich mit ihrer Verachtung. Er beschloß, künftig wenigstens vorsichtiger zu sein und wie es einmal das Verhängniß wollte, mehr die Ansichten seines Oheims zu vertreten, um dadurch die nöthige Harmonie mit demjenigen hervorzurufen, den er darzustellen hatte.

Wellenberg vermochte kaum zu ahnen, wie gewaltig der Conflict war, mit dem das Herz des jungen Mädchens zu kämpfen hatte. Elisabeth mußte die Frische und Genialität des Künstlers bewundern, und wenn sie sah, mit welcher Lust und Liebe er an seinem Werke schuf, wie er sich so ganz in seine Malerträume versenkte und darüber die Welt vergaß, dann konnte sie nicht begreifen, daß derselbe Mann der kalte, kluge Rechner gewesen und, wie Alle behaupteten, sehr hastig nach der reichen Erbin die Hand ausgestreckt. — Und wie sie sich auch in einen rechten Groll hineineiferte und den schnöden Realismus Wellenbergs tief verachten wollte, immer wieder unterjochte sie der Zauber seines Wesens, und wenn sie gegangen war, blieb ein ganz anderes Bild von ihm in ihrer Seele, und sie sah nur den jungen, hochstrebenden Künstler, in dessen Brust so viel Glück und Sonnenschein lachte. Wohl sagte sie sich: „Er ist für dich verloren, eine Andere hat bereits von ihm Besitz genommen; du darfst nicht mehr hingehen, wenn du nicht den Pfeil noch tiefer in dein Herz drücken und an dieser Wunde verbluten willst!“ — und am andern Morgen konnte sie kaum die Stunde erwarten, wo sie ihn wieder sah und seine dunklen Feuerangen bewundernd auf ihr ruhten, oder sein harmloses Geplauder, sein herzliches Lachen wie die köstlichste Musik an ihr Ohr schlug.

Und ihr schien es, als ob sie dem jungen Maler ebenfalls nicht ganz gleichgültig sei. Während der Sitzung wandte er ihr allein seine Aufmerksamkeit zu, unterhielt sich beinahe nur mit ihr. Was hätte er aber auch mit Marie sprechen sollen? — Sie war doch nur ein einfaches Naturkind, das nichts besaß als seine jugendliche Schönheit und dem alle Geistesbildung abging. Das

übermüthige Geplauder, bei dem sich Marie wenigstens durch Lachen betheiligen konnte, machte oft den ernstesten Gesprächen über die verschiedenartigsten Dinge Platz, und dann war sie zu völligem Schweigen verurtheilt.

Es entging Elisabeth nicht, daß Marie voll Neid auf sie sah und mit ihr um die Gunst des Professors zu rivalisiren suchte. Ob sie ihn liebte? Elisabeth mochte nicht weiter darnach forschen, sie bemerkte nur, wie Marie trotz ihrer großen Jugend alle kleinen Mittelchen der Coquetterie anwandte, um ihre glückliche Nebenbuhlerin zu verdrängen. Die Kleine fügte sich so willig in die Wünsche des Künstlers; sie zwang sich, alles Madonnenhafte abzustreifen und so glücklich übermüthig zu lachen, wie es der Maler verlangte. Und wie wußte sie ihre blauen Augen zu gebrauchen, wenn Wellenberg sie zufällig ansah! —

Es war Elisabeth doch kein kleiner Triumph, daß sie über die jugendliche und wirklich ungewöhnliche Schönheit der Andern den Sieg gewann, denn sie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß der Künstler ihr allein seine Huldigungen darbrachte. Ihre weibliche Eitelkeit küsterte ihr sogar zu, daß er nicht allein von ihrem Geist angezogen wurde. — Dann kamen wieder andere ruhigere Vorstellungen, und sie wollte den Mann streng verurtheilen, der sich so leicht und sorglos vom Wege der Pflicht ableiten ließ und im Begriff war, sich kopfüber in eine sträfliche Leidenschaft zu stürzen. Aber war er nicht ein Künstler? Seine Frau besaß gewiß nichts weiter als ihre Million — konnte man es ihm verargen, wenn er dem lachenden Leben nicht völlig sein Herz verschloß? — Wenn sie dann gewahrte, wie seine Seele wenigstens hier, in seinem Atelier, den schönen Idealismus wiederzugewinnen suchte, den er einst in reicher Fülle gehabt, wie er im süßen Selbstbetrug sich in die Tage zurückträumte, wo er noch nichts besessen als seine Kunst, und sich oft selber einreden mochte, daß er noch immer der arme Maler sei, der aus eigener Kraft sich emporringen werde, dann konnte sie ihm ihr Mitleid, ihre warme Theilnahme nicht versagen.

Mehr als acht Tage waren unter diesen eigenthümlichen Kämpfen, diesem Auf- und Niederwogen der seltsamsten Empfindungen vergangen. In Beiden dämmerte das Bewußtsein dessen, was in dem Andern aufblühte und nach dem letzten belebenden Sonnenstrahl schmachtete und zu gleicher Zeit im tiefsten Innersten davor zurückbebt.

Als unter dem anregendsten Geplauder wieder eine Sitzung zu Ende neigte, in der Elisabeth von Neuem ihre reiche Geistesbildung wie ihr feines Verständniß für die schönen Künste an den Tag gelegt hatte, rief Wellenberg lebhaft: „Aber ist es nicht Unrecht, daß ich Ihnen so lange meinen Entwurf vorenthalten habe! Ich hätte längst Ihr Urtheil einholen sollen, das mir von Werth ist.“ Diese Worte waren nur an Elisabeth gerichtet, dennoch trat auch Marie sofort neugierig an die Leinwand heran, die der Maler bisher sorgfältig verhüllt hatte, sobald die Sitzung vorüber war.

Elisabeth vermochte kaum einen Schrei der Ueberraschung zu unterdrücken. Es jubelte und jauchzte etwas durch ihre Brust, was sie noch nie gekannt. Wie oft hatte sie sich nach Mädchenart im Spiegel betrachtet, bald zufrieden mit dem Bilde, das ihr das Glas zurückwarf, bald zweifelträchtig, ob es nicht dennoch träge und ihr schmeichle. In jedem neuen Spiegel war sie sich stets anders vorgekommen, und ebenso hatte die Photographie ihr stets ein neues, ihr beinahe fremdes Gesicht geliefert. Wie sie den Andern wirklich erschien, hatte sie nie gewußt. Nun hatte eine begeisterte, glühende Menschenseele ihr Bild aufgefangen und spiegelte es in voller, blühender Lebendigkeit wieder. War sie denn wirklich dies lachende, von Glück und Frohsinn strahlende Mädchen, das da von der Leinwand voll jugendlichem Uebermuth dem Wanderer dort unten die glänzende Frucht verlockend hin hielt? — Und durch ihr Herz zuckte es noch seltsamer, als sie jetzt die Züge des jungen Mannes erkannte. Der Maler hatte sich selbst portrairt und das Geheimniß seiner Brust damit vollends bloß gelegt, — denn er hatte keine Augen für die lachende

Blondine, die ihm die Traube zuwarf, seine Blicke ruhten nur voll schwärmerischer Bewunderung auf der Andern, die übermüthig ihre Frucht im Sonnenlichte funkeln ließ. Wie dort auf dem Bilde, senkten sich jetzt die dunklen Augen des Malers in trunken Seligkeit in das Antlitz Elsbeths, das ihm niemals schöner, entzückender erschienen war, als in diesem Moment, wo sie selbst vergessen sich in das Anschauen ihres eigenen Bildnisses verlor.

Endlich walteten aus ihrer stürmischen, tiefinnern Bewegung die ersten unsichern Worte hervor: „Wie wunderbar ist das Alles! Es ist mir, als führe ich von jetzt ab ein doppeltes Leben und doch —“ sie vollendete nicht und presste nur beide Hände auf ihre hochwogende Brust.

„Sind Sie damit zufrieden?“

„Ich kann, ich darf ja nichts darüber sagen, und doch ist es mir wie verkörpeter Sonnenschein, der sich vor mir ausbreitet, und als ob das lachende Leben vor mir nie wieder aus meinem Herzen schwinden könne.“ „Das soll es auch nicht!“ rief der Maler voll Wärme. „Aber ‚lachendes Leben‘, so will ich das Bild nennen, denn das wollte ich damit in Farben sagen.“

„Ja, lachendes Leben!“ wiederholte Elsbeth sinnend, und ihre Blicke ruhten wieder auf dem Gemälde, von dem sie sich gar nicht wegwenden konnte.

Ein lautes Schluchzen ließ sich plötzlich hören. Es war Marie, die, völlig in Thränen aufgelöst, in einem Winkel des Ateliers kauerte und die Schürze vor dem Gesicht, noch immer heftig weiter weinte.

„Was ist dir, Kind?“ fragte der Maler ganz verwundert.

„O, ich mag nicht mehr lachen, da seh' ich nur häßlich aus.“

„Das bildest du dir nur ein.“

„Ich mag nicht mehr lachen“, wiederholte sie. „O, ich bin so unglücklich!“ und sie wollte wie eine Verzweifelte fortstürzen.

„Du mußt dich doch erst umkleiden.“

Nun schien ihre Besinnung so weit zurückzuführen, daß sie bemerkte, wie sie in diesem Anzuge nicht das Atelier verlassen konnte, und, noch immer laut weinend, verschwand sie im Seitenkabinet.

„Was hat nur die Kleine?“ wandte sich Wellenberg zu Elsbeth.

„Soll ich es Ihnen erst sagen? Wissen Sie es nicht bereits selbst?“ fragte diese zurück.

„Durchaus nicht,“ antwortete der junge Künstler.

Elsbeth hatte schon etwas von ihrem fröhlichen Uebermuth wiedergewonnen. „Das ist seltsam!“ entgegnete sie lächelnd. „Ich glaubte, Ihre scharfen Malerangen hätten das Räthsel bereits entdeckt.“

„Sie sprechen wirklich in Räthseln.“

Jetzt stürzte schon Marie an ihnen vorüber und zum Atelier hinaus, ohne wie sonst sich mit ihrem: „Leben Sie wohl, Herr Professor,“ zu verabschieden.

„Marie liebt Sie, Herr Professor.“

Wellenberg blickte Elsbeth ganz betroffen an: „Unmöglich!“

„Doch! und ich begreife Ihr Erschrecken. Ach, und wie glücklich würde manch' Aenderer an Ihrer Stelle sein, dessen Herz und Hand noch frei wäre. Ein so bildschönes, eben erst aufblühendes Mädchen —“

Weiter kam sie nicht. Der Maler stieß ein helles, übermüthiges Lachen aus: „Ja, nun muß ich doch endlich die Maske fallen lassen. Verzeihen Sie mir, Fräulein Elsbeth, daß ich Sie so lange in Ihrem Irrthum gelassen habe, aber ich fürchtete, das ‚lachende Leben‘, das Sie mir gebracht, könne plötzlich wieder verschwinden, wenn ich mit meinem Bekenntniß herausrückte, und diesen Gedanken vermochte ich nicht zu ertragen. Nicht wahr, Elsbeth, Sie werden wiederkommen und mir den gewohnten Sonnenschein bringen, den ich nicht mehr entbehren kann, auch wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht der Professor Wellenberg, sondern nur sein Nefte Otto Wellenberg bin?“ — Er hatte ihre Hand ergriffen, als fürchte er, sie könne ihm nach dieser Beichte wie ein aufgeschrecktes Reh rasch entfliehen.

Elsbeth stand eine Weile sprachlos vor Verwirrung. Die ihr gewordene Ueberraschung war zu groß. Ach und zu gleicher Zeit wollte eine nie geahnte Seligkeit zu ihrem Herzen dringen. — War es denn möglich?! Der junge Mann, der vor ihr stand, war nicht durch frühere Bande schon auf immer von ihr getrennt, es traf sie keine Schuld, wenn sie dem wogenden Liebesfrühling in ihrer Brust den Eingang verstattete? O das war ein unfassbares, wunderbares Glück, für das sie keine Worte fand! Sie hätte in die Kniee sinken und dem Schicksal danken mögen, daß es ihr die Verwirklichung des schönsten, süßesten Lebenstraumes freundlich gönnen wollte.

„Sie schweigen!“ fuhr der junge Maler fort, und seine Augen ruhten mit noch größerer Verehrsamkeit auf ihrem Antlitz.

„Können Sie mir nicht verzeihen, daß ich Sie in Ihrem Irrthum ließ? Ich wollte Sie nicht absichtlich täuschen; Anfangs achtete ich nicht auf den ‚Herrn Professor,‘ ich war bereits durch Marie daran gewöhnt, die sich davon einmal nicht abbringen ließ, und dann quälte mich die Sorge, daß ich durch mein Bekenntniß Sie auf immer verschrecken könnte.“

„Sie hatten nicht so Unrecht“, stammelte Elsbeth verwirrt, mit niedergeschlagenen Augen, während ihr Busen unruhig auf und niederging. „Wenn ich gewußt hätte — es war ohnehin ein Wagniß, eine Unweiblichkeit — Sie werden mich verachten.“

„Elsbeth, wie können Sie das denken!“ rief der junge Künstler in leidenschaftlicher Erregung: „Ahnen Sie nicht längst, daß es all mein Glück ausmacht, Sie zu sehen, und daß meine Seele vor Ihrer wunderbaren Schönheit anbetend niederkniet.“ Er faßte ihre beiden Hände und wollte die schöne, blühende Gestalt an sein stürmisch klopfendes Herz drücken.

Sie zog sich schen und erschrocken zurück. „Nein, nein, Sie thun mir Unrecht,“ sagte sie leise und unsicher: „Ich muß bei Ihnen freilich im falschen Lichte erscheinen — denn es war —“

„O Mädchen, wie darfst du das sagen!“ unterbrach sie Wellenberg, der nicht länger den Sturm seiner Gefühle beschwichtigen konnte: „Mir erscheinst du als das Ideal echter Weiblichkeit, als die verkörperte Poesie, und jeder Athemzug meiner Brust gehört dir allein.“

Sie stand einen Moment regungslos, dann schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals und ruhte in seliger Trunkenheit eine Secunde an seiner Brust. Willig bot sie ihm die blühenden Lippen zum Kusse hin, und wie er sie, berauscht von Glück, noch fest halten wollte, hatte sie sich schon wieder von ihm losgelöst. „Leb wohl, leb wohl! Wir dürfen uns nie wiedersehen!“ hauchte sie, und eh' er sie noch festzuhalten vermochte, war sie in der Seitenthür verschwunden.

Ihr zu folgen, wagte er doch nicht. Sie mußte ja bald zurückkommen und dann sich Alles entscheiden. In feberhafter Erregung wartete er auf ihr Wiedererscheinen. Jetzt trat sie endlich heraus, mit thränenüberströmten Augen, die sie vergeblich zu verbergen suchte.

„Elsbeth, was ist dir?“ fragte er, auf sie zu eilend, innigst. „Mir will es vor unaussprechlichem Glück die Brust zersprengen, und du kannst weinen? Liebst du mich nicht? War es nur eine flüchtige, übermüthige Laune von dir, und bist du bereits erwacht?“

„Wir müssen uns auf immer trennen. Ich darf Sie nicht mehr in Ihrem Atelier aufsuchen,“ entgegnete sie mit bebenden Lippen und wagte den Blick nicht zu ihm zu erheben.

„Nicht mehr als mein Modell, aber als meine theure, geliebte Braut!“ rief Wellenberg und breitete nach ihr die Arme aus. „Ahnst du denn nicht, daß ich dich nicht mehr verlieren mag, nun ich dich einmal für mich gewonnen?! Nur an meiner Brust ist dein Platz, und ich will dich auf ewig festhalten. Du mein Sonnenschein, mein lachendes Leben!“ — Er wollte sie stürmisch an sich ziehen, sie wehrte ihn mit einem trüben, schmerzlichen Lächeln ab. „Ich darf nicht den Flug Ihres Genies beirren, Sie haben noch eine große Zukunft vor sich, und denken Sie an Ihren Oheim, wie wenig er das Glück gefunden, das er gesucht; denn man sagt —“

„O er hat eine reiche Frau geheirathet und muß nun seinen Irrthum bezahlen, daß er Geld und Gut über seine Kunst gestellt. Sorge auch nicht, Geliebte, daß ich nichts weiter besitze, als mein Talent. An deiner Seite wird mir die Kraft werden, für uns Beide ein sorgenfreies, anspruchloses Dasein zu erringen, und was mein Glück noch erhöht, ist es ja eben, daß wir Beide vorläufig nichts besitzen als uns selbst und unsere Liebe; denn du glaubst es nicht, Elisabeth, wie stolz ich bin, ich möchte ein Mädchen nicht mein nennen, das an Rang und Reichthum über mir stände, selbst wenn ich es liebte.“ —

Er hatte sie zärtlich in seine Arme geschlossen, sie lehnte den schönen Kopf an seine Brust und lauschte in stiller Bewunderung auf das, was er sprach. Bei den letzten Worten suchte sie leise zusammen, ihre Lippen entfärbten sich, und dennoch suchte sie zu lächeln: „Auch wenn du es liebst?“ wiederholte sie fragend und ihre Augen ruhten erwartungsvoll auf seinem Munde.

„Auch dann,“ entgegnete er fest: „Ich könnte es nicht ertragen, daß man in mir ebenfalls den Glücksjäger sehen und sagen würde: Er ahmt ja trefflich das Beispiel seines Oheims nach.“ Nein, Elisabeth wir wollen uns unser Glück selbst schaffen, und welche andere Seligkeit wird einmal unsere Herzen schwellen, wenn wir uns sagen können, Alles was wir sind und haben, verdanken wir uns ganz allein. O, in diesem Gedanken tausch ich nicht mit einem Krösus!“

Elisabeth antwortete nicht; aber der junge Maler übersah in seiner überströmenden Seligkeit ihr seltsames Schweigen. Er entwarf bereits mit glühender Phantasie die lachendsten Zukunftsbilder. Schien es doch, als ob jetzt erst, mit dem Besitz des schönen Mädchens, der rechte Schwung in seine Seele gekommen wäre und mit ihm die Zuversicht, die leuchtenden Ziele zu erreichen, die an seinen trunkenen Künstleraugen vorüberzaukelten.

Plötzlich bemerkte er ihre Schweigsamkeit: „Warum bist du so still? Traust du mir nicht die Kraft zu, schon jetzt für uns Beide ein Heim zu schaffen? Habe ich dir nicht das Gelingen meines Lachenden Lebens zu verdanken? Ich will mich nicht mit Illusionen tragen, aber ich denke wohl, das Bild wird gefallen, und ist erst einmal mein Ruf gegründet, dann erwerbe ich spielend so viel wie wir bedürfen. Oder fürchtest du die Besorgniß deiner Mutter, die das Glück ihres Kindes nicht den Händen eines armen Malers anvertrauen will? Sage mir, wie und wann ich sie sprechen kann, und ich will ihr meine Wünsche und Hoffnungen offen darlegen, und das noch heute, wenn du es wünschst.“

„Nein, nein,“ entgegnete Elisabeth. „Warten wir den Erfolg deines Bildes ab, er wird nicht ausbleiben, wenn mich nicht Alles trügt, und dann hoffe ich wohl.“ —

„Du hast Recht, Elisabeth, du bist ja mit all' deinem kindlichen Uebermuth so wunderbar klug. Wenn mein Lachendes Leben nur ein wenig Beifall findet, dann kann ich doch mit weit größerer Sicherheit vor deine Mutter hintreten und um deine Hand werben. Nun will ich mich beeilen, das kleine Werk zu beenden, damit es noch für die nächste Ausstellung fertig wird.“

„Vortrefflich! und wenn dein Lachendes Leben aufsehen und Bewunderung erregt, dann hoffe ich, daß auch uns, trotz all' deines Künstlerstolzes, ein lachendes Leben winkt.“ — Sie hatte ihren glücklichen Frohsinn bereits wieder gewonnen, der doch ihr eigenstes Element zu sein schien.

„Ich habe es ja bereits und halte es auf immer fest!“
„Leb wohl, Geliebter, ich darf nicht länger zögern!“ Ein letzter inniger Kuß, und Elisabeth schlüpfte rasch hinaus.

Am andern Morgen harrete Wellenberg in gespanntester Erwartung auf ihr Erscheinen. Er hoffte, sie würde sich zur gewohnten Stunde wieder einfänden, obwohl es freilich für sein Bild nicht mehr nöthig war. Sie war sonst regelmäßig eher gekommen, als Marie; heute lauschte er vergebens auf ihr leises Klopfen, mit dem sie sich gewöhnlich anmeldete. Statt ihrer kam ein Brief, in dem Elisabeth schrieb, sie hielte es besser für Beide, wenn sie eine Zeit sich nicht wieder sähen. „Die Ausstellung sei ja schon in den nächsten Wochen, dann werde sich Alles entscheiden.“

Wie aber auch das Geschick des Lachenden Lebens ausfallen möge, ihr Herz werde auf ewig ihm angehören, selbst wenn er noch so stolz ihre Liebe zurückweisen wolle. „Ich schreibe dir,“ schloß der Brief, „sobald Alles geebnet ist und du zu mir kommen und um meine Hand werben kannst. Sie gehört schon jetzt dir, und nichts auf Erden soll uns trennen. Deine Elisabeth.“

Das räthselhafte Schreiben versetzte den jungen Maler in die höchste Aufregung. Wenn auch die Versicherungen ihrer unerschütterlichen Liebe ihn beglückten, empfand er doch ihr plötzliches Fernbleiben wie einen harten Schlag, der die schönsten Blüthen seines Innern vernichtete. Wußte sie nicht, daß sich all' sein Leben nur noch in die Stunden zusammendrängte, wo sie erschien und ihre leuchtenden Augen die Sterne waren, die ihn begeisterten? Nun verlor plötzlich für ihn der Himmel seinen Glanz, das Leben seine Poesie. — Als Marie erschien, hatte er Mühe, seine tiefe, furchtbare Niedergeschlagenheit ein wenig zu verbergen.

Dennoch raffte sich Wellenberg gewaltsam auf. Die Geliebte stellte ihn auf eine schwere Probe, aber er mußte sie bestehen. Er durfte nicht jetzt in müßige Schwermuth versinken, sondern mußte sein Werk vollenden, um damit die Entscheidung herbeizuführen und die Hoffnungen zu rechtfertigen, die Elisabeth auf sein Gemälde setzte.

Auch Marie war heute schweigsamer als sonst. Wohl versuchte sie wieder zu lächeln und die gewohnte biegsame Stellung einzunehmen, die ihre feinen zierlichen Formen noch mehr hervorhob; aber ihr Lachen war so gezwungen, daß es den jungen Maler störte und er ihr endlich sagen mußte, er verlange heut' ihr übermüthiges glückliches Lächeln nicht. Nun hatte sie Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten; aber das junge Mädchen schluckte sie doch mit einem gewissen Trost hinunter. Plötzlich wandte sie sich Wellenberg mit den Worten zu: „Fräulein Elisabeth kommt heut' nicht, ich dachte mir es schon“, und ein triumphirendes, beinahe boshaftes Lächeln spielte um ihre Lippen.

Als sie sah, daß der junge Maler eifrig weiter pinselte und nicht einmal eine Frage an sie stellte, fuhr sie mit eigenthümlicher Betonung fort: „Ich sah gestern Nachmittag zufällig Fräulein Elisabeth und hätte sie kaum wiedererkannt, so fein sah sie aus. Ein graues Seidenkleid mit drei mächtigen Bolants hatte sie an, und erst der Hut! der war prachtvoll.“

Jetzt erst wurde Wellenberg auf die Plauderei der Kleinen aufmerksam. „Da hast du Fräulein Elisabeth sehr verkannt.“

„Bewahre! Ich ging gerade über den Damm, und der Wagen fuhr so dicht an mir vorüber, daß ich sie ganz nahe vor mir hatte. Ich war ganz versteinert, aber ich grüßte sie, da wurde sie über und über roth und beugte sich rasch auf die andere Seite.“

„Du wirst trotzdem Elisabeth verkannt haben.“

„Ich denke nicht dran“, eiferte Marie, die nun doch nicht die Tochter der Wäscherin verleugnen konnte. „Fräulein Elisabeth würde ich unter Tausenden herauserkennen; ich habe ja so lange dicht neben ihr gestanden.“

„Es ist ja völlig unmöglich!“ erklärte Wellenberg von Neuem: „Du hast dich doch getäuscht. Elisabeth hat ja kein Hehl daraus gemacht, daß sie in dürftigen Verhältnissen lebt.“

„Ach, das war nur eine Finte“, entgegnete Marie lachend. „Die hat das Modellstehen gar nicht nöthig, darauf möchte ich schwören.“

Wellenberg schwieg; er mochte noch immer den Reden Mariens keinen Glauben schenken. Es war ja offenbar Tollheit, was sie austrante. Elisabeth, seine Elisabeth, die zuerst durch die Noth getrieben und nach einem schweren Kampfe zu ihm gekommen war, sollte in prächtigster Kleidung in einem Wagen gefahren haben? — Nein, nein, die Kleine wollte gewiß nur in blinder Eifersucht ihre Nebenbuhlerin verleumdern.

Als Wellenberg nicht mehr antwortete, fuhr Marie lebhaft fort: „Ja, die hat es nicht nöthig. Sie sah noch mit einer jungen Dame, die ebenso gepußt war, in der eleganten Equipage, und

den beiden Damen gegenüber saß ein Herr, der Elisabeths Hand gar zärtlich zu drücken schien.“

Es war ja gar nicht möglich! Was die Kleine zusammenschwappte, konnte nimmermehr auf Wahrheit beruhen. Sie mußte sich geirrt, Elisabeth verkannt haben, und doch schlich ein leiser Argwohn über seine Brust und drohte alles Blütenleben darin zu vergiften. Wenn Marie dennoch recht gesehen, wenn Elisabeth wirklich in jener Equipage geessen hätte? Ein wilder Verzweiflungsschrei gellte durch sein Herz, und das sich unaufhaltsam herandrängende Wehe benahm ihm den Athem.

Ahnte die Kleine, was in ihm vorging, und wollte sie vollends ihr Werk krönen? Welch Bild der Unschuld, das durch ihr Modellstehen die höchste Vollendung erreicht hatte, auch Marie äußerlich war, in ihrem Innern sah es doch ganz anders aus. Sie war bereits weit über ihre Jahre gereift und konnte bei Gelegenheit eine Schlantheit entfalten, die man bei dem madonnenhaften Wesen am wenigsten gesucht hätte. Ohne auf seinen Schmerz zu achten, ja, mit der Absicht, ihn zu vermehren, begann sie nach kurzer Pause von Neuem: „Warum ist sie heut nicht gekommen? Da haben Sie es deutlich. Sie scheut sich, weil ich sie erkannt habe. Ja, wenn sie noch allein gewesen wäre —“

Weiter kam Marie nicht; sie hielt erschrocken inne, denn der Maler hatte mit einer heftigen Bewegung seinen Pinsel fortgeworfen, daß er auf der Diele weit hinschoß. Er schlug jetzt die Hände vor das Gesicht und neigte den Kopf, um die Verzweiflung zu verbergen, die durch seine Brust stürzte.

Durfte er noch an ihrem falschen Spiel zweifeln? — Warum war sie heut nicht gekommen, und warum wollte sie für die nächste Zeit jedes Wiedersehen vermeiden? — Dann ihr räthselhafter Brief! — Das Alles stimmte zusammen. Die Kleine hatte nur zu gut gesehen, und Elisabeth war für ihn verloren. —

Wellenberg richtete langsam den Kopf wieder in die Höhe; sein halb verstörter Blick fiel auf das Bild. Dort lachte voll Uebermuth Elisabeth auf ihn herab. — Nein, nein, diese Züge konnten nicht lägen! In diesem herrlichen Antlitz jubelte und jauchzte der köstlichste Frohsinn, aber es zeigte auch einen Himmel voll Unschuld, und er hatte das Alles nur dem lebenden Original entnommen. . .

Nein, nein! Elisabeth war nicht so schlecht, um ein solch schändliches Spiel mit ihm zu treiben. — Nein, er durfte nicht an ihr zweifeln, wollte er sich nicht selbst verlieren, und der Gedanke, daß sich Marie dennoch geirrt, wirkte förmlich befreiend und erlösend. Nun vermochte er wieder seine Kunst auszuüben, und ohne Weiteres griff er, zum Erstauen des jungen Mädchens, von Neuem zu seinem Pinsel, um sein Werk zu vollenden.

Marie konnte dies Benehmen des Malers nicht begreifen. Er mußte wohl doch in Elisabeth nicht so verliebt sein, wie sie geglaubt, sonst würde er die Sache weit ernster genommen haben. Jetzt, da ihre Nebenbuhlerin fort war, durfte sie weit eher hoffen, den jungen Künstler für sich zu gewinnen. Er war freilich nicht Professor, konnte es aber noch werden, und dafür war er schöner und jünger als sein Oheim. Längst hatte sie mit dem größten Reide gesehen, daß Wellenberg all seine Aufmerksamkeit nur dem andern Modell zuwandte und für dies allein Augen hatte. Und Elisabeth war doch nicht so schön, wie sie selbst. Hatte ihr nicht der Professor oft gesagt: „Kind, du wirst in einigen Jahren Alle überstrahlen“ — und sie glaubte dies schon jetzt erreicht zu haben. Eine maßlose Eitelkeit hatte sich ihrer bemächtigt, und durch ihr Modellstehen hielt sie sich für etwas ganz Besonderes. Die Bilder, die der Professor nach ihr malte, wurden ja allgemein bewundert, und so hatte sie früh gelernt, sich ihrer Schönheit völlig bewußt zu werden. Je mehr ihr Madonnengesichtchen Aufsehen erregte, je leerer war ihr Inneres geblieben. Auch zu dem jungen Maler war nicht die rechte, Alles überwältigende Liebe in ihr Herz eingezogen; aber sie konnte es nicht ertragen, daß er Elisabeth den Vorzug gab, und war ganz unglücklich darüber. — Nun glaubte sie selbst und bildete es sich ein, daß sie Wellenberg liebe, und empfand den tiefsten Schmerz über seine Gleichgültig-

keit. — Wenigstens wurde ihr die Befriedigung, daß sich der junge Künstler in Elisabeth gründlich getäuscht hatte. Vielleicht war er noch immer nicht davon überzeugt; aber der Beweis mußte ihm schon endlich in die Hand kommen.

Früher als sonst schloß Wellenberg die Sitzung, und zur größten Bestürzung Mariens erklärte er dann, daß er vorläufig ihre Dienste nicht weiter brauche und sie in etwa vierzehn Tagen wieder einmal anfragen könne. Er zahlte ihr eine für seine Verhältnisse sehr anständige Summe aus und war froh, als er sich endlich allein befand. Jetzt konnte er wieder seinen Gedanken nachhängen und weiter grübeln, was an dem Geschwätz Wahrheit sei. —

Das Bild war vollendet, die Ausstellung wurde in den nächsten Tagen eröffnet; er hatte inzwischen freie Zeit, um das Geheimniß zu ergründen — Wenn wirklich Marie sich nicht geirrt, dann mußte ihn doch einmal der Zufall begünstigen und er Elisabeth irgendwo treffen. Wie er aber auch in den belebtesten Straßen der Hauptstadt zu allen Tageszeiten herumwanderte, wie aufmerksam er auch überall umher spähte, er konnte sie nirgends bemerken. Keine Equipage, in der Damen saßen, entging seinen scharfen Maleraugen. In diesen stillern Tagen des Augusts, wo die vornehme Welt noch in den Bädern und auf Reisen weilte, hätte er sie weit leichter entdecken müssen; doch blieb all sein eifriges Forschen und Spähen vergebens. Weder die in eleganter Equipage fahrende Elisabeth, die Marie gesehen haben wollte, noch seine einzige theure Elisabeth, im einfachen Natunkleidchen, begegnete seinen rathlos suchenden Augen.

Die Ausstellung wurde eröffnet. — Wie hätte sonst Wellenbergs Herz der Entscheidung entgegengeschlagen, jetzt fand er nicht einmal den Muth hinzugehen. — Selbst die Nachricht, daß sein Bild vom Kunstverein angekauft worden, ließ ihn gleichgültig. Was hatte das Alles noch für ihn zu bedeuten, seitdem Elisabeth für ihn verloren war, denn vergeblich wartete er auf die Erfüllung ihres gegebenen Versprechens. Das Schicksal des Bildes sollte ja auch ihr beiderseitiges Geschick entscheiden, und sprach nicht der Ankauf des „Lachenden Lebens“ dafür, daß es Beifall gefunden hatte? — Ach, für ihn war das „Lachende Leben“ zu grenzenloser Qual geworden, er mochte es nicht wiedersehen, denn er fürchtete, daß dann die Verzweiflung ihn völlig überwältigen würde. —

Von seinem Glück hatte er damals sogleich seinem Oheim Mittheilung gemacht, und heute erhielt er bereits die Antwort. Die Worte seines Verwandten klangen ihm jetzt wie die bitterste Ironie. Der Professor hatte ihm zu seiner Herzenswahl aufrichtig Glück gewünscht, und aus jeder Zeile ging deutlich hervor, an welcher Wunde der seltsame Mann langsam verblutete. „Wie erquidst dich dein genialer Leichtsin, der nichts weiter befragt, als sein Herz“, schrieb der Oheim: „und zuletzt bist du doch der Glücklichere. Wenn du Etwas erreichst, dann kann dir Niemand nachsagen: Ach, ohne das Vermögen seiner Frau wäre er nichts geworden, während es so klar wie das Sonnenlicht ist, daß nichts so sehr das Ringen und Streben des Künstlers lähmt, als eben dies Vermögen. Wie hoch oder wie niedrig das Ziel, das du erlangst, du wirst immer mit Befriedigung darauf blicken und jedes Glück ganz anders genießen, weil es deine eigene Schöpfung ist. — Deine Elisabeth ist also wirklich so wunderschön, schöner noch als Marie! — Und sie ist arm; sie wird Alles aus deinen Händen empfangen, du Glücklicher! Selbst hier im ewigen Rom bleibt mir nichts Anderes übrig, als dich um dein „Lachendes Leben“ zu beneiden, das du auf immer haben sollst.“

Wie anders hätte Wellenberg diese Zeilen aufgenommen, wenn er an seine arme Elisabeth noch hätte völlig glauben können; jetzt berührten sie ihn doch wie Hohn und erhöhten noch die düstere, zerrissene Stimmung, in der er sich befand. — Zu seiner Verwunderung erhielt Wellenberg am andern Tage vom Grafen Löwenberg einen Brief, worin dieser ihn in der verbindlichsten Weise zu einem Besuch einlud, um mit ihm über eine Bestellung zu sprechen. Sollte sein Oheim, der Professor, gemeint

sein? Aber ein Irrthum war nicht möglich, denn die Adresse lautete ausdrücklich: „An den Maler Otto Wellenberg.“

Obwohl der junge Künstler durchaus nicht in der Laune war, einen solchen Besuch abzustatten, wollte er doch nicht unhöflich erscheinen und ging deshalb zur bestimmten Stunde hin.

Graf Löwenberg bewohnte eine prächtige Villa in einer der abgelegensten Straßen am Rande des Thiergartens. Er war als eifriger Kunstmäcen bekannt und durch seine Noblesse und große Lebenswürdigkeit allgemein beliebt. Da Wellenberg seine Studien in Düsseldorf zurückgelegt und dort bis vor wenigen Monaten gelebt hatte, so war er freilich mit dem Grafen noch nicht persönlich in Berührung gekommen, obwohl er durch seine Kollegen bereits öfter den Namen gehört hatte.

Schon der Empfang der Dienerschaft sagte dem jungen Maler, daß in diesem Hause Künstler zu den geachteten Leuten gehörten. Er wurde mit größter Höflichkeit in ein Zimmer gewiesen und gebeten, nur einen Augenblick zu verweilen.

Das ziemlich große Gemach war mit Gemälden von jetzt Lebenden gefüllt, und zu seiner höchsten Ueberraschung erblickte er an hervorragender Stelle und in bester Beleuchtung eines seiner frühesten Bilder, mit dem er sich zuerst Anerkennung erungen und bei Kennern gewisse Hoffnungen erregt hatte. Das unerwartete Wiedersehen seines Jugendwerkes an diesem Orte berührte ihn eigenthümlich, und noch im Anschauen des Bildes versunken, hatte er nicht bemerkt, daß sich die Thür leise geöffnet und eine Frauengestalt eingetreten war. Erst das Rauschen ihres seidnen Kleides machte ihn aufmerksam; er wandte den Kopf und „Elsbeth!“ fuhr es von den bebenden Lippen, aber er suchte sich von seiner Bestürzung rasch zu erholen und stammelte sich tief verbeugend: „Verzeihen Sie, Frau Gräfin! — Eine seltsame Aehnlichkeit — ich glaubte —“

Statt aller Antwort schlang sie die Arme um ihn. „Und du willst mich nicht wiedererkennen, du böser einziger Mensch?! Oder willst du wirklich deine Elsbeth von dir stoßen, weil sie zufällig das Unglück hat, nicht ganz so arm zu sein, wie du es wünschst, du stolze, hochmüthige Künstlerseele! Aber zieh' immer die Stirn kraus und sieh mich fremd und finster an“, fuhr sie lächelnd fort und ihre Augen strahlten, „ich lasse doch nimmer von dir, und du magst mein Herz zertreten, du kannst mich nicht zwingen, dich nicht mehr zu lieben.“

„Du — Sie — Elsbeth, wäre es möglich?! —“

„Ich bin deine Elsbeth, dein lachendes Leben!“ und auf ihrem Antlitz zeigte sich wieder jener helle Sonnenschein, der ihn so sehr beglückt und bezaubert. „Aber du brauchst nicht so stolz und starr drein zu schauen, wenn du auch plötzlich durch dein neuestes Gemälde ein gefeierter und berühmter Künstler geworden bist; oder trägst du nun schon den Kopf zu hoch, um dein ‚Lachendes Leben‘ zu beachten, das zu dir demüthig emporschaut?“ Mit dem glücklichsten Uebermuth blickte sie ihn an, und jetzt wußte er, daß es seine Elsbeth war, die er in den Armen hielt und deren dunkle, leuchtende Sterne sich mit alter Zaubermacht in seine auffauchenden Seele senkten. „Elsbeth, wie kommst du hierher? Welch' neues Märchen willst du mir dichten, du wunderbare Märchenfee?“

„Du hast's getroffen, das war von je der heißeste Wunsch meines Herzens, den Mann, den ich liebe, einmal wie eine Märchenfee zu umgeben. Er soll nicht müde werden durch das Glück, das ich ihm schaffe, sondern nur an meiner Seite immer neue Kraft gewinnen, um das Höchste zu erstreben, und so darfst du nicht klagen und vor mir scheu zurückweichen, daß ich nicht zufällig blutarm und gezwungen bin, Modell zu stehen, sondern Comtesse Löwenberg heiße, die aber bis zu ihrem letzten Athemzuge dein lachendes Leben bleiben soll.“

„Aber so erkläre mir wenigstens das Räthsel —“

„Du sollst Alles erfahren, setze dich hier an meine Seite und höre mir achtsam zu.“ In ihren Worten, ihrem ganzen Wesen spiegelte sich der übermüthige, glückliche Frohsinn wieder, der ihr eigen war. „Ich bin leider, wie ich dir schon bekannt habe, eine

geborne Gräfin und habe mich als solche gründlich gelangweilt. Meine Eltern starben früh, ich wurde bei einer alten Tante in Wien erzogen, die als ehemalige Oberhofmeisterin der Kaiserin die Höflichkeit und Etiquette selbst war. Wie die alte gute Frau mich gehofmeisteret hat, kann ich dir gar nicht sagen.“ fuhr Elsbeth mit einem komischen Seufzer fort. „Mein lebhaftes, fröhliches Temperament hat schwer darunter gelitten; aber vielleicht hatte die alte Tante ebenfalls mit dem jungen Blut einen sehr schweren Stand; denn es gelang ihr nicht, dasselbe in die gewünschten gemessenen Schranken zu bringen. Vor einigen Monaten starb die Tante. Mein in Berlin wohnender Oheim, ein jüngerer Bruder meines Vaters, bot mir sein Haus als Zufluchtsstätte an, und hier konnte ich endlich von dem Druck der Etiquette ansathmen. Ich fand in dem geistesfrischen Grafen und seiner Tochter wahlverwandte Naturen, und nun mußte mein lange niedergehaltener, jugendlicher Uebermuth um so mächtiger emporschwellen. Eine heiße Sehnsucht nach irgend einem kleinen, romantischen Abenteuer verzehrte mich förmlich. Man hatte mir schon in Wien oft gesagt ich sei das prächtigste Modell irgend einer Göttin. Ob das wirklich wahr sei, ob ich die Aufmerksamkeit eines Malers erregen würde, mußte ich wissen. Mein Oheim war auf einige Tage verreist und nun entwarf ich mit meiner Cousine den Plan, mich bei einem Maler als Modell anzumelden. In ihrer romantischen Neigung suchte mich Cäcilie nach Kräften darin zu unterstützen. Sie empfahl mir, mich an Professor Wellenberg zu wenden, der sei reich verheirathet, ein Gentleman, und male meist Heiligenbilder und dergleichen, da habe es gar keine Bedenken. Ach, du hast gar keine Ahnung, wie wir Beide, Cäcilie und ich über die Maske gelacht und im Voraus uns das Vergnügen ausgemalt haben, wenn der Professor einmal sein Modell, die arme Beamtentochter, im Hause des Grafen Löwenberg wiederfinden würde. Alles ging nach Wunsch“, erzählte Elsbeth in ihrer heitern, übermüthigen Weise weiter. „Mir klopfte wohl etwas unruhig das Herz, als ich in meinem Kattunkleidchen das Haus des Professors betrat, aber es sah Alles so solid und ehrbar aus. Was hatte ich da zu fürchten! Man wies mich in das Atelier. Der alte Diener klärte mich nicht auf, daß der Herr Professor in Italien und an seine Stelle ein sehr gefährlicher Mensch, sein Nefte, getreten sei.“

„Ach, wie danke ich jetzt dem alten, schweigsamen Mann, daß er mit den Worten so kargt, als ob sie einen besonderen Werth hätten!“ rief der junge Künstler und schlang zärtlich seinen Arm um Elsbeths Nacken.

„Du lässest mich ja nicht ruhig anserzählen“, scherzte sie: „Doch was soll ich noch sagen? Ich erfuhr den Irrthum zu spät. Nur zu einer Sitzung hatte ich erscheinen und dann auf immer verschwinden wollen; aber ich vermochte es nicht. Wie mit Zauberbanden zog es mich immer wieder zu dir hin. Ach, was habe ich damals gelitten in dem Gedanken, daß du für mich verloren warst.“

„Und glaubst du wirklich, daß ich jetzt mein Vorurtheil gegen Rang und Reichthum aufgeben werde?“ Während er sie noch fest umschlungen hielt, blickte er ihr sehr ernst ins Antlitz.

Sie erschraf. „Ah, du wärst nicht die große Künstlerseele, die du bist, wenn du durch ein solches Vorurtheil unser Glück zertreten könntest. Und bist du mir nicht ebenbürtig durch deine Kunst?“ fuhr Elsbeth lebhaft und mit stürmischer Beredsamkeit fort: „Hat nicht dein ‚Lachendes Leben‘ dich mit einem Schlage in die Reihen unserer ersten Maler gestellt? Denke doch, welcher einstimmigen Beifall dein Bild bei der Kritik und beim Publikum gefunden hat.“

„Du malst mir kein Trugbild vor, das wäre wirklich?“

„Und wo hast du diese Zeit über gelebt, daß du es nicht weißt?“ entgegnete sie verwundert.

„Ich habe mich um nichts gekümmert, denn ich war seit deinem räthselhaften Verschwinden zu unglücklich.“ Welch' häßliche eifersüchtige Gedanken sich in seiner Seele umhergewälzt,

mochte er nicht bekennen, aber mit ihrem gewohnten Scharfblick errieth sie wenigstens die Ursache seiner Unruhe: „Ach, meine Kollegin hat dir unsere Begegnung ausgeplaudert. Gerade an dem Tage kehrte mein väterlich liebevoller Oheim von seiner Reise zurück, wir holten ihn im Wagen vom Bahnhof ab und freuten uns des Wiedersehens. Da wollte es das Unglück, daß mich Marie sehen mußte und wie ich leider bemerkte, auf der Stelle erkannte, trotz der großen Veränderung, die mit ihrer Kollegin vorgegangen war. Nun wagte ich gar nicht mehr das Haus meines Oheims zu verlassen, weil ich dir nicht eher begegnen wollte, als hier, wo ich dir Alles ruhig und ungestört erklären konnte. Hab' ich dies nun redlich gethan? Bist du mit mir zufrieden?“

Er drückte nur, statt aller Antwort, einen heißen Kuß auf ihre blühenden Lippen.

„Und nun komme zu meinem Oheim, daß wir uns als glückliches Brautpaar vorstellen können.“

Selbst der empfindlichste Künstlerstolz wäre vor der Lebenswürdigkeit zusammengeschrumpft, mit der Wellenberg von dem

hochgebildeten Grafen und seiner Tochter empfangen und als völlig Gleichstehender behandelt wurde. Die Begeisterung für die schönen Künste wob bald um diese edlen, reichbegabten Menschen ein inniges Band. —

Nun hatte freilich Wellenberg seinem Oheim zu bekennen, daß sich das arme Modell zu seinem „Lachenden Leben“ in die reiche Comtesse Löwenberg verwandelt habe. Der Professor, der für immer in Italien bleiben wollte, hielt mit einigen sarkastischen Bemerkungen nicht zurück und warnte zugleich vor den weichen Polstern, die ihm die Frau Gräfin zurechtlegen werde, und vor dem zu großen Glück — das immer entnerve; aber der sonst so scharfblickende Mann und kühle Rechner sollte diesmal nicht Recht behalten. Wellenberg blieb seiner Kunst getreu, und das liebende Weib an seiner Seite wußte die Flamme des Genius stets von Neuem in ihm zu schüren, so daß er immer Höheres und Vollendetes zu schaffen vermochte, und zu gleicher Zeit sorgte sie mit wahrhaft bewundernswürdiger Hingabe dafür, daß sein ganzes Dasein — ein lachendes Leben blieb.

Sommerfrische.

Novelle

von

E. Belh.



In allen großen, eleganten und in sämtlichen kleinen Badeorten klagte man über die Hitze; selbst diejenigen Sommerfrischler, welche sich in die Berge geflüchtet hatten, seuzten und waren längst müde geworden, zu klettern und zu steigen, und gingen einen ungewohnt gemäßigten Schritt. Es wurde ein allgemeiner Nothschrei endlich unter der reisenden Welt laut: „Wohin gehen wir, um frische, erquickende Luft zu athmen?“ Von Nord und Süd und Ost und West dieselben Klagen, und die Zeitungen trugen sie gewissenhaft überall hinaus, zum Verdruß der Badewirthe und zum Schreden der reisefertigen Städter.

Solch ein vereinzelter Nothschrei hatte sich auch in den „Anzeiger“ des kleinen Harzstädtchens S. verloren, der wöchentlich einmal erschien und zwar am Sonnabend Nachmittags, wo er, mit allerhand veralteten Nachrichten beladen, die Druckpresse verließ. Das Exemplar, auf welches sich an einem Julitage ein Paar wunderschöner, tiefblauer Mädchenaugen hefteten, war noch feucht und roch stark nach Druckerwärme, was aber die Leserin nicht störte, denn sie hatte gerade die Klage der Sommerfrischler gefunden und schüttelte lächelnd den Kopf über dieselbe.

„Nein,“ sagte sie halblaut vor sich hin, „wie die Menschen klagen und sich anstellen — frische und gesunde Luft sänden sie Alle hier in unserm Dertchen und unsern Bergen. Bei uns ist's noch Niemand den Sommer über zu warm geworden, selbst denen nicht, die draußen in Wief und Feld arbeiten müssen. Sie sollten hierher kommen, die armen Leute aus den engen, dumpfen Städten, das würde einmal bunt und lustig!“

Sie lachte silberhell auf, warf den „Anzeiger“ ohne jeden Respekt für das klerartige Ortswappen, das er an der Stirne trug, neben sich auf die Steinbank, stützte die Arme auf die uralte, graue Mauer und sah hinüber auf die Berge. Dieselben stiegen in der Entfernung von etwa zweihundert Schritten hoch und fessig empor, von den Tannen, mit welchen sie bewachsen waren, drang würzige Luft hinunter in das enge Thal, in dem der kleine Landfleck S. lag. Derselbe bestand fast nur aus einer einzigen Straße, welche sich lang an dem klaren Bergflüßchen hinzog, das im Sommer so unschuldig dahinsfloß und im Winter zum reisenden Strom anzuwachsen pflegte, der entwurzelte Stämme und ganze Erdschollen mit sich fortriß. Die Häuser waren meistens aus Holz mit grauen Schindeldächern, klein und dürrig, denn die Bevölkerung des Orts bestand nur aus Waldarbeitern und Köhlern. Der Kirchturm ragte nicht hoch empor, und das Pfarrhaus und daneben die Förstlerwohnung waren die einzigen Häuser, welche sich eines „Obenauf“, wie man ein zweites Stockwerk im Dertchen nannte, zu rühmen hatten. Mit dem grauen Gebäude, welches innerhalb der dicken Steinmauer lag, an welcher das junge Mädchen lehnte, konnten sie freilich nicht wetteifern. Dasselbe war hoch und spitz-

giebelig, unten mit fünf Fenstern in der Front beginnend und bis auf eins in der Höhe auslaufend, hatte dicke Mauern und war altersschwarz. Zehn Schritte davon lag ein runder Thurm, einer Warte ähnlich, aber wohlerhalten. Auf der Spitze trug er einen mit der Zeit seines Goldglanzes beraubten Wetterhahn. Haus und Thurm machten einen absonderlichen, beinahe vornehmen Eindruck und hoben sich malerisch von dem grünen Hintergrund der Berge ab, die das Thal zu schließen schienen. Links an die Steinmauer stieß der Lattenzaun des kleinen Friedhofs, auf welchem nur wenige Kreuze und einige angepflanzte Tannen als dürftiger Gräber Schmuck zu sehen waren.

Die Sonne kam spät über die Berge und ließ das Thal früh wieder im Schatten; Blumen gediehen dort kaum; die Leute hatten auch keine Muße, sie zu pflegen, und der größte Flor, der dann und wann in irgend einem kleinen Gärtchen zwischen Küchen- gewächsen aufstach, bestand aus Rosmarin und Goldblat; nur vor dem einen Fenster des Thurmes waren auf einem Blumenbrett viele bunte Nelken und einige Rosenstöckchen sichtbar. Ganz im Hintergrund, dort wo der Fluß das Thal verließ, ragte ein anderes Thurndach empor, das eines Schlosses, welches, auf dem Berg gelegen, die Ebene jenseits beherrschte. Im Thal von S. war außer der höchsten Spitze aber nichts von dem interessanten und malerischen Bau zu erblicken. —

Ueber der Steinbank an der Mauer reckten zwei hohe, düstere Fichten ihre Häupter in die Luft, sie mochten ebenso wie die grauen Steinwände manchem Sturme getrost haben. Gegen den einen der Stämme hatte die Leserin des „Anzeigers“ jetzt ihr blondes Köpfchen gelehnt und sah einem Vogel zu, der in den Zweigen hin und her sprang; aber obwohl ihre Blicke dort gefesselt schienen, ihre Gedanken waren mit ganz Andern beschäftigt, und zwar mußten es heitre Dinge sein, mit denen sie sich befaßten, denn sie lachte aufs Neue hell auf:

„Es wäre lustig! Wie anders würde es in unserm stillen Thale dann aussehen!“ wiederholte sie nach einer Pause. „Es wäre wie auf den Bildern aus der Schweiz, welche mir der Eugen im vorigen Jahre brachte, überall bunte Kleider zwischen den grünen Bäumen, Herren mit Brillen und Damen mit Bergstöcken in den Händen; ach, wenn solch ein Schwarm einmal den Dierkeskopf“ — ihre kleine Hand zeigte dabei nach dem höchsten, kegelförmigen Berge — „hinaufkletterte, das müßte von hier spassig aussehen!“

„Nein,“ unterbrach sie sich dann, „ich wüßte doch nicht, ob ich das möchte. Der Eugen sagt, die Fremden bringen die Poesie um, die in den stillen Wäldern ihr Muhl aufgeschlagen, er möcht's nicht, so wenig wie eine Eisenbahn durch unser Thal leuchten und rasseln sehen — und — ich möcht's auch nicht!“

„Lotte, Lotte!“ rief eine laute Frauenstimme aus dem grauen Hause. Das Mädchen wandte den Kopf.

„Ach ja, ich habe mein Zimmer und den Sonnabend und Alles vergessen über dem dummen „Anzeiger“ da, meinnetwegen mögen die Städter . . . ach, was kümmer't's auch mich!“ Sie sang die Anfangstrophe eines Liedchens lustig wie eine Lerche

und wollte in das Haus eilen; noch vor der Schwelle blieb sie jedoch wieder stehen und lauschte. Ganz schwach klang es aus der Ferne wie Wagengeroll. Sie legte, um deutlicher zu hören, die Hand an das Ohr und ging an den früher innegehabten Platz zurück.

„Das muß ich erst sehen,“ sagte sie heiter, „gewiß der alte Doktor aus H., oder der Amtmann von dort, welcher irgendwo Gerichtstag hält, meistens nimmt er seine Frau auf der Fahrt mit, und die sitzt so köstlich steif in der alten Kutsche mit den lahmen Gäulen, oder . . .“

Das Rollen kam näher, jetzt sah man die Pferde, den Postillon auf dem Bod . . . „Extrapost! — das wäre doch!“

In dem langsam fahrenden Wagen saß eine Dame. Sie hatte sich nachlässig zurückgelehnt und sah rechts und links an den Bergen empor. Jetzt mußte sie das graue Haus gewahren, das ihr augenscheinlich auffiel, denn sie hob die Vorknetze. Das junge Mädchen blickte erstaunt auf die zierliche, in leichte Sommergewänder gehüllte Gestalt und — jetzt wurde auch auf sie das Glas gerichtet. Heiße Röthe stieg in ihr liebliches Gesicht; sie hätte, wäre es ihr selber nicht kindisch vorgekommen, schleunig ins Haus fliehen mögen wegen des forschenden Blickes, den sie auf sich ruhen fühlte. Nun war der offene Postwagen ganz nahe, die Dame berührte mit dem spitzenbedeckten Sonnenschirm die Schulter des Postillons, und derselbe hielt die Pferde an — dicht unter der Mauer, auf welche Lotte ihre Arme gestützt hatte und sprachlos und erstaunt herabblückte.

Die Fremde neigte mit leichtem Gruß ihr Haupt.

„Mein Fräulein, darf ich eine Bitte an Sie richten? Sie sehen so freundlich aus und werden mir sicher ein Glas Milch reichen lassen. Ich bin dem Durstigen nahe, sah nirgends ein Wirthshaus und die Häuser erschienen mir wie ausgestorben; zudem verstand der plattdeutsch redende Kutscher mich auch nicht!“

Die Angeredete erglühete wieder, verbogte sich, war im Nu an der eisenbeschlagenen Holzhür, welche auf die Landstraße führte und öffnete dieselbe.

„Soll ich aussteigen?“ fragte die Dame ein wenig zweifelnd, erhob sich dann aber schnell, sprang ohne Hülfe aus der Kalesche und rauschte wie eine lila Duftwolke auf das in der Thür stehende junge Mädchen zu. Sie war klein und zierlich; unter dem weißen Hüte, welchen Fliederblüthen schmückten, schaute ein feines Gesichtchen hervor, in dem lebhaft, grüngraue Augen blühten. Die Nase war fein, der Mund schwellend und frisch, die Wangen leicht von Röthe angehaucht. Sie trug ein lila Seidenkleid mit durchsichtig weißem Ueberwurf.

„Ah, endlich einmal kein Staub!“ sagte sie, auf den Fahrweg zurückblickend und tief aufathmend, „und welche Lust, wie frisch und herrlich, und welche Ruhe!“ dann ging sie schnell die Stufen hinauf; oben aber blieb sie wieder mit einem Ausruf der Verwunderung stehen:

„Mein Gott, das ist ja reizend! Der Thurm, das Haus, das sieht ja wahrhaft romantisch aus! — Fräulein, wie —“

sie redete nicht aus, denn das junge Mädchen war eben ins Haus gegangen. Sie musterte wieder mit der Vorknetze das alte Gebäude, sah hinüber nach den Bergen und setzte sich auf die Steinbank unter den Fichten nieder. Jetzt kehrte auch Lotte zurück, den gewünschten Trunk auf einem zierlichen Brett tragend. Die schöne Frau griff danach und leerte das Glas bis zur Hälfte.

„Vortrefflich! — aber sagen Sie, mein Fräulein, das ist ein uraltes Gebäude, wie heißt es, und was ist es?“

„Sie nennen es im Ort das graue Haus!“ war die Antwort.

„Und seine ursprüngliche Bestimmung?“

„Es war einst ein Ordenshaus, so viel ich weiß — der Eugen wird es besser wissen!“

„Der Eugen? Wer ist das?“

Das Mädchen erröthete nochmals unter dem forschenden Blick, aber sie wagte nicht, den Fragen des so energisch redenden Mundes auszuweichen.

„Der Eugen ist — der Schullehrer!“

„So — und der weiß es natürlich! Schullehrer sind allemal Ortsgelehrte und Autoritäten. Es ist ein interessantes Gebäude, besonders der Thurm!“

„Dort ist mein Stübchen!“ sagte Lotte, auf das Fenster mit den Vellen zeigend.

„Prächtig! wissen Sie, daß ich Sie um dasselbe beneiden möchte, um diese Luft, um diese Stille; ja — um diese Stille,“ wiederholte sie dann noch einmal leiser.

„Sie?“ sagte das Mädchen. Ihre tiefblauen Augen öffneten sich staunend, und die Blicke wanderten vergleichend von dem eleganten Modegewand der Fremden auf ihr eigenes, einfaches Kattunkleid. „Sie? O, unmöglich!“ setzte sie dann kühner hinzu.

„Doch,“ entgegnete Jene und fuhr mit dem Spitzentuch über ihren Mund, „ich möchte hier sein, hier gleich bleiben, nicht im Dorf, dort im Thurm!“

„Ah!“ sagte Lotte, „Nun weiß ichs!“ sie lächelte dabei ganz zutraulich und blickte verständnißvoll auf den „Anzeiger“ mit dem kiezartigen Wappen. „Sie kommen aus der Stadt, oder einem Badeort, wo es so schrecklich heiß ist. Ich habe davon gelesen, es muß schlimm sein, so ohne Luft und Frische. — Ja, wenn wir nur . . . aber im Ort das Wirthshaus ist schlecht und . . . dann wandte sie sich schnell und deutete nach der Thür, „da ist die Tante!“

Den Weg vom Hause herab kam eine ältliche, hochgewachsene Frau, ganz grau gekleidet, in seltsam strammer Haltung. Sie richtete streng forschend die Blicke auf die elegante Fremde, verbogte sich aber im Näherkommen mit fast höflicher Gewandtheit. Es lag etwas Gebietendes, Bornehmes in der Erscheinung der alten Frau, und die Fremde stand unwillkürlich auf, als dieselbe herangetreten war.

„Ich war eine Durstende, welche Ihre Richte erquidete, Madame!“ sagte sie lächelnd und sank auf den Steinisch zurück.

„Mein Name ist Ulrike Nebenstein — und ich war nie vermählt!“ erwiderte die Graue und schien zu erwarten, daß sich auch die Fremde nun vorstellen werde; dieselbe beachtete diese stille Aufforderung aber nicht, sondern fuhr in dem Plauderton eines fröhlichen Kindes fort:

„Es ist bezaubernd hier, wunderbar — und ich wollte, ich könnte hier bleiben!“ —

„O,“ fiel Lotte ein, indem sie die eine dicke Flechte, welche sich verschoben, wieder auf den Hinterkopf zurechtlegte, „so einsam im Winter, Alles verschneit, zu einsam!“

„Im Winter — o nein, ich meine einige Wochen Sommerfrische! Wie herrlich müßten sich dieselben verträumen lassen. Ich bin in Baden gewesen, in Rissingen, zum Sterben vor Hitze! Und in L., dem kleinen Harzbade, ist's entsetzlich, keine rechte Ruhe, aber langweiliges Philistertum, hier kann man allein sein, so recht allein, nicht wahr?“

„Wir sind es immer, Sommer und Winter,“ sagte das graue Fräulein, „wir sind daran gewöhnt.“

„Ganz allein?“ wiederholte die lebhaftere Frau erstaunt, „und das erträgt das junge Mädchen?“

„Sie kennt es nicht besser!“

Es trat eine Pause ein, die Fremde sah sinnend vor sich nieder und zeichnete mit dem Sonnenschirm Figuren in den Sand. Die Postpferde unten wieherten und stampften ungeduldig mit den Füßen; ihr Führer saß auf der Erde und hatte den Kopf gegen die Steinwand gelehnt und die Augen geschlossen. Im Dertchen war kein Laut vernehmbar; das Wasser rauschte an den Felswänden hin, und ganz in der Ferne klangen Artschläge durch den Wald.

Endlich hob die junge Frau das hübsche Haupt, ein Lächeln spielte um ihren Mund; sie sah wie ein bittendes Kind aus, das der Erfüllung seines Wunsches sicher ist. Mit einer schnellen Bewegung legte sie die feinbehandschuhten Finger auf die Knöchelchen der alten Jungfer und sah ihr ins Gesicht:

„Ich bin eine Wittve aus B., mein Name ist Helene Alten. — Sie sind allein in dem großen Hause dort; haben Sie für

einige Wochen Platz darin für mich — Sie verstehen, als Mietherin?"

Ein Freudenchein flog über das frische Gesicht des jungen Mädchens.

"Ich gebe mein Thurmzimmer her, — nicht wahr Tante?" rief sie schnell und hätte fast lustig in die Hände geklatscht. Das alte Fräulein richtete sich steif auf, löste die Hände im Schooß, so daß die Fremde gezwungen war, die ihrigen zurückzuziehen, hustete, verschlang die dünnen Finger wieder ineinander und erwiderte endlich langsam und mit scharfer Betonung:

"Frau Helene Alten, seitdem ich das graue Haus bewohne, es sind nun schon sechzehn Jahre, habe ich Niemanden von der schillernden und glänzenden Welt da draußen über meine Schwelle gelassen — wenn ich eine Ausnahme heute mit Ihnen mache, so kann ich mir zwar keine Rechenschaft geben, warum ich es thue — vielleicht weil Sie ein so hübsches Gesicht haben und ich die Schönheit von Jugend auf liebte, vielleicht auch um des Kindes willen, das wie in der Klosterstille hier lebt — genug, ich sage: Ja!"

"Tante, Tante!" rief Lottchen entzückt und beugte sich küßend auf die kalten Finger.

Frau Helene Alten lächelte fein und sagte: "Ich hoffe, Sie werden um der Ausnahme willen, welche Sie mit mir machen, nie Reue empfinden! — Aber ist es denn wahr, Kleine, das Thurmzimmer?"

"Gewiß, gewiß," jubelte das junge Mädchen, "die alten Mauern werden sich freuen, solch schönen Gast beherbergen zu dürfen!"

Frau Alten stand auf. "Schon morgen bin ich da," sagte sie, beiden Bewohnerinnen des "grauen Hauses" die Hände drückend. "Ich werde so glücklich sein hier, so recht glücklich!"

Ob der Postillon, erfreut über das fröhliche Gesicht seines schönen Fahrgastes, beim Hinausrollen aus dem kleinen Orte so lustige Weisen blies? Die hübsche Frau lehnte sich behaglich in die Ecke:

"Das ist idyllisch, reizend — ein ganz romantischer Aufenthaltsort, und man ist einmal frei von allem Zwang, allen Formen und — allen Anbetern! Gott sei Dank, das war eine Spazierfahrt so recht ins Blaue und — ein köstlicher Hund!"

Das junge Mädchen stand noch an der Mauer, als der Wagen längst durch das Thal gerollt war, auf dem kindlich schönen Gesicht lag's wie Sonnenschein.

"Wie prächtig sie ausah, feenhaft — und ich werde sie nun einen ganzen Monat lang alle Tage sehen — und was er wohl sagen wird, der Eugen, es ist ja ein förmliches Abenteuer — was er wohl dazu sagen wird?" —

* * *

Es war am Sonntag Morgen unter der Kirche.

Die schöne Wittve — welche, wie Lotte meinte, eigentlich gar nichts "Trauerndes" außer ihrer im letzten Stadium befindlichen Halbtrauertoulette an sich hatte, eine Bemerkung, auf welche das junge Mädchen nur ein Achselzucken ihrer mütterlichen Erzieherin als Antwort erhalten — die schöne Wittve war gleich nach dem Kirchenläuten eingetroffen. Behend wie ein Kähllein war sie die Steintreppe des Thurmes hinaufgeklettert, hatte die Plätze für Koffer und Kisten in dem Gemach angewiesen, welches Lotte mit Blumen feierlich und freundlich geschmückt, hatte einige Kleinigkeiten verstreut, die sich seltsam zu den steif-lehnigen, geschnitzten Stühlen und Tischen ausnahmen — elegante Schmuckhalter, Cassetten, Handschuhkasten, einige Bücher mit Goldschnitt und mehrere Photographien in Zuchtenetuis — und war dann hinuntergegangen zu Fräulein Ulrike. Sie hatte sich das graue Haus vom Keller bis zum Giebel zeigen lassen und hier und da Ausrufe des Entzückens oder der Verwunderung gehabt über ein altes Möbel, eine dicke Mauer, ein finsternes Verließ, und sah jetzt unter den Fichten auf der Steinbank und sah ins Grüne. Ein zufriedener Ausdruck lag auf ihrem feinen Gesicht, zuweilen sprach sie halblaut mit sich selber, lachte und

sah erstaunt auf, wenn sie ihre Stimme so hell durch die klare Morgenluft klingen hörte.

"Es ist einmal so ganz, ganz anders — originell ohne gefährliche, pikante Beigabe. Wie wird man staunen, wenn ich's später einmal erzähle, und wie mag man sich die Köpfe zerbrechen, wo ich blieb — weshalb und wie ich verschwand!"

Sie nahm die feurigrothe Nelke aus dem Gürtel ihres weißen Kleides und sog begierig den Duft derselben ein, legte die Blume dann neben sich und hatte sie bald mit einer zufälligen hastigen Bewegung in den Sand geschleudert; als sie sich weiter hinausbog, zertrat ihr kleiner Fuß dieselbe achtlos.

"O, es müßte köstlich sein, die langen Gesichter heute an der Tafel zu sehen, wie sie fragen werden, die Einen dumm verblüfft, die Andern zweifelnd . . . und Niemand trifft das Rechte, trotz aller Vermuthungen. Die Gnädige hat Migräne, o, Dorette? Sie will uns zeigen, wie unentbehrlich ihre Gesellschaft uns ist! — und die Damen erst! Ach, es ist köstlich! Doris rang die Hände — allein? allein ohne ihre geschickten Finger, in einem Orte, dessen Namen sie nicht einmal erfuhr . . . Ich kann nicht umhin, mir ein Lob zu spenden, der Einfall ist genial!"

Drunten spielten zwei Kinder im Sonntagsstaat, ein Knabe und ein Mädchen. Er kam sich sehr prächtig vor in dem reinen Hemdchen und den rothen Hosenträgern und hatte gewiß die besten Vorsätze, sich der mütterlichen Weisung gemäß vor jedem Flecken zu hüten, und die Kleine dachte und wendete beständig das aschblonde Köpfchen, um nach den winzigen Böpfen zu blicken, welche heute eine ebenso winzige Schleife erhalten hatten. Lange währte indessen die Rücksicht des Vaters auf seinen Staat nicht, er holte einen Bindfaden hervor und winkte der kleinen Nachbarin:

"Wieschen, willst du Pferde spielen?" "Ach ja" — und die sonntäglich frischgeschlochtenen Böpfe mit den "Dugen" waren vergessen, ihr Gesicht wurde roth vor Freude, und sie ließ es sich gar nicht aus, daß der "Krischan" die Fäden so fest zog, daß es schmerzte.

Die schöne Frau oben im Garten sah sinnend auf das kindliche Treiben; ein seltsamer Zug spielte um ihren Mund, ihre Augen schillerten und bligten, während sie vor sich hinsprach:

"Das Mädchen ist schon die Mutter der Frau, — wie hier von dem Knaben läßt sie sich einst tyrannisiren vom Liebhaber, vom Mann! Es ist die alte Geschichte vom Dulden und Dienen!"

Der junge Harzer schlug im Eifer mit seinem Stecken fest auf die Spiegelgefährtin, und als sie sorglich an einer kleinen Pfüge ausbog, rief er zornig: "Du mußt gehen, wohin ich will, sonst ist's kein Pferdespiel! Hörst du, dahin, wohin ich dich treibe!"

Die eine "Duge" lag bereits auf der Landstraße, und das Böpfchen fing an, sich aufzulösen; die Kleine hatte es nicht bemerkt, sie fragte nur ängstlich: "Aber wenn wir an das Wasser kommen, Krischan? soll ich auch in das Wasser gehen?"

"Versteht sich!" rief der Knabe und haute tausend durch die Luft, "alle Pferde gehn in die Schwemme, hott, hott!" und schnell rannte das Pärchen über die Wiese dahin.

Die neue Bewohnerin des grauen Hauses schlug mit dem großen Fächer nach einem unschuldigen Schmetterling, der dicht an ihr vorüberschwebte; zornige Falten zogen sich auf ihrer weißen Stirne zusammen. "So sind sie Alle, Alle!" — flüsterte sie — "Dulden und Dienen! Nein, nein, und tausendmal nein! ich schwimme gegen den Strom. Eine Närrin wäre ich! — das einzige Geheimniß ist, das Herz kühl zu halten, und wenn meine Hand die Bügel fassen kann, so soll sie dieselben auch halten!"

Von dem Kirchlein, das etwas erhöht lag, klang das Ausläuten des Gottesdienstes, und die Leute kamen die Stufen herab: die Männer, die Baldarbeiter in sauberen weißleinen Kitteln über den schwarzen Hosen — so zahlreich beisammen, sah es aus, als trügen sie eine Art von Uniform — die Frauen in dunklen Kleidern, die Hände mit dem Gesangbuch über den großen, schwarzen Schürzen zusammengelegt. Hier und dort

blieben noch Einige in Gruppen stehen, die Männer holten die kurzen Pfeifen unter dem Kittel hervor und zündeten sie an, und die Weiber sprachen über die Wirthschaft und die Kinder und die schöne Predigt des Herrn Pastors. Wenn sie an der Mauer vorüberkamen, flog wohl ein fragender Blick über die neue Erscheinung daselbst zugleich mit dem singenden „Gut Dag!“ hinauf.

Ganz zuletzt trat Lotte aus der Kirchenthür, sie sah frisch und lieblich aus in dem Waschleiden und dem runden Strohhut, welcher über ihren Flechten lag, grüßte mit herzzgewinnender Freundlichkeit die Leute und reichte den Kindern, welche sich an sie drängten, geduldig die Hände. Noch war sie nicht die letzten Stufen hinunter, als ein junger, schwächlicher Mensch sie einholte und, während sie unbefangen plauderten, mit ihr den Weg nach dem grauen Hause einschlug. Nur wenige Schritte von demselben entfernt, blieben sie stehen. Die schöne Frau bemerkte deutlich, wie sich ein Ausruf des Erstaunens auf die Lippen des jungen Mädchens drängen zu wollen schien, als ihre Augen unerwartet früh die neue Hausbewohnerin entdeckten. Dann ließ sie, unbekümmert, ob ihr Begleiter ihr folge oder nicht, denselben stehen, eilte auf die Pforte zu und stand in wenigen Sekunden mit strahlendem Gesicht vor der Fremden.

„Sie sind da, wirklich da — und — fast hätte ich's nicht geglaubt; ich meinte noch immer, es sei nur ein Scherz; selbst dann noch, als ich heute die Blumen für Sie ins Thurmzimmerchen stellte, dachte ich, sie müßten verwelken, ohne daß Sie... aber nun ist es gut!“

Helene Alten lächelte. „Ist's wahr, daß es gut ist?“ sie legte dabei ihre feine Hand mit leichtem Druck in die volle, weiche des jungen Mädchens. „Und wie soll ich Ihnen danken für die schönen Blumen? Sie sind ein gutes, freundliches Kind!“

„Ist's denn so recht, ganz recht droben?“ fragte Lotte, glücklich lächelnd.

„O, wundervoll! Ich bin schon völlig Burgfrau! Der Blick von dort ins Grüne ist herrlich — und selbst der kleine Friedhof ist eine hübsche Staffage. Nur thut es mir weh, die Gräber so gekunkelt und schmucklos zu sehen! Sie müssen nicht böse sein, liebe Lotte, aber ich löste einen Ihrer schönen Sträuße auf und streute ihn hinunter, nicht wahr, das erzürnt Sie nicht?“

„O nein, o nein, Frau Alten, — Welch gutes Herz Sie haben!“

„Glauben Sie, Kleine?“ fragte sie, etwas spöttisch den schönen Mund verziehend. „Sie halten mich am Ende für besser, als ich wirklich bin; aber es thut mir wohl, daß ich Ihnen als Hausgast willkommen bin! Bei Fräulein Ulrike hege ich noch immer Zweifel!“

„Bewahre“, sagte Lotte bestimmt, „sie würde sonst nicht Ja gesagt haben, — sie ist immer ernst und schweigsam, sie muß einen großen Kummer im Herzen tragen, den Niemand kennt; aber sie meint es gut und ehrlich!“

„Einen Kummer“, — sprach die junge Wittve vor sich hin, wie es schien, ganz gedankenlos. Dann zog sie das junge Mädchen neben sich und fragte: „Und wer war Ihr Begleiter, und wo blieb er jetzt?“

„Ach!“ rief Lotte, „nun sehn Sie, das kommt, weil ich Sie so unerwartet früh erblickte. Es war ja der Herr Eugen. Ach, da ist er!“

Der junge Schullehrer war der flüchtigen Gestalt langsam gefolgt und lehnte jetzt in der offenen Pforte, zu den beiden Frauen hinüberschauend. Auf dem hochgewachsenen, doch schmalen Körper sah ein wunderschöner, beinahe mädchenhaft zu nennender Kopf. Blonde, fast zu lang herabhängende Haare umrahmten das bleiche, regelmäßige Gesicht, das eine rein classische Bildung zeigte; große braune Augen strahlten in demselben.

Die Dame schien von der ganzen Erscheinung des jungen Mannes frappirt; sie sah ihn sekundenlang fest an; verwirrt zog er den Hut, ohne jedoch — war es Befangenheit oder Troß? — seine Stellung zu verändern. Lotte, die ihren runden Hut auf

den feineren Tisch gelegt hatte, besaß zu wenig weltgewandte Formen, um den Schullehrer und die schöne Wittve einander vorzustellen, sie stand, roth und befangen, zwischen dem Paar, ohne eine Bewegung zu machen.

Wer weiß, wie lange sich die Pause zur Belustigung Helene's ausgedehnt hätte, wenn nicht das graue Fräulein plötzlich aus der Thüre getreten wäre. Ihre scharfen Augen mochten schnell die Situation erkannt haben.

„Guten Morgen, Herr Eugen“, rief sie nun schon von Weitem, „nun, warum treten Sie nicht näher? Sie wissen doch das Ereigniß schon? Sollte mich wundern, wenn die Lotte es auf dem Herzen behalten hätte. Das ist“, wandte sie sich zu der jungen Frau, „Herr Wandermeyer, unser Freund, Lotten's Musiklehrer, und diese Dame unsre neue Hausgenossin, Frau Helene Alten aus B. Hätten Sie es für möglich gehalten, daß in S. einmal Gäste aus B. einkehren könnten?“

Jedes Wort des alten Fräuleins war gut und freundlich gemeint, aber Ton und Miene blieben dabei so unverändert kalt, daß man ebenso gut denken konnte, sie habe im Augenblick als Staatsanwalt einen Strafantrag verlesen. Der Schullehrer zog aufs Neue seinen Hut und trat etwas näher heran. Helene schlug den Fächer zu und nickte herablassend mit dem Kopfe.

„Also die musikalische Autorität von S., wenn ich recht verstand — und Sie, Fräulein Lotte, Sie musizieren auch?“

„Im Thurmzimmer steht mein Flügel, aber er ist alt und“

„Und ich habe Sie davon vertrieben? Nein, das darf nicht sein!“

„O, ich bin ungeschickt“, sagte das junge Mädchen bescheiden, „aber Herr Eugen begleitet mein Spiel oft mit der Geige, und er ist ein Künstler auf derselben.“

„Dann müssen Sie Beide mir einmal ein Concert geben, ja?“ fragte die schöne Frau schnell — „sagen Sie Ja, Herr — Wandermeyer!“ Der Name kam etwas zögernd, als müsse sie vorher ein Lächeln unterdrücken.

„O, ich, ich — bin in der That nur ein Stämper!“ sagte der junge Mann hastig; seine Stimme klang hohl und tief aus der Brust heraus und zwei dunkelrothe Flecken zeigten sich auf seinen Wangen.

„Nein, nein!“ fiel Fräulein Ulrike bestimmt ein, „er ist nur bescheiden, der Herr Eugen, in ihm liegt Alles, was einem großen Künstler nöthig; ich habe selten berühmte Männer schöner spielen hören!“

Helene Alten pflegte schnell alles Neue aufzufassen.

„Sie lebten also in der Stadt, Fräulein Rebstein? Das dachte ich gleich, Ihr Wesen und Sprechen läßt schließen, daß Sie sich einst in der Welt bewegten!“ Die Frage wurde von der Grauen so kurz als möglich beantwortet: „Einst!“

„Und Sie, Herr — Wandermeyer, wo bildeten Sie Ihr Talent?“

Der Lehrer bog den schönen Kopf näher, seine schmale weiße Hand stützte sich auf die Tischplatte:

„Ich hatte wenig Unterricht, bei meinem Vater. Er war früher ausübender Künstler, aber das Glück war ihm nicht hold, er erkrankte und fand nach vielem Mißgeschick hier seine Stellung als Lehrer“ — er stockte und schwieg.

„Das Glück war ihm nicht hold!“ wie traurig das in Ohr und Herz der schönen, eleganten Frau klang, die in weiße, gestickte Gewänder gehüllt, dort gracios lehnte und mit den blühenden Brillantringen an ihren Fingern spielte. Glück? Sie hatte oft der Bedeutung des Worts nachgedacht — Glück! Der Eine versteht dies, der Andere jenes darunter... sie?... Sie seufzte und drehte den Stein des Rings, welcher Tausende werth war, plötzlich nach innen. Sie mochte nicht denken, daß um den Werth dieses einen Schmuckstückes am Ende die Gesundheit des Künstlers hätte gerettet und sein Leben ein anderes sein können — und daß vielleicht der junge Mann da vor ihr... Sie warf den Kopf zurück, lächelte und sagte:

„Ich werde Sie hören, ja? das müssen Sie mir versprechen — es wird reizend sein, dort in dem Thurmzimmer, die Fenster offen, Mondschein, Waldluft — o, herrlich!“ — Lotte trug Hut und Gesangbuch ins Haus und kam zurück.

„Herr Eugen spielt auch so schön die Orgel, oft bis zu Thränen rührend, und Gedichte macht er“ . . .

„Fräulein Lotte!“ unterbrach der Gelobte, und wieder zeigten sich die beiden rothen Flecken auf seinen Wangen.

„Ach was“, rief das kindliche Mädchen, „was man kann, dessen braucht man sich nicht zu schämen. Ist's nicht so, Tante? Der Pastor Wilkens sagt's auch, der hat den Herrn Eugen lieb, wie einen Sohn — er selbst hat keine Kinder. Und wenn der Herr Eugen nur seine Mutter verlassen wollte, um in die Stadt zu gehen, so würde man bald weit und breit von ihm hören und schreiben!“

Die Besitzerin des grauen Hauses nickte! Die Fremde sah sinnend vor sich hin:

„Sie müssen einmal zu uns in die Stadt kommen, gewiß!“ sagte sie, ohne aufzusehen, und setzte fragend hinzu: „Warum aber wollen Sie die Mutter nicht verlassen, wenn es Ihr Glück betrifft?“

„Glück“, wiederholte der Lehrer, „das ist ein so weitdeutendes Wort. Ob es mein Glück wäre, hinaus zu kommen in die Welt? Ich weiß es kaum! Die Menge ist so wandelbar, sie jauchzt heute Dem Beifall zu, und morgen einem Andern. Hier lebe ich still und bedürfnislos — zufrieden, ja zufrieden!“ Und das klang so aufrichtig und wahr, daß die blühenden, graugrünen Augen sich erstaunt auf den Sprechenden richteten. „Meine Mutter ist krank, gebrechlich“, fuhr derselbe leiser fort, „ich bin ihre einzige Freude und verlasse sie — nein, das ginge nicht; ich mag kein undankbarer Sohn sein!“

Niemand antwortete, nur das graue Fräulein nickte beifällig.

Die Uhr auf dem Kirchturm schlug die Mittagsstunde, und der junge Mann griff nach seinem Hut. Er verbeugte sich tief vor der Fremden; sie stand auf und legte ihre kleine Hand zutraulich in die seine und sah ihm in die ehrlichen braunen Augen mit ihren flimmernden Sternen:

„Also auf Wiedersehen mit Ihrer Geige, nicht wahr? Ich liebe gute Musik.“

Der Lehrer erröthete und stotterte einige undeutliche Worte; Lotte jagte ein Huhn fort, das die Grenzen des Hühnerhofes respectwidrig überschritten, und kam ganz athemlos und mit geröthetem Gesicht zurück.

„Es ist Sonntag — da pflegt der Herr Eugen des Abends zu kommen, und wir musciviren!“

„Also — heute Abend!“ wiederholte Helene bestimmt, und der junge Mann verbeugte sich nochmals. Ein heiteres Lächeln lag auf seinem schönen Gesicht; er reichte den beiden Bewohnerinnen des alten Hauses die Hand und schritt der Pforte zu. Die Frauen sahen ihm nach, bis er ihren Blicken entschwunden war; Helene schlug ihren Fächer zu und sagte gleichgültig und ein Gähnen unterdrückend:

„Also der Gelehrte und das Genie von S. in einer Person, er ist übrigens hübsch — bloß dieser Name Wandermeyer, mein Gott, ein Künstler „Wandermeyer“, das greift die Lachmuskeln an, nicht wahr?“ Ulrike suchte sorgsam die Fichtennadeln ab, welche ein leichter Windstoß auf ihr Gewand gestreut hatte und sagte ernst:

„Und doch würde er ihn, selbst wenn er seinen Abscheu vor dem Publikum zu spielen, jemals überwände, nie ablegen. Sein Vater — ach, das ist eine traurige Geschichte“ . . .

„Erzählen Sie“, bat die schöne Frau mit ihrer lieblichen Stimme; sie wußte es ja, man konnte, wenn sie einmal zu bitten sich herabließ, ihr kein Nein erwidern. Ulrike machte ein Zeichen mit den ernstesten Augen und nahm ein Schlüsselbund aus der Tasche, um es dem jungen Mädchen zu reichen.

„Mein Kind, du vergißt, daß die Essensstunde geschlagen

und dich deine hausfraulichen Pflichten rufen!“ Lotte nickte arglos und sprang davon. Ihre Pflegemutter sah ihr nach, bis sie im Hause verschwunden war.

„Junges Ding von achtzehn Jahren soll noch nicht viel Leid erfahren, heißt's im Verse eines alten handschriftlichen Buches, das ich oben fand“, dabei deutete sie nach dem Hause. „Ich räume ihr aus dem Wege, was ich kann; wozu junge, unbefangene Gemüther wissen lassen, daß es so viel Weh auf der Welt gibt!“ . . .

Die hübsche Frau an ihrer Seite seufzte leicht, und Fräulein Ulrike fuhr fort, gegen ihre Gewohnheit einmal weitschweifig und länger redend:

„Traurig — ja, war's mit seinem Vater. Der hatte den „Wandermeyer“ daheim gelassen und war unter einem wohlklingendern Namen in die Welt gezogen, und man hatte ihn seines schönen Spiels wegen mit Beifall überschüttet. Da kam's, daß er über seinen Stand hinausgriff — und sich in eine Dame der vornehmen Gesellschaft verliebte.“

Sie machte eine Pause. Helene Alten schien die kleine Erzählung zu interessieren. Sie hob die Augen nicht mehr von dem gleichmäßig kalten Gesicht und wartete gespannt auf die Fortsetzung. Als diese nicht sogleich erfolgte, warf sie sogar ein:

„Eine Dame der großen Welt — das war allerdings etwas thöricht, denn es ist“ . . .

„Ja“, fuhr Ulrike fort, „sehr thöricht, denn es ist selten, daß unter ihnen sich Eine findet, die so etwas wie ein Herz in der Brust trägt. So lange der Künstler jene Dame nur mit den Blicken anbetete und sie ansah, wenn er spielte, ihr seine Compositionen widmete, ließ man sich's gefallen. Als er aber eines Tages wagte, sie zu seinem Weibe begehren zu wollen, da — jagte man ihn mit Schimpf und Schande davon. Sein Auftreten in der Stadt, in welcher der Skandal erfolgte, wurde ihm unmöglich gemacht, seine Gönner wandten sich von ihm ab; er erkrankte; seine Mittel schwanden, und er blieb krank, weil ihm nicht zu rechter Zeit Hilfe wurde.“

Helene fuhr mit dem Spigentuch an ihre Augen. „Entsetzlich, der Arme!“

Ulrike's Ton war so unbewegt wie immer.

„So kam er hier in den Ort; im Wirthshause dort unten lag er dem Tode nahe. Sehen Sie, das kleine graue Haus dort mit dem weißen Schornstein! Die jüngste Tochter des Lammwirths pflegte ihn, und als — es war damals noch nicht so streng wie heute mit der Anstellung der Lehrer und ihrer besondern Ausbildung — man ihm das Amt hier gab, denn concertiren konnte und wollte er nicht mehr, heirathete er sie. Und glücklich war die Ehe mit dem einfachen Mädchen, glücklicher sicher, als . . . Nun, sie hat ihn getrennt bis zum Tode gepflegt und er seinen halberwachsenen Knaben schwören lassen, der Mutter alle Liebe und Treue zu vergelten — das ist die Geschichte, und eigentlich eine recht einfache!“ —

Die Pforte in der Mauer war aufgesprungen, und Ulrike ging hinüber, um dieselbe wieder anzulehnen.

„Eine sonderbare Frau“, sagte Helene sinnend vor sich hin, „auch in ihrem Wesen liegt der Schimmer einer Vergangenheit. Man sollte doch nicht denken, daß auch ein so verschollener Erdwinkel wie dieser kleine Harzflöckchen keine Romantik hat. Und der Sohn dieses Künstlers — er ist hübsch und geschickt — und man könnte etwas für ihn thun . . . vielleicht . . . nun, ich werde sehen!“

Draußen auf der Straße wurde ein Jammergeschrei laut. Von der Wiese herüber waren die kleinen Spielgefährten, welchen sie vorher zugehört, zurückgekommen, aber in welchem Zustande! Das reine Sonntagshemd des Knaben war schmutzbespritzt, und die Flachszipfe des Mädchens hingen zu Strippen aufgelöst um das thränenfeuchte Gesicht. Krischan und Wieschen hatten in der That beide Ursache zu weinen, denn dort am Steg, welchen sie nothwendig überschreiten mußten, stand schon die Mutter des Mädchens bereit, die eine Hand verdächtig, als hielt

sie irgend ein Strafinstrument, hinter dem Rücken verborgen, mit der andern auf die triefend nassen Füße der kleinen Vagabondin deutend. Kriechan wußte, daß es von der Frau Nachbarin sicher auch Etwas für ihn sehen würde, und schrie noch lauter als seine geduldige Freundin, blieb aber stets zehn Schritte hinter ihr zurück. Frau Helene lächelte, wieder flog der Zug um ihren Mund, der etwas dämonisch Spottendes hatte:

„Wie im Kleinen, so im Großen“, sagte sie halblaut, — „in dem Buben dort steckt ein Mann, der seinen Kummer einmal im Wirthshaus vertrinken wird — und Frau und Kinder daheim hungern läßt. Die Welt ist einmal schlecht und . . . Ja, das Herz kühl halten, das ist ein großes Wort, und wer ihm folgen kann“ . . . Sie nahm den Fächer, zupfte die Falbeln ihres Morgenkleides zurecht und ging mit dem grauen Fräulein in das Haus.

* * *

Schon zwei Wochen war Helene Alten die Bewohnerin von Lottens Thurnzimmer, aber gleich in den allerersten Tagen so in die Sitten und Gebräuche des grauen Hauses eingelebt, daß man sie kaum noch als Fremde daselbst betrachtete, ja, daß weder Fräulein Ulrike noch das junge Mädchen an eine Zeit denken mochten, wo die lichtvolle, bewegliche Gestalt nicht mehr durch die dunkeln Gänge huschte, oder im Garten zwischen den Büschen und Beeten auftauchte. Wenn sie auch der Ersteren mit ihren Scherzen und ihrer lebenswürdigen Plauderei gerade kein Lächeln abgewann, — lächeln sehen hatte noch Niemand das graue Fräulein in den vollen sechzehn Jahren, die sie im Orte war — so konnte man doch aus der ganzen Art und Weise, wie jene für den schönen Gast sorgte, gewahren, daß sie ihn gern hatte. Und Lotte war heitrer und lebendiger als früher; die beiden jungen Wesen — Helene Alten konnte höchstens fünf und zwanzig Jahre zählen — waren bald überall mit einander zu sehen. Im Hüterhofs, dessen Sorge Ulrike dem jungen Mädchen anvertraut hatte, war die feine Stadtdame kühn auf eine Leiter geklettert, um die Eier aus den Nestern zu nehmen, ein andermal war sie sogar, Feldblumen in den schwarzen lockigen Haaren, hoch oben auf dem beladenen Heuwagen thronend, eingezogen; kurzum sie suchte alle ländlichen Freuden und kleinen Beschäftigungen kennen zu lernen.

Im Vertchen war sie bald eine bekannte Erscheinung, sie redete mit den Leuten in ihrer gewinnenden Weise, wo sie dieselben bei der Arbeit fand, und hatte oft eine ganze Schaar von Kindern um sich versammelt. Ihren Namen wußte man nicht und fragte auch nicht darnach, man nannte sie „de Frue“, wenn man von ihr sprach. — Sie selber sah frischher und blühender aus, als an dem Tage, an welchem sie zuerst nach S. gekommen; ein milder Zug, der auf ihrem Gesicht gelegen, war gänzlich geschwunden, und das sonderbare, spöttische Lächeln, das etwas Unheimliches an sich hatte, huschte nur noch selten um ihren schönen Mund. Sie war zufrieden und fröhlich wie ein Kind in dem kleinen Hartzleden. —

Obwohl Lotte, trotz aller Bitten von Frau Helene nicht zu bewegen gewesen war, ihre Musikstunden fortzusetzen, kam der junge Schullehrer doch häufig, ja öfter als sonst, ins graue Haus. Er brachte dann seine Geige mit, auf welcher er wirklich Meister war, und spielte, wenn man unter den Fichten saß, zuweilen bis zum späten Abend.

Die Leute in den Nachbarhäusern saßen auf den Thürschwällen und lauschten andachtsvoll den Klängen, welche durch die Luft zu ihnen herüberzogen — sie wußten nicht warum, aber die Männer behaupteten allemal, heute habe die Pfeife besser geschmeckt als je, und die Frauen und Mädchen sahen ihre Strümpfe unter den Fingern mit Riesenschnelle wachsen. —

Die schöne Frau hatte unter den Fichten das Kirchlein skizziert, legte den Stift nieder und wollte eben das Buch schließen, als Ulrike zu ihr trat. Sie hatte auch etwas Herrisches in ihrem Wesen, wie die junge Fremde, dem man selten zu widerstehen versucht war, und sie wußte es nicht einmal, wie Jene, unter Lebenswürdigkeit zu verbergen.

So streckte sie auch jetzt die Hand nach dem Buche aus und sah prüfend darauf nieder.

„Es liegt etwas darin!“ sagte sie nach einer Weile, „Sie haben Talent und könnten etwas erreichen — wenn“ . . .

„Nun“, fragte Helene, mehr belustigt als beleidigt über den nachfolgenden Zweifel, „wenn, Tante Ulrike?“

„Sie mehr Willen und Wollen hätten zu wirklicher Arbeit. Sie spielen mit Ihren Talenten, wie das Kind mit der Puppe; so lange dieselbe es belustigt, ist's gut, hernach fliegt sie in die Ecke“ . . .

„Und zerbricht sich den Kopf!“ vollendete die hübsche Frau lächelnd. „Sie mögen Recht haben, Tante Ulrike, Sie haben es sogar! — Wenn hinter mir das Muß stände, so hätte ich auch in irgend einer Weise Etwas erreicht. Ich bin, was man so gewöhnlich ein Kind des Glücks nennt, Noth und Sorge traten nie an mich heran, ein Unterwerfen kannte ich nicht, und“ . . .

„Und Ihre Ehe?“ warf das graue Fräulein ein.

„Ach — ich spreche nicht gern darüber! Sie war nicht glücklich!“

Ulrike antwortete nichts, sie setzte sich neben Helene und blätterte ruhig in dem Skizzenbuch weiter. Nach einer Weile hob die Andern den Kopf, legte ihre Hand in die Ulrikens und sagte mit kaltem Ton:

„Sie könnten nach meinen früheren Worten denken, ich hätte Etwas im Herzen, das schmerzt, wenn ich's berühre — dem ist nicht so!“

„Ich weiß es, Sie tragen kein Weh in demselben, sondern — eine Leere!“

„Eine Leere, ja — aber ich will sie nicht ausfüllen“, rief die schöne Frau leidenschaftlich, „wissen Sie, warum nicht? Ich will herrschen — und das Weib, welches liebt, wahrhaft liebt ist — Sklavin! Ich hasse die Sklaverei, sei es, welche es wolle — alle, alle!“

„Still!“ sagte Ulrike flüsternd und beruhigend. „Ein Jeder nach eigenem Willen und Bestimmen, so ist auch mein Grundsatz — schließlich kann man doch nicht gegen den Strom!“ Helene's grüne Augen schillerten in eigenthümlichem Glanze.

„Es war leer in mir, schon in früher Jugend. Ich heirathete ohne Liebe, aber ich glaubte, Achtung sei genügend. Ich mußte sie verlieren, noch eh ich sie voll und tief besaß, denn der Mann, welcher die Hand nach meiner Jugend, meiner Schönheit und meinem Reichthum ausstreckte — war ein Unwürdiger — das ist Alles!“

„Es ist genug!“ nickte Ulrike, während sich nicht eine Miene in ihrem kalten Gesichte verzog.

„Ja — ja“, sagte Helene mit fieberischer Hast. „Nun begann ein Kampf — auf Leben und Tod — aber das Schicksal war barmherzig, ich verlor den Gatten, eh die Welt wußte, daß — das ist Alles!“

„Es ist genug für ein ganzes Menschenleben!“ wiederholte die Graue in ihrer einförmigen Weise; dann schwiegen sie Beide.

Fröhlich lärmend zogen unten die Schulkinder vorbei, deren Erlösungstunde geschlagen hatte. Die Knaben balgten sich, und die Mädchen drückten sich schen, ihre Bücher zum Schutz vorhaltend, an ihnen vorbei.

Die junge Frau deutete hinunter: „Kann es befriedigend für Herrn Eugen sein, dort diese tobende Schaar zu bändigen?“

„Warum nicht? Er hat den Frieden des Herzens!“ —

„Den Frieden, — wie schön das klingt — sind Sie aber gewiß, daß er ihn besitzt?“

„Ganz gewiß, und ich möchte, daß er ihm bliebe!“

„Was sollte ihm denselben denn rauben in dieser ländlichen Einsamkeit?“ fragte die schöne Wittve zweifelnd.

„Wer kann von heute auf morgen denken — Zufälle und Schicksale sind wunderbar“, sagte Fräulein Ulrike und wischte ein widerspenstiges graues Haar aus der faltenreichen Stirn. „Aber er ist ein guter Mensch, und ich vertraue ihm.“

Frau Helene Alten lächelte fein: „Verstehe ich recht?“

Die grauen, ehrlichen Augen hefteten sich auf ihr schönes, bewegliches Gesicht:

„Warum soll ich's nicht sagen, da auch Sie offen waren! Ja, ich denke an das Kind, ich sähe es gern, wenn sein Leben fern ab von der bösen Welt still dahinflöhe. Sie haben sich lieb, das sehe ich täglich. Ich bin froh, daß er nicht nach dem Beifall der Menschen draußen ringt — er ist ein gutes Gemüth. Seine Gesundheit freilich . . .“

„Ja“, sagte die schöne Frau, „er sieht leidend aus, fast möchte ich sagen . . .“

„Nein, nein, so arg ist's nicht“, fiel die Graue hastig und abwehrend ein, „das ist's nicht. Die Aerzte rathen zu einem Winter im Süden, er hat zwar die Mittel nicht, aber ich habe sie und werde ihn hinsenden! Noch weiß er's nicht; zum Herbst, denke ich, haben sich die Kinder ausgesprochen. Sehn Sie, das ist meine Freude, ich warte darauf — und wenn ich die Kinder glücklich sehe, — das ist vielleicht die einzige Freude, welche ich im Leben gehabt.“

Der Ton war kalt wie immer gewesen, aber in den grauen Augen hatte es feucht geschimmert! Helene war sonderbar bewegt und drückte unwillkürlich die kalten Finger ihrer unschönen Nachbarin. Wieder sahen die beiden Frauen eine Weile still nebeneinander, bis Lottens leichter Tritt über den Kiesweg kam und ihre helle Stimme fragte:

„Ist noch immer Nichts zu sehen?“

„Was denn?“ erwiderte Frau Alten.

„Nun, der Schnellläufer! Haben Sie's denn heute in aller Frühe nicht ausschellen hören? Er will in fünf Minuten von hier aus bis zum Brunnen am Markt und nach hier zurücklaufen — wie das nur sein kann?“

„Ich verstehe nicht!“ sagte Helene.

„Wie ist das aber möglich, wir sehen das oft hier, und die armen Menschen dauern mich stets, es ist doch schrecklich!“

Die schöne Frau schüttelte erstaunt den Kopf: „Ein Schnellläufer? Ach, Herr Eugen“, rief sie dann über die Mauer, „gut, daß Sie kommen, Sie müssen mir hier eine Erklärung geben! Eilen Sie!“

Ein freudiger Schein war über das Gesicht des jungen Mannes geflogen, als er den Klang der Stimme vernahm; er war mit wenigen Sprüngen oben an der Steinbank, reichte Fräulein Ulrike und Lotte die Hand und verbeugte sich vor der jungen Frau. Sie nickte vertraut-freundlich.

„Ein Schnellläufer? was ist das?“ fragte sie lachend.

„Sie werden das sogleich sehen, Frau Alten, — ein armer Mensch, der seine Lungen anstrengt, um die Jugend des Orts zu amüsiren. Dergleichen befremdliche Schau-Mennen überläßt man jetzt in den Städten den Pferden — nur in kleinen Ortschaften wie die unsrige taucht noch dann und wann solch ein armer Schelm auf, welcher kärgliche Gaben erndtet — eigentlich Almosen.“

„Hei kümmt, hei kümmt!“ schrien die Kinder unten an der Mauer und drängten und knussten einander, um einen bessern Platz zu erhalten.

Und dann jauchte es im schnellen Lauf über die Straße dahin, ein feuchter Mann im Seiltänzertricot, mit Schellen an Händen und Füßen, und hinter ihm drein die flinksten der Buben, schreiend und jubelnd und endlich Einer nach dem Andern unter Hohngelächter und Spott zurückbleibend.

„Entsetzlich!“ sagte die junge Wittwe, „und das duldet die Polizei — unbegreiflich!“

„Der Arme!“ rief Lotte, „wenn er zurückkommt, so geben wir ihm zu essen, nicht war, Tante Ulrike?“

Das graue Fräulein nickte bejahend, der junge Mann hob das feine Taschentuch auf, welches Helenens zierliche Hand hatte zu Boden gleiten lassen und erröthete unter dem freundlichen Blick, welchen er dafür erndtete.

„Hei kümmt, hei kümmt all wedder!“ schrie der wilde Chorus aufs Neue.

Und wirklich zeigte sich am Ende der langen Straße, welche man vom Platz an der Mauer fast gänzlich mit den Blicken beherrschen konnte, die hagere Gestalt des Läufers bereits wieder. Zimmer näher und näher kam er seinem Ziel; schon von Weitem heftete er die Blicke auf die Zuschauer an der grauen Steinbalustrade, vielleicht dachte er daran, daß ihm aus ihrer Hand eine reichliche Gabe zuschießen würde — näher und näher kam er, feuchender und rasselnder wurde sein nach Luft ringender Athem, . . . jetzt mußte er vorüber, noch immer war der Blick auf die Gruppe dort oben gerichtet, auf die schöne Frau im lichten Kleide, und stehender und immer ängstlicher wurde derselbe, und jetzt taumelte die lange Gestalt, die Arme reckten sich hilflos in die Luft. . . und jetzt brach er dicht unter den Augen der Frauen, hart an der Steinwand, gegen die er schwanke, zusammen.

Ein gemeinsamer, entsetzter Schrei!

Die Jugend stob angstvoll auseinander und drängte sich schein im Kreise um den Bewußtlosen — aus Lottens lieblichem Gesicht war alle Farbe gewichen; sie faßte nach dem Arm des jungen Mannes und suchte ihn mit sich zu ziehen. Das graue Fräulein rief den neugierigen Mägden, die unter dem verschörkelten Portal gestanden, um von da aus den Schnelllauf anzusehen, einen hastigen Befehl zu und griff nach dem Bunde an ihrer Seite, an welchem der Schlüssel zum Weinkeller hing. Helene hatte ebenfalls einen leisen Schreckensruf ausgestoßen und schwanke nach einem Halt gegriffen. Schon waren Lotte und der Schullehrer an der Pforte und nur noch wenige Schritte von dem Unglücklichen entfernt, da warf der junge Mann einen Blick zurück nach der erbleichenden, schönen Frau, die eine Ohnmacht anwandte, und sofort ließ er die kleine Hand Lottens los, um Jener beizuspringen.

Das junge Mädchen hatte in der Erregung keine Frage; sie flog auf den Liegenden zu, hob sein Haupt vom Boden und wuschte den blutigen Schaum von seinen Lippen; dann erst suchte ihr Blick den Freund und traf ihn, verwundert genug, an der Seite der schönen Fremden, die sich leicht wieder von ihrer Schwäche erholt hatte.

„Gehen Sie hinab“, sagte sie jetzt freundlich, ohne auf seine besorgte Frage Antwort zu geben, „nein, warten Sie, ich komme ebenfalls!“

An der Gartenthür trafen sie mit Ulrike zusammen, die dem jungen Manne eine Flasche voll stärkenden Weines nebst einem Becher in die Hand schob und Helene zunickte:

„Da haben Sie den Unterschied zwischen unsern Nerven und denen einer Dame aus der großen Welt — sehen Sie nur, wie tapfer sich das Kind hält!“

Noch einmal drehte sich Eugen bittend um.

„Bleiben Sie zurück — es ist kein Anblick für Sie!“

Mechanisch gehorchte die schöne Wittwe, faßte in die Tasche und zog ihre Börse hervor.

„Bringen Sie ihm das!“

Ulrike griff nach ihrem Arm und hielt ihn zurück:

„Nicht jetzt — sobald er sich erholt hat! Jetzt thut's kein Geld!“

Helene sah erstaunt auf, aber sie erwiderte Nichts und ging auf ihren früheren Platz. Der Läufer war zum Bewußtsein gekommen und wurde jetzt vom Lehrer und Lotte ins Haus geführt; erst nach einer Weile, in der sich die Neugierigen verlaufen hatten, kamen die Beiden zurück.

„Was war's?“ fragte die schöne Frau.

„Ueberanstrengung!“ entgegnete der junge Mann, „er wird keinen neuen Lauf mehr unternehmen können!“

„Was bleibt ihm dann?“

„Die ehrliche Arbeit!“ antwortete das graue Fräulein.

Lotte wuschte über ihr bleiches Gesicht. „Er spricht so gebildet, so gar nicht roh — ach, er muß wohl sehr unglücklich sein! Wer weiß, wie sorgsam ihn Vater und Mutter einst erzogen haben!“

— „Am sich Künstler zu nennen — erst vielleicht im Circus, dann auf den Messen und endlich in den armen, entlegenen Dörfern!“ sagte Ulrike hart.

„Die Kunst — welche es auch sei, geht nach Brot“, warf Eugen düster ein — „auch er möchte kein Glückskind sein!“

Ueber das Gesicht der schönen Frau flog ein unwilliges Lächeln. „Was sind das für Vergleiche, Herr Eugen — Sie sollten sich nur einmal draußen bei uns hören lassen — ein echter, rechter Künstler macht immer seinen Weg!“

Die Augen des jungen Mannes leuchteten auf, aber er senkte sie, als die tonlose Stimme Ulrikes sagte: „Ja! — Die Frage ist nur, wo der Weg endet!“

Helene hatte ihr Augenglas genommen, es auf die Thurmspitze über die Berge gerichtet und fragte jetzt:

„Was ist das dort — es liegt zu hoch, um eine Kirche sein zu können!“

„Das ist das Herzberger Schloß, Frau Alten!“

Sie machte eine lebhafte Bewegung. „Das Herzberger Schloß — unmöglich! — ach, nein, ich dachte an ein Schloß gleichen Namens, das — das in Schlesien liegt, dieses hier?“

„Ist Besitztum der Grafen Endreff, Majorat.“

„Ganz recht, Majorat, — das heißt, also Endreff —“

„Ein großes Besitztum, der reichste Adel des Landes! Alle Waldungen dort rechts sind dazu gehörig, und wir haben oft das Vergnügen hier, an großen Jagdtagen die Herren jagen zu hören!“

„Ah — das muß . . . also Schloß Herzberg!“ sie richtete noch immer das Glas auf die entfernte Spitze.

„Denken Sie nur“, fiel Lotte ein, „der Graf wollte uns hier aus dem grauen Hause vertreiben, aus unserm lieben Thurm. Es sollte ein Jagdschloß für ihn werden, aber solch hohe Summen er bot, die Tante willigte nicht ein!“

„Ein Jagdschloß — der Thurm, ah“. . . die schöne Frau war plötzlich sehr zerstreut.

„Ja“, sagte das Fräulein und erschien dabei noch steifer und unbeugbarer als sonst in ihrer Haltung, „die denken, weil sie reich und angesehen sind, — hätte ihnen gepaßt hier das alte Ordenshaus. — Aber sie mögen nur voll Aerger von ihrem Thurm herabbliden, sie bekommen's nicht, und wollten sie mir für jeden Mauerstein einen silbernen geben. Ich mache den Adelsgeschlechtern niemals Concessionen!“

Die schöne Frau lächelte, ließ das Glas sinken und fragte:

„Sie wohnen dort öfter, die Endreffs?“

„Es ist nur ein junger Graf, das heißt, sie nennen ihn den jungen, er zählt schon vierzig — und seine alte Mutter dort. Er lebt im Winter in der Residenz“, erwiderte Eugen.

„Natürlich, — im Winter . . . und jetzt?“

„Gestern ist er angekommen, viel zu früh für die Jagden, aber er hat sonderbare Gewohnheiten und unberechenbare Einfälle!“

„Glaubt, sie haben zu dürfen, weil er ein Graf ist“, sagte das alte Fräulein, „und nun ist's genug von denen da draußen!“

Die Fremde lächelte, wurde aber sofort wieder nachdenklich, und das Gespräch begann immer mehr und mehr zu stocken. Als sich der junge Lehrer verabschiedete, reichte sie ihm die kleine Hand:

„Kommen Sie mit der Geige wieder?“

Ob er jedoch bejahen konnte, freudig, wie es schien, sagte die Besitzerin des grauen Hauses:

„Heute nicht, diesmal müssen Sie mir ein Klein gestatten, Sie und der Eugen selber! Der Unfall des armen Menschen hat uns Alle erregt — es ist besser so. Nicht wahr, Sie geben mir Recht?“ wandte sie sich zu Helene.

„Gewiß! — Da seh'n Sie, wie schlecht ich bin, den unangenehmen Vorfall schon vergessen zu haben, und andererseits, welch süßes Bedürfnis mir schon Herrn Eugen's singendes Holz' geworden — wollen Sie nicht mehr böse sein?“

Sie streichelte die Hände Ulrikes und die Lotte.

ging mit dem jungen Manne, der sich schweigend dem Nachspruch des grauen Fräuleins unterworfen, bis zur Pforte.

„Aber morgen, Herr Eugen, nicht wahr?“ fragte sie sanft.

„Ja, morgen“, sagte er zerstreut und sah noch einmal nach der schönen Wittve hinüber, „morgen!“

Die Thür fiel hinter ihm zu — Lottens kleine Hände sanken schlaff herunter; es war das erste Mal, daß Eugen sie ihr nicht zum Abschied drückte.

Spät Abends, als Alles im grauen Hause schlief und nur im Thurmgemach, welches die Fremde bewohnte, noch Licht schimmerte, klang leise, leise ein Wiegenlied durch die Stille — Eugen's Geige.

Die schöne Frau richtete in den Sophasissen den lodigen Kopf von einem französischen Romane auf und lauschte eine Sekunde:

„Der kleine Lehrer, wahrhaftig, er spielt dort unten — mein Gott, wie dankbar er ist für die wenigen, freundlichen Worte, welche man ihm gesagt hat.“

Dann las sie das Kapitel zu Ende.

* * *

„Nun, Fräulein Lotte, was liest man denn so eifrig?“ fragte in aller Morgenfrühe und Frische, denn der Nebel lag noch über den Wiesen und dem Flusse, die helle Stimme der Frau Alten.

Das junge Mädchen hatte sie nicht nahen hören und zuckte jetzt erschreckt zusammen, während sie beide kleinen Hände bergend auf ein blaues Heft legte; sie erröthete tief.

Die schöne Frau lächelte und zeigte die weißen Zähne, hüllte sich etwas fröstelnd in einen grauen Shawl, den sie um die Schultern geschlungen, legte ihre behandschuhten Finger auf die Lottens, beugte sich noch näher zu ihr und sagte:

„Das müssen sehr feurige Poesien sein, die Sie alle Morgenfrische vergessen lassen. Mich froh heute in dem Thurm; ich will hinaus in den Wald, mir Bewegung zu machen. Aber was haben Sie denn, Kleine, wozu diese Befangenheit — oder“, sie drohte scherzend mit den Blicken, „Lotte, Lotte — sind sie selber eine Sünderin in Poesie, ein kleines dachtendes Waldblümchen? Lassen Sie einmal sehen, ja?“

„Nein, nein“, stotterte Lotte, „nicht ich, nicht ich“. . .

„Und Tante Ulrike auch nicht. . . . Lotte, Sie können mir doch nicht eine Unwahrheit sagen?“

„O nein, o nein — es sind Gedichte von Herrn Eugen.“

„Ah, an Sie?“

Das hübsche Mädchen schüttelte den Kopf.

„Wie sollte das sein — er machte mir nur eins zum Geburtstage — diese ändern . . . ach, sie sind sehr hübsch, und ich habe sie, wie er sie brachte, einzeln abgeschrieben, er weiß es nicht einmal, aber — wollen Sie sie lesen?“

„Ja — indeß jetzt nicht, Kleine. Legen Sie mir das Heft hinauf, wollen Sie? — gelegentlich! Jetzt möchte ich hinaus. Und wissen Sie, wohin? Ich will das Herzberger Schloß etwas näher ansehen, selber ungehehrt. Welches ist der nächste Weg?“

„Soll ich Sie begleiten, Frau Alten?“

„Danke, nein! Ich liebe es, wie Sie wissen, allein herumzustreifen, und will auch nicht, daß Tante Ulrike zürnt, wenn ich Sie in Ihren häuslichen Beschäftigungen störe!“

„O, die“, sagte Lotte, „ist plötzlich so sonderbar. Ich soll einige Tage ausruhen, sagt sie. Ich sähe bleich aus und müsse mich kräftigen — finden Sie auch?“

„Bleich, o nein, Kind, Sie blühen ja wie eine Rose. Was sollte denn auch Ihre frischen Farben bleichen? — und nun ade, ich will einmal sehen, ob ich ein Abenteuer erlebe, ade, Kleine!“

Sie wickelte sich fester in ihre graue Hülle und trippelte davon. Wie ziellich sie die in eleganten, hohen Stiefeln steckenden Füße setzte, wie grazios eine jede ihrer Bewegungen war, selbst jetzt der Sprung über den Graben. Wie kleidsam das graue Häutchen mit dem Taubenflügel auf ihren schwarzen Locken lag! —

Lotte schlug das Heft zu, rollte es zusammen und blickte darauf nieder:

„Ob ich's ihr gebe? Sie war — so kalt und doch sind die Gedichte so schön, und ich möchte gern, daß sie wüßte, wie prächtig er dichtet. Die Leute haben gar keine Ahnung davon! Er war neulich so trübe, vielleicht macht es ihm auch Freude, wenn die feine, kluge Frau seine Verse lobt. Er sieht immer glücklich und stolz aus, wenn sein Spiel sie entzückt — gestern that ihm Tante Ulrike wehe, sie wollte es nicht, daß er spielte, aber ich fühlte es, er ging verstimmt. Die Nacht träumte ich von seinem Spiel — es war mir, als hörte ich leise, leise in der Ferne das Wiegenlied — wie schön es klang!“

Sie schob die Rolle in die Kleidertasche und stand auf.

„Was Tante Ulrike nur hat, daß sie mich bleich aussehend findet; warum sollte ich denn bleich sein? — das sagt auch Frau Alten!“

Eben wollte sie hinter dem Fichtenstamm hervortreten, als sie wieder zurückwich; heiße Röthe flog ihr über's Gesicht, sie legte mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hand aufs Herz.

Seitwärts vom Hause herüber, unter dem Thurm vorbei, kam der junge Lehrer, seine Hand trug einen Niesenstrauch von zierlich und geschmackvoll zusammengestellten Feldblumen und Farrenkräutern; er mußte denselben in aller Frühe in Wief und Wald gepflückt haben, denn seine Stiefel und Kleider waren naß und zeugten von dem Herumstreifen im Morgenthau. Eine fieberhafte Erregung lag auf seinem schönen Gesicht, seine Wangen waren dunkel geröthet, und er blieb, tief Athem schöpfend, stehen. Wie er die Blicke auf die offenen Fenster des Thurmsimmerchens heftete, flog ein Lächeln über seine Züge, er hob den Strauß und . . .

„Guten Morgen, Herr Eugen!“ sagte Ulrikens ruhige Stimme, „so früh schon — ah, und mit einem großen Paket Waldpflanzen? Schon wieder botanisirt? Das ist ja prächtiges Farrenkraut, und der Wegerich so hübsch, wie ich ihn hier bis jetzt nicht sah. Sie sind auch ganz athemlos und erschöpft, kommen gerade recht zum Morgenkaffee. Er steht schon im Gartenzimmer auf dem Tisch! Wenn ich nur die Lotte fände, drinnen ist sie nicht und droben auch nicht, denn die unruhige Frau ist schon draußen im Walde.“

Ulrike war in einem nonnenhaften Morgenkleide; eine große, weiße Strichhaube verbarg ihre grauen Haare gänzlich. Der junge Lehrer hatte ihr die eine Hand gereicht und die andere, welche die Blumen trug, sinken lassen, sodas die Blätter und Gräser, noch thaufeuht, auf den Sand hingen, der sich sofort an sie heftete.

„Ja,“ sagte er, „botanisirt! Aber ich habe keine Zeit, die Mutter wartet auch zu Hause . . . ich danke, Tante Ulrike, ich muß wirklich danken!“

„Nun, das kann später geschehen“ — sie legte den Arm um seine Schulter und drängte ihn vertraulich vor sich in die Hausthüre, „Lotte, Lotte!“ noch einmal zurück in den Garten rufend.

Langsam schob sich, während die Beiden im Hause verschwand, die schlankte Gestalt der Gerufenen hinter den Bäumen hervor, zaghaft machte sie einige Schritte und blieb dann wieder, mit der Hand über die Augen fahrend, stehen. Sie sah jetzt sehr bleich aus, ein unendlich trauriger Zug lag auf ihrem lieblichen Gesichte, sie schüttelte langsam den blonden Kopf und flüsterte:

„Was ist denn das nur, was mir die Brust so beengt und zusammenpreßt, wie noch nie — ich glaube — nein, nein, das macht die frische Morgenluft, mich friert nur!“

Willenlos hatte sich Eugen in das Zimmer schieben lassen und ebenso an dem Kaffeetische Platz genommen. Noch stand in dessen die Tasse mit dem dampfenden Trank, welchen das graue Fräulein stets eigenhändig zu brauen pflegte, unberührt vor ihm, und seine schlanken Finger spielten mechanisch mit dem silbernen Löffel.

„Endlich!“ rief Ulrike dem jungen Mädchen zu, das jetzt in der Thür erschien.

„Das ist ja heute ein toller Morgen. Die Frau ist gar nicht zu sehen, schon früh ins nasse Gras hinausgelaufen, dich rufe und suchst ich überall vergebens, und der Herr Eugen da ist auch nicht geschickt und läuft um der elenden Pflanzen willen in die scharfe Luft hinaus, die ihm gar nicht gut ist. Sehen Sie sich nur mal den Wetterhahn an, wie der sich gedreht hat, wir haben ja Ostwind — und daß der Ihnen schädlich ist, wissen Sie doch!“

„Ostwind, in der That, Ostwind,“ sagte der Gescholtene und sah nach dem Thurm hinüber, „ich dachte“ . . . ein heftiger Hustenanfall ließ ihn nicht ausreden.

„Da haben wir's,“ rief die Graue streng, „da ist schon der Beweis — und du, Lotte, hättest auch . . . mein Gott, heut' ist wohl Alles verkehrt, du hast dem Eugen nicht einmal die Hand gereicht.“

Die bebenden Finger des Mädchens legten sich in die kalten des jungen Mannes:

„Guten Morgen, Herr Eugen!“ —

„Guten Morgen, Fräulein Lotte!“

Dann griff Jedes hastig nach seiner Tasse.

Tante Ulrikens scharfe Augen bemerkten sofort die Befangenheit des Paares: ein befriedigter Ausdruck erglänzte in ihnen und sie nickte vor sich hin, als müsse sie den sie erfassenden Gedanken Beifall zollen.

„Der Husten, Eugen,“ — sagte sie, nachdem sie ihre eigene große Tasse zurückgeschoben, „der böse Husten, das heißt, er ist ja nicht gefährlich, aber sehr unangenehm . . .“

„O, o,“ wandte der Angeredete ein, konnte aber, eines neuen heftigen Anfalls wegen, nicht ausreden.

„Sehr unangenehm,“ fuhr das Fräulein fort, „und ich meine, es wäre gut, Eugen, wenn wir einmal eine recht ordentliche Kur um feinetwillen durchmachten.“

Der junge Mann lächelte trüb.

„Es könnte gut sein, Tante Ulrike, aber . . . der alte Kreisphyfikus in H. hat kein Mittel. Luftveränderung, sagt er, und die, welche er meint . . . nun, die kann ich mir eben nicht gestatten!“

„So — er meint, Sie sollen nach dem Süden, so nach Meran oder . . .“

„Ja,“ nickte Eugen. „Und daran ist ja doch nicht zu denken, die Mutter allein lassen, — meine Stellung, ein so langer Urlaub, nein, nein, es ginge nicht!“

„Die Mutter, die besuchen Lotte und ich, der Urlaub wird gewährt, und für das Andere sorgt Tante Ulrike!“ sagte die alte Jungfer bestimmt.

Der Lehrer fuhr zurück, glühend roth, er wollte sprechen, aber Ulrike duldete es nicht, sie faßte nach seinem Arm und zog ihn näher zu sich herüber.

„Ja — das ist meine Sache — und zwar ein für allemal. Wenn der Herbst kommt, so wird das Bündel geschnürt, und es geht fort nach Meran. Der Winter wird uns zwar einsam sein, aber er geht auch hin. Die Lotte muß allein singen und spielen, wir holen die Alte aus dem Schulhause ganz zu uns herüber . . . und im Frühjahr kommen Sie munter und frisch zurück . . . und dann? nun, dann werden wir ja weiter sehen, was dann wird!“ und fast sah es wie ein Versuch zum Lächeln aus, den sie machte.

„Nein, Tante Ulrike, nein, das darf nicht sein!“ rief Eugen erregt und drückte einen Kuß auf die wellen Finger der alten grauen Jungfer. „Aber ich danke Ihnen für Ihre Liebe, Ihre Sorgfalt, als . . . als“ . . . er stockte und die Thränen traten in seine schönen, braunen Augen. Er wischte sie schnell fort: „Nein, das — ist der Lotte bestimmt, und die ist Ihr Schwesterkind, und ich bin nichts als ein Fremder, der schon zu viel Fremdlisches von Ihnen genos, — aber ich danke Ihnen von Herzen!“

„Später, später,“ wehrte Ulrike — „und bei dem, was ich gesagt habe, bleibt's. Die Lotte — nun, ich meine, die hat genug, ohne . . . Sie ist versorgt und wird es sein, wenn sie auch gestern

dem Oberförster drüben in B. einen Korb gegeben hat. Denke doch, mein Junge, der alte Knabe — die junge Blüthe — o nein, sie hatte Recht. Aber freie Wahl hatte ich ihr gelassen . . . ist's recht, daß sie nein gesagt hat, eh?" . . .

Lotte senkte das blonde Köpfchen tief auf den Busen.

"Gewiß," — rief der Lehrer zerstreut, „aber — es wird ihm weh gethan haben, nicht wahr? Und eigentlich ist er ein angesehenener Mann, der Oberförster, der . . .“

"Spitzbube!" erwiderte Ulrike — „ein Wittwer mit vier Kindern, o Spitzbube! Na, na, was kommen soll, kommt und was sein muß, muß sein!"

Sie stand auf und deutete nach der großen, altmodischen Standuhr, die wie ein Thurm im Gemach aufragte und ihr Tiktak laut und einformig wohl schon an die hundert Jahre gesagt hatte.

"Wir vergessen Zeit und Stunde an diesem verkehrten Morgen; gleich sieben Uhr, Sie müssen hinüber. Nun," sie drückte ihm die Hand zum Abschied, „es bleibt dabei: Eigentlich sollten Sie's noch nicht wissen, weil's aber mal so kam, ist's auch gut! Laß, laß, Junge," damit wehrte sie einem neuen Handkuß und ging in das Nebenzimmer.

"Ich muß in die Luft, Lotte, ich mag nicht an das enge Schulzimmer denken, so voll ist mir die Brust!" sagte Eugen zu dem jungen Mädchen. „Die unverdiente Güte" . . .

Lottens blaue Augen strahlten. „Sie ist ein Engel, unter ihrer kalten Außenseite schlägt das wärmste Herz. O, Eugen, ich bin so froh darüber, daß der böse Husten . . .“

"Er ist eigentlich gar nicht so schlimm!" sagte der junge Mann leicht hin. „Aber die Welt, die ferne — — ich sah so wenig von ihr und es klingt so lockend . . . Nur — Sie möchte ich nicht berauben, Lotte!"

"Still!" erwiderte diese und legte den Finger auf die Lippen, „sind wir nicht wie Bruder und Schwester erwachsen, Eugen?" Er nickte. „Kein Wort mehr darüber also. Gehen Sie gern, Herr Eugen?"

"Wenn es nicht um die Mutter wäre — so herzlich gern!"

"Ja, um die Mutter!" wiederholte das Mädchen mit einem wehmüthigen Tone.

Sie standen jetzt draußen, wo auf der hohen Steintreppe Eugen's prächtiger Feldblumenstrauß lag.

"Da," sagte Lotte, „vergessen Sie nicht, was Sie für Ihr Herbarium suchten!"

Der Lehrer warf einen Blick hinüber nach dem Thurme und sah dann auf die Blumen:

"Sie sind staubig geworden — und ich brauche sie nicht mehr. Auf Wiedersehen, Lotte, ich muß mich erst in das Neue finden!"

Lotte nahm die Blumen auf und strich wie lieblosend über dieselben.

"Das Neue — ja, ja," flüsterte sie, — „ach, ich weiß nicht warum, aber ich möchte, daß gar nichts Neues mehr in unser stilles Thal käme, ich habe das Alte so lieb."

Dann ging sie schnell bis an die Mauer drüben, an welche der kleine Kirchhof stieß, und warf den Strauß hinüber. Er fiel auf ein gesunkenes Grab.

"So habt ihr wenigstens einen Zweck!" sagte sie, nochmals zurückschauend, und eilte ins Haus. —

Die Sonne stand schon hoch; sie hatte alle die blizenden Thautropfen in Wief und Wald aufgetrunken und wärmte jetzt die Blumen mit ihrem goldenen Schein. Fröhliche Vogelweisen klangen durch den Wald, und hier und dort sang ein Arbeiter, während er die Art mit schallenden Schlägen gegen einen Baumstamm führte.

Den Waldweg, der steil und abhängig vom Berge rechts niederließ, kam die schöne Bewohnerin des Thurmzimmers in fliegender Eile. Ihr Gesicht war geröthet, die Locken hingen wirr um dasselbe und der Shawl, welchen sie über ihrem Arm liegen hatte, schleppte lang auf dem Boden nach, dürre Zweige

und Dornen hatten sich in seine Franzen geheset. Zuweilen blieb sie stehen und blickte rückwärts, ihr Athem ging schnell, ihre Augen blizten, und dann und wann entglitt ein lebhafter Ausruf ihren Lippen. Erst in der Nähe des grauen Hauses mäthigte sie ihre Schritte und ihre Eile, welche mit der einer Fliehenden Ähnlichkeit hatte.

"So," sagte sie, als die Gartenpforte erreicht war, „da hätte ich ja das Abenteuer, ungeahnt und interessant. Ungeahnt?" sie lächelte über das Wort, „eigentlich sollte ich doch gegen mich selber aufrichtig sein — so ganz ungeahnt oder ungesucht war's — wohl nicht. Wie sagt doch Schopenhauer über die Ehrlichkeit, wie ist es doch?" dabei hatte sie sich auf die Steinbank geworfen und stützte den Kopf. „Ehrlichkeit — ja, so ist's: So eng auch Freundschaft, Liebe und Ehe Menschen verbinden, ganz ehrlich meint Jeder es am Ende doch nur mit sich selbst und höchstens noch mit seinem Kinde." —

Die schöne Frau hatte das Citat halblaut gesprochen und setzte jetzt ebenso hinzu: „Freundschaft, Liebe, Ehe und Kind — das fehlt mir Alles — so bleibe nur ich, und selbst mir gegenüber suche ich so etwas wie Verstecken zu spielen — das ist eigentlich nicht hübsch! Bah! — es war Neugier, welche mich trieb; ich wollte den Ort sehen, wo — nun, endlich will ich aufrichtig sein" — —

Sie unterbrach sich mit einer hastigen Bewegung selber, schwieg, schob die Locken vor einem winzigen Handspiegel, welchen sie aus der Tasche gezogen, zurecht und sagte dann:

„Ein närrischer Zufall ist's doch gewesen, welcher mich hier in die Nähe des Herzberger Schlosses geschleudert — — und dumm war ich selber heute. Nun ist's aus! — So!" sie hatte die letzte widerspenstige Strähne befestigt, „damit die gute Tante Ulrike nichts von meinem Fluchtadventure merkt! Am besten, ich gehe so schnell als möglich hinauf, denke nach, ordne und entwerfe meinen Plan, denn die Zeit drängt . . . ja, wahrhaftig, ich muß eilen, will ich nicht . . . nein, nein, überlegen wir so schnell als möglich!"

Nach Verlauf einer Stunde trat Frau Helene Alten zu den beiden Bewohnerinnen des grauen Hauses, welche nähend und strickend auf dem gewohnten Plätze sahen.

Sie erschien sonderbar feierlich, ernste Mienen und langsamen Gang war man sonst nicht an der schönen Frau zu sehen gewohnt. Sie hatte ein graues Reifkleid an und sah überhaupt so reisefertig und reisewillig aus, daß die Frauen erstaunt aufblickten, als sie dem Tische nahte.

"Ah," sagte sie, statt jeden Grußes, „ah, mein Gott, bedauern Sie mich!"

Tante Ulrike schob ihre Brille etwas anders und fragte: „Warum?"

"Ja, wie können Sie das eigentlich wissen, warum," es zuckte dabei um ihren Mund — „ich muß es Ihnen also sagen. Nicht wahr, liebe Lotte, Sie legten mir die Briefe oben auf das Zimmer — Gott, es war so schön draußen im Walde, und ich ahnte nichts!"

„Eine unangenehme, — eine traurige Nachricht?" fragten Ulrike und Lotte zugleich. Helene nickte mit tragischem Ernst.

"Ja — denken Sie doch! Ah," sie lauschte aufmerksam, „da höre ich schon den Wagen — ich schicke nämlich den Friedrich sofort um Extrapost" . . .

„Sie gehen?"

„Sagte ich denn das nicht schon, meine Damen? Aber so ungern, so ungern! Es war reizend hier, obwohl — sehen Sie, das Thurmzimmer hatte doch eine böse Seite; der Blick auf den Friedhof störte mich, Sie werden begreifen. Fräulein Lotte, wollen Sie sorgen, daß man meine Koffer herabbringen läßt? Ah, da biegt schon der Wagen in die lange StraÙe ein! Darf ich meine Rechnung begleichen, Tante Ulrike?" —

„Bitte," wehrte dieselbe. Die junge Frau legte eine Börse auf den Tisch. „Den Ueberichuß vertheilen Sie an die Mägde und Ortsarmen, wenn ich bitten darf!"

„So schnell sollen wir Sie verlieren, und wir wissen noch gar nicht, was Sie zwingt?“ . . .

„Zwingt!“ — sie knöpfte den letzten Knopf ihrer weit über das Handgelenk hinaufreichenden Handschuhe zu, „sagte ich's denn nicht . . . es ist eine dumme Geschichte! Ah, danke Ihnen, liebes Kind!“ wandte sie sich lebhaft zu dem jungen Mädchen, welches zurückgekehrt war.

„Sie sind immer so freundlich gewesen! Nicht wahr, ich darf Ihnen die Bücher zurücklassen, Sie lesen ja gerne Gedichte!“ dabei drohte sie mit dem Finger.

„Und für Sie, Tante Ulrike, ist das große Bild von mir. Nicht wahr, Sie behalten es, damit ich nicht ganz vergessen bin, im grauen Hause. Der kleine Lehrer mag die Karte, das Brustbildchen von mir, bekommen; er darf doch auch nicht übergangen werden, dieser freundliche kleine Herr — Wandermeyer, richtig, so ist ja dieser komische Name — Wandermeyer!“ sie lachte silberhell und sprang auf.

Tante Ulrike und Lotte hatten sich noch immer nicht von ihrem Erstaunen erholt.

„Ohne Mittagessen?“ fragte Erstere mit großen Augen und „Soll ich Ihnen nicht ein Sträußchen pflücken?“ die Andere, weil ihr sonst nichts in den Sinn kam, was sie der Eisenden geben könnte.

„Nein, nein!“ wehrte diese ab, „es ist die höchste Zeit, die allerhöchste Zeit. Schade, schade, es war doch lieblich hier — bis auf den Kirchhof, der langweilte mich, gab mir trübe Gedanken, und die liebe ich nicht. Leben Sie wohl, meine Damen!“ sie drückte der alten Jungfer die Hände, umarmte Lotte und berührte ihre klare Stirn mit einem flüchtigen Kusse:

„Werden Sie mich auch nicht gänzlich vergessen, meine kleine Waldblume — gewiß nicht?“

„Gewiß nicht, gewiß nicht!“

„Und vielen Dank für Ihre Güte — Ihnen Beiden!“ sie saß schon im Wagen, die Pferde zogen an, ihr Spizentuch flatterte lustig durch die Luft, — dann war sie verschwunden.

Tante und Nichte sahen einander erstaunt an; die Alte rieb sich die klaren Augen; es war ihr plötzlich wie ein Nebel vor denselben gewesen.

Lotte hatte die Hände im Schooß gefaltet, sah dem Wagen nach und lauschte, bis das Rasseln und Rollen desselben verklungen war. Dann sagten Beide:

„So plötzlich!“ — „Und warum eigentlich?“ setzte das junge Mädchen hinzu.

„Ja — ich verstand Sie nicht! Sie ist und war wie ein Traumgesicht, auftauchend und verschwindend! Weißt du, Kind, ich hätte damals nicht Ja sagen sollen, als sie so plötzlich ins Haus kam; ich habe jetzt ein so bekommenes, unerklärliches Gefühl. Sie war ein liebliches Geschöpf und dennoch . . . es ist besser, wir hüten uns vor allem Fremden und bleiben in unsrer Ruhe!“

Lotte nickte; ihre Augen füllten sich plötzlich mit Thränen, sie wußte nicht, warum, aber sie beugte das hübsche Gesicht tief, tief über die Arbeit, damit die Tante dieselben nicht gewahrte.

„Wenn der Eugen erst geht“, sagte Ulrike nach einer Weile, „dann wird es freilich noch einsamer sein, er wird uns fehlen. Sobald er jedoch wiederkehrt, soll Lust und Freude in unsre Wälder, alten Mauern einziehen. Glaubst du es, mein Kind? Dann sollst du die Rosen pflücken, welche dir das Leben bent — bis dahin sei geduldig, mein Kind!“

Sie drückte in seltsamer Bewegung einen Kuß auf die Wange des blonden Mädchens, wandte sich ab und ging hinein.

Am Abend kam der junge Lehrer, wie sonst, mit seiner Geige. Es war stürmisch geworden und die beiden Frauen saßen bei der Lampe im Wohnzimmer. Wie heiter er aussah, als er über die Schwelle trat. Er stellte flink seinen Geigenkasten mit dem sorgfältig gehüteten Instrument seines Vaters nieder und kam auf die alte Jungfer zu.

„Tante Ulrike!“ rief er freudig, sich zu ihr neigend und sie fröhlich anblickend, „es wird nicht so schlimm sein, mit dem Scheiden im Herbst. Die Mutter ist übergelückt, daß ich die lang gewünschte Kur gebrauchen kann, sie will's mir leicht machen. Ach, welcher Liebe und Selbstvergessenheit ist doch ein Mutterherz fähig!“

Lotte wußte wieder einmal nicht, warum — aber sie mußte ihm für diese warmen Worte die kleine, weiche Hand reichen.

Tante Ulrike nickte beifällig.

„s ist recht, — also hat man sich an den Gedanken gewöhnt, mein Herr Eugen?“

„O gewiß, und ich denke und freue mich jetzt schon darauf, wie ich in aller Ruhe werde spielen können, während der langen Freiheit!“

„Ja, ja, aber bis dahin wollen auch wir nicht vergessen sein! Nicht wahr Lotte? Wir sprachen noch soeben davon — besonders, da Frau Alten fort ist.“

Die großen, braunen Augen blickten ihr erstaunt ins faltige Gesicht. „Fort?“ — fragte er tonlos, „so — ohne Abschied!“

„Sie kam aus dem Walde und fuhr davon, wir wissen nicht wohin und weshalb — sie war wie ein Irrlicht. Wenn ich jetzt über sie nachdenke, so . . . nun, es ist gut.“

„Fort?“ wiederholte der Lehrer nochmals zweifelnd. „Aber sie kommt wieder, nicht wahr?“

„Wer weiß es! — gesagt hat sie nichts davon. Lotte, gib dem Eugen das Bild!“

Gehorsam reichte dieselbe ihm die Karte; er sah lange darauf nieder.

„Das ist sie — und ist's doch wieder nicht! Es ist ein todt's Bild, — wer konnte auch wiedergeben, wie sie blickt, lacht, spricht — das wäre unmöglich, besonders das Lachen; nicht wahr, Lotte?“

„Sie war schön — aber ein Irrlicht!“ wiederholte Tante Ulrike in einem Tone, als wolle sie nun nichts mehr über den flüchtigen Gast hören.

Man sprach darauf von diesem und jenem den langen Abend hindurch, aber der junge Lehrer blieb zerstreut, und trotz Ulrikens Wunsch berührte er seine Geige nicht, ein plötzliches Kopfschütteln vorschüttelnd.

Als er gegangen war und Lotte wieder in ihrem Thurmzimmer stand, war's ihr, als sähe der gewohnte Raum sie mit fremden Augen an, als könne sie nie mehr so heimisch darin sein, wie zuvor. Ueberall lagen und standen die zurückgelassenen kleinen Andenken Helenens, hier eine Nippesache, dort ein Buch mit Goldschnitt, ein zerknitterter Fächer, welke Rosen — und das Gemach durchduftete ein feines Parfüm, das die kühl hereindringende Abendluft nicht zu verjagen vermocht hatte.

Sie trat zum Fenster. Der Sturm hatte sich gelegt, der Mond stand mit halber Scheibe am Himmel; hell und klar war der kleine Friedhof unter ihr beleuchtet; sie erkannte deutlich den Strauß auf dem eingesunkenen Grabe. Am Morgen hatte ihn Eugen gepflückt, jetzt lag er weß dort . . . Sie mußte an den plötzlichen Abschied denken, welchen Helene Alten vor dem stillen Orte hatte, — und begriff ihn nicht, es war eine so friedliche Stätte, sie mußte noch lange auf das eingesunkene Grab hernieder sehen. — —

* * *

Die Sommerwärme war vorüber. Die Morgen und Abende waren schon empfindlich kalt im Harzthale, ja, die Blätter, welche sich hier früher färben, in Folge des oft plötzlichen Witterungswechsels, hatten bereits nicht mehr das volle, saftige Grün; nur die Tannen standen unverändert in ihrem Sommer- und Wintergewand.

Tante Ulrike aus dem grauen Hause hatte man noch nie in der Kirche erblickt; desto gewissenhafter sorgte sie dafür, daß ihre Nichte dieselbe besuchte, sogar dem Nachmittagsgottesdienst

durfte Lotte beizohnen — eine Concession, die Ulrike dem schönen Orgelspiel des jungen Lehrers machte.

So auch heute; das junge Mädchen hatte allerhand sonderbare Gedanken gehabt, als die mächtige Orgelstimme unter Eugens Händen erklang. Es war Lotte, als läge eine tiefe Wehmuth, eine Klage in den Tönen und dann wildausbrausende, leidenschaftliche Bewegung, und dabei tauchte neben ihr in dem weißangestrichenen, hölzernen Kirchenstuhle das neckische Gesicht der Frau Alten auf. Ja, so hatte sie einst neben ihr gegessen, als sie plötzlich den Einsall bekommen hatte, auch einmal in die Kirche zu gehen. Wie ernst sie erst war, dann gähnte sie und flüsterte Lotten allerhand lustige Bemerkungen zu, zeigte auf die dicke Bäckerfrau vom Markt und den alten, tauben Oberst, der eingeschlafen war, aber das Gesangbuch noch in der Hand und den Mund weit offen hielt — kurzum, daß junge Mädchen war froh und athmete erleichtert auf, als der letzte Orgelton ausklang und sie ihre Plätze verlassen konnten. Draußen, im dürftigen Treppenhause war Helene zwar wieder stehen geblieben und hatte erstaunt auf die wunderlichen, bedruckten Atlaskissen und blechernen Schilde gedeutet, welche, von welken Kränzen umschlungen, dort zahlreich über einander hingen — die einen, mit Myrthenkränzen geschmückt, Andenken an verstorbene Jünglinge und Jungfrauen des Orts, die andern an sonstige Verbliebene.

Sie las eine Inschrift, ließ sich von Lotte den alten Brauch erklären, schüttelte den schönen Kopf, las eine andere, sagte schauernd: „Huh“ und slog die Treppe hinab.

„Das ist entsetzlich!“ hatte sie unten gesagt, „ein ganz barbarischer Brauch! Eine arme Mutter, welche fleißig zur Kirche geht, wird immer unwillkürlich die Blicke dort hinauf richten und sich auf's Neue beraubt fühlen — eine abscheuliche Sitte. Mich schaudert! Und andere, die froh sind, daß Mancher endlich den letzten Schlaf schläft, sollen immer wieder durch solch ein graujames Blech daran erinnert werden, daß — sie einst den Tod als Erlöser in ihr Haus riefen — es ist eine Unsitte und keine pietätvolle Seele kann sie erdacht haben!“

Heute ging's Lotten allein so wunderbar; eine Last fiel ihr vom Herzen, als Eugens Finale verklungen war. Sie schritt hastig hinaus, warf einen beinahe furchtsamen Blick auf die Todtenkissen und eilte die Treppe hinunter. Dort unten hatte sie meistens den Lehrer getroffen und er sie nach dem grauen Hause geleitet, heute war sie froh, ihn nicht zu sehen. Sie erinnerte sich auch plötzlich eines Weges, den sie für die Tante machen sollte; einer armen kranken Tagelöhnersfrau war aus Helenens Börse eine reichliche Summe bestimmt, denn Tante Ulrike hatte sich nicht für die kurze Gastfreundschaft bezahlt machen wollen und den ganzen Inhalt für die Armen bestimmt.

Unzählige freundliche Grüße mußten erwidert werden auf dem Hinweg wie auf dem Heimwege. Sie kam fröhlicher zurück, denn die Freude der armen Frau hatte ihr wohlgethan, und als sie jetzt plötzlich neben sich den Ruf hörte, „Mamsell Lotte, o, einen Augenblick, Mamsell Lotte!“ blieb sie geduldig stehen und wartete auf die schlotterige Männergestalt, welche quer über die Straße zu ihr eilte.

Es war der Ortsbarbier, der höflich seine Mütze zog und eine Entschuldigung stotterte:

„Mamsell verzeiht, aber Unserer hat so viel zu thun, daß es jede Gelegenheit beim Schopfe ergreifen muß. Sehen Sie, Mamsell, wenn ich Sie jetzt nicht zufällig sah, — ich stand in der Hausthür und sprach mit Meister Müller, dem Tischler; dort, sehen Sie, wo die Becken sind, wohne ich, na, das wissen Sie ja — so hätte ich wahrhaftig den weiten Weg nach dem grauen Hause machen müssen. Und Sonntags ruht sich Unserer doch gern, denn man hat an Wochentagen genug zu arbeiten; ich muß die Chirurgendienste thun, Blutigel setzen, und Feldarbeit hat man auch noch in seiner kleinen Wirthschaft, da will die Zeit nicht immer langen.“

„Was ist es denn, Meister Usbeck?“ fragte das junge Mädchen, welches geduldig die lange Auseinandersetzung angehört hatte.

„Ja, nämlich, Mamsell Lotte, — sehen Sie, vorhin ging Fräulein Ulrike hinauf ins Schulhaus, nach der Schulmeisters-Wittwe; die hätte ich nicht anzureden gewagt, vor der hat der ganze Ort einen heidenmäßigen Respect, obwohl sie eine ganz wohlthunliche Frauensperson ist — mit Ihnen ist das was Anderes, da faßt man sich schon ein Herz!“

Lotte lächelte: „Nun, so thut's also, Meister!“

Der Barbier riß den Mund bis an die Ohren auf:

„Ich bin ja dran, Mamsell Lotte. Es ist aber eine verwidelte Geschichte, und wenn Sie wollen . . . ja, ich kann sie nicht kürzer machen, als sie ist. Das war nämlich immer Vater Lorenz', des alten Holzhackers Redensart, wenn . . .“

„Also die Geschichte, Meister Usbeck!“

„Ja, sehen Sie, da hatten Sie doch so ne fremde Person im grauen Hause, so ne feine, aus der Stadt, nicht wahr?“

Er sah mit offenem Munde und großen Augen das junge Mädchen so lange an, bis er ein bejahendes Nicken erhalten hatte.

„Nun, also, da wußte Keiner, wie sie hieß! Sie kam und war freundlich mit den Leuten und ging auch wieder fort, nicht wahr?“

Erneutes Anstarren und erneutes Nicken.

„Sehen Sie, Mamsell Lotte! Sie fuhr eines Tags in einer Extrapost hier durch; aha, denke ich, die reißt ab — und richtig, sie reißt ab. Na, das erfuhr ich nun erst später, weil man sie nicht mehr im Orte sah. — Nun war sie noch keine zwei Stunden hier durch, so kommt der Graf vom Herzberger Schloß hier angesprenzt, was siehst du, was hast du, hält dort, wo Sie die Becken sehen, dicht unterm Fenster, klopft an die Scheiben, ruft mich und fragt nach ihr.“

„Ruft mich und fragt nach ihr,“ wiederholte der Barbier mit besonderer Betonung, „und ich, Mamsell Lotte, kannte ihn noch nicht einmal persönlich und sie, die fremde Person, auch nicht!“

„Er fragte?“ sagte Lotte, „und was, Meister?“

„O Jesus, ein ganzes Becken voll. Wo sie gewohnt hätte, wie lange sie hier gewesen wäre — da sagte ich natürlich, was ich wußte, und eigentlich wußte ich ja nichts. Wie ich aber andeutete, daß sie wohl fort wäre, mit Extrapost, da drehte er sein Pferd, wurde fuchswild, bot mir weiter keine Tageszeit und sprengte davon. Hm, hm! Was sagen Sie nun?“

„Ich?“ erwiderte Lotte, „ja, Meister, er mochte sie gesehen haben?“

„Oh — ja! aber nach ihrem Namen hat er nicht einmal gefragt, und das Beste kommt noch! Ich werde auf das Schloß gerufen, drei Tage sind es her; denken Sie, ich nehme Blutigel mit, Rasirzeug und Schröpfköpfe, denke, daß irgend Etwas passiert ist. — Profit! da sah eine Gule! Er selber will mich sprechen, er, der Graf. Was denken Sie sich nun? Daß ich ihn vielleicht rasirt hätte? — O, ne! da sah die zweite Gule. Er hat auch einen Bart und braucht keinen Barbier! Aber was thut er? Oho, pffiffig ist er und meint, Unserer kommt in alle Häuser und hört Alles! Fragt nach der Fremden, trägt mir auf, im grauen Hause in Erfahrung zu bringen, wohin sie gereist ist und — na, Alles, was sie dort gethan und gesprochen hat, just, als wenn er ein Polizeirichter wäre. Aber, Mamsell Lotte, Unserer hat auch seine Ehre, so gut wie so'n Herr Graf, der Einen ohne Umstände rufen läßt; man läuft mit Schröpf- und Rasirzeug und Blutigel, was siehst du, was hast du — und findet weiter nichts als ungeroimte Fragen! Denn, Mamsell Lotte, was geht das ihn an, was in dem grauen Hause vorgeht, he? Na, so dumm, wie er glaubt, ist nun aber Musje Usbeck nicht, da sitzt ihm 'ne Gule, wo er meint, Musje Usbeck gepackt zu haben. Ich habe zu Allem Ja gesagt — aber ich dachte: Usbeck, das thust du nicht — und ich thut's auch nicht. Ich wollte es Ihnen nur erzählen, Mamsell Lotte, und nun nehmen Sie es nicht für ungut!“

Die blauen Augen sahen den Schwäger erstaunt an. „Es ist besser, Ihr redet mit der Tante, Meister —“

„O, bei Leibe nicht! Aber dem Schullehrer habe ich's gesagt!“

„Dem Eugen — und er?“ fragte das junge Mädchen leichtert. Der Barbier lachte verschmigt.

„Oh, der ist auch fuchswild geworden, hat über Spionirerei und Adelsvölk gebrummt und gesagt: Meister, Ihr seid ein Ehrenmann, und der kann schweigen. Ihr wißt von nichts, hört ihr, von nichts! Oh, — hehe! das ist ein Kunststück, habe ich mir gedacht, ich weiß ja auch von nichts! Und nun, nehmen Sie's nicht für ungut, Mamsell Lotte, und wenn Sie's der Tante sagen wollen, Gott befohlen.“

Er nahm wieder ehrerbietig seine Mütze ab.

„Ich will sehen, Meister! — Guten Tag!“ damit schritt Lotte, in Gedanken versenkt, weiter. Sie konnte die Erzählung des geschwägigen Barbiers nicht recht begreifen, sie mußte doch erst den Eugen fragen.

Als sie das Haus erreicht hatte, war Ulrike noch nicht heimgekehrt; sie ging in ihr Thurmzimmerchen hinauf, dessen Thüre sie nur angelehnt fand — und wie sie dieselbe schnell öffnete, gewahrte sie mit einer Art von freudigem Schreck den jungen Lehrer, der, ohne ihr Eintreten zu bemerken, in der Nische am Fenster lehnte. Sie kam leise bis in die Mitte des Gemachs, legte das Buch nieder, den Hut, die Handschuhe, ohne daß sich Eugen, von dem Geräusch gestört, umgewandt hätte. Ihre blauen Augen ruhten mit einem seltsamen Ausdruck, halb freudig, halb wehmüthig auf ihm. Als er noch immer nicht seine Stellung veränderte, sagte sie halblaut und zaghaft: „Herr Eugen!“

„Lotte, Fräulein Lotte!“ rief er und sprang auf, ihr beide Hände reichend, „endlich, endlich sind Sie da! Wissen Sie, daß ich schmerzlich, sehnsüchtig auf Sie wartete? Tante Ulrike ist bei der Mutter, welche heute wieder sehr von den bösen Gichtschmerzen geplagt wird — und die Zeit verstrich, und ich mußte und wollte Sie allein sprechen, schon seit Tagen . . .“

Sie fühlte, daß es glühendheiß in ihre Wangen stieg; sein aufgeregtes Wesen hatte etwas Beängstigendes, so hatte sie ihn nie gesehen; dunkler als sonst brannten die rothen, abgezirkelten Flecken auf seinen hagern Wangen. Sie ließ ihm die kleinen Hände und sah ihn bewegt an.

„Was ist's denn, Herr Eugen?“ stammelte sie.

Er zog sie an das Fenster auf den hochlehniigen Sessel und ließ sich halb zu ihren Füßen auf dem erhöhten Tritt nieder.

„Sie wollen mich hören, Lotte — Sie wollen geduldig und mitleidig sein? O Mädchen, wissen Sie, daß Sie ein barmherziges Werk damit thun! — Sie wollen meine Beichte hören?“

Lotte zitterte, sie mußte die Hand auf's Herz pressen; seine Blicke waren mit so innig warmem Ausdruck, mit solch strahlendem Glanze auf sie gerichtet — sie wünschte plötzlich, so, so sterben zu dürfen, daß dieser seligpochende Herzschlag der letzte sein möge.

„Reden Sie, Herr Eugen — Sie wissen, daß . . .“

„Daß Sie ein Engel sind, Lotte!“ rief er exaltirt und drückte einen Kuß auf ihre Fingerspitzen. „Nein, kein Engel, meine Schwester, nicht wahr, die mir helfen und mich trösten wird!“

Das Gesicht des jungen Mädchens wurde um einen Schatten bleicher, und sie sagte mühsam: „Reden Sie, Herr Eugen!“

„Ja, ja!“ erwiderte er hastig, „und je eher Sie es wissen, Lotte, um so besser! Sehen Sie, ich war kein Mensch mehr, ich bin wie im Traume herumgegangen, verzehrt von Qual und Sehnsucht; ich glaubte sterben zu müssen, Lotte! Sie kennen das Gefühl nicht, Sie können es nicht ahnen!“

Sie schüttelte langsam das blonde Haupt.

„Mag es Ihnen erpart bleiben — es ist ein namenloses Weh, es verzehrt Einen — o die Sehnsucht, wer beschreibt sie, die Sehnsucht nach ihr, Tag und Nacht, jede Stunde, jede Minute!“

„Nach ihr“ . . . wiederholte Lotte tonlos.

„Sie wußten es, Lotte?“ fragte er hastig.

„Nein, nein,“ stammelte sie, „aber jetzt, — Sehnsucht nach ihr!“

„Und nun, nun begreifen Sie mich. Ich habe sie überall gesucht, laut ihren Namen ‚Helene, Helene‘ im Walde gerufen und Nachts in stiller Stunde. Ich kann nicht mehr leben, wenn

ich sie nicht wiedersehe. Und ich will's! ich will hin und sie suchen!

„Sie suchen — ja!“ flüsterte das bleiche Mädchen.

„Und ich finde sie, nicht wahr, Lotte? Ich muß sie ja finden! Sie sollen mir bei Tante Ulrike helfen; ich sage ihr Alles, gleich jetzt — sie ist so gut! Denn auch er sucht sie!“ setzte er düster hinzu.

„Der Graf? Ja, wohl!“ nickte Lotte.

„Sie wissen es?“ fragte Eugen und fuhr hastig durch seine blonden Locken, ein heftiger Husten erstickte die Verwünschung, welche er auf den Lippen hatte.

„Der Barbier“ — sagte Lotte.

„Ja, ja — den wollte er als Spion dingen — aber mir ist Alles klar; er sah sie im Walde, sie stoh vor ihm, nun sucht er sie — o, Lotte, wenn er sie eher fände als ich!“

„Armer Eugen — wir wissen ja nicht einmal, wohin sie ging!“

„Und wäre sie am Ende der Welt, ich fände sie dennoch. Nur hinaus muß ich, sobald als möglich — und Tante Ulrike . . .“

„Nein, nein!“ wehrte das Mädchen angstvoll, „sie darf es nicht wissen, jetzt noch nicht, Eugen!“ —

„Noch nicht?“ fragte er, und eine finstre Wolke bildete sich auf seiner Stirn — „Sie will mich ja in den Sünden senden; B. ist zehnmal so nahe, sie wird es mir nicht wehren, wenn ich ihr sage, daß ich Helene liebe. Lotte, Lotte — helfen Sie mir, ich will nicht in den Sünden, ich will nur den Sonnenstrahl ihrer Augen wieder auf mir ruhen fühlen!“ —

„Lassen Sie mich einmal nachdenken, Eugen,“ bat sie sanft. „Es darf nicht so plötzlich die Tante überraschen, sie . . . könnte andere Pläne . . . gehabt haben!“

„Andere Pläne“ — rief er heftig, „was kümmern die mich. Ich nehme meinethwegen meine Geige und zieh' von Haus zu Haus, bis ich sie finde. Ich kenne sie sofort an ihrem Lachen, o, so lacht Niemand weiter:

Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,

Und mit so weißen Zähnen . . .

Lotte, Lotte, ich darf nicht daran denken, sonst geht es mir wie dem armen Tannhäuser:

Wenn ich an dieses Lachen denke,

So weine ich plötzliche Thränen . . .

Nichts in der Welt soll mich halten, sie nicht zu suchen — und Lotte, wenn Sie, meine Schwester, meine Vertraute . . .“

„Doch, doch,“ sagte sie sanft und legte die Hand betheuernd auf seinen Arm, „ich will — denn ich will Alles, Alles, was zu Ihrem Glücke ist, Eugen, gewiß . . . wir müssen nur die Tante vorbereiten.“

„Aber gleich, heute noch!“ drängte der junge Mann.

Sie nickte, holte tief Athem und flüsterte halblaut:

„Es muß — muß sein! — Eugen,“ wandte sie sich dann wieder an ihn. „Die Tante sprach davon, daß Sie bald, sobald als möglich die Reise antreten sollen, wenn wir ihr sagen, daß Sie bereit sind . . . Sie gehen nach B. und von dort aus . . .“

Schreiben Sie ihr, ich bereite sie vor — sie nimmt's dann leichter, weil's so sein muß!“

Zuerst schüttelte er den Kopf: „Warum nicht offen sein?“ Als aber Lotte beschwörend die Hände hob, sagte er zustimmend:

„Mag's so sein — vielleicht hat meine kluge Schwester Recht!“

Sie lächelte wehmüthig; er setzte sich zu ihren Füßen, zog das Bild der schönen Frau hervor und blickte darauf nieder.

Lotte wandte sich ab, die Thränen traten ihr in die Augen, sie bedeckte dieselben; es war lange, lange still im kleinen Thurmzimmer.

„Eugen,“ sagte endlich die sanfte, heute wie gebrochen klingende Stimme des Mädchens — „wenn Sie — Helene nun gefunden haben . . . dann?“

„O, ich finde sie, und müßte ich Mauern und Thürme stürmen, ich finde sie, denn ich liebe sie ja!“

„Und dann?“ — wiederholte Lotte.

„Dann?“ — er riß die braunen Augen weit auf.

„Ich meine“ — wie ihre Stimme zitterte — „ob Sie Beweise haben, daß — daß Sie auch ihr — nicht gleichgültig sind?“ sie hatte es endlich über die Lippen gebracht.

Noch immer lag das Staunen auf seinem fieberhaft gerötheten Gesicht.

„Nicht gleichgültig — darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht . . . O, meine gute Lotte, Sie verstehen nichts von der Liebe! Ob sie mich gerne hat, wollen Sie sagen? haben Sie denn nie gehört, wie sie mit mir sprach, wie weich ihre Stimme klang, wie ihr Auge mich anblitzte, wie sie mein Spiel lobte — ach, — und wenn sie lachte, so gesund, so glücklich, so toll! — Gewiß, gewiß ist sie mir gut.“

Er flüsterte das Folgende beinahe: „Und, Lotte, sie wollte ja, daß ich in die Stadt käme, daß ich meine Kunst draußen zeigte, wie oft sagte sie das. Und — wenn ich sie nun gefunden habe, dann trete ich auf, und — wenn ich ein gefeierter, berühmter Künstler bin, — wird sie dann nicht mit Freuden mein Weib werden?“

„Ja — gewiß!“ Ein jedes Wort hatte sich tief wie ein Dolchstich in das Herz des Mädchens gehohlet. Jetzt stand sie auf. „Eugen, es wird dunkel, wollen wir zur Tante hinabgehen?“

„Ja, ja,“ sagte er hastig, „damit ich bald Gewißheit habe!“ —

Das graue Fräulein hatte gar nichts gegen eine beschleunigte Reise einzuwenden gehabt, und leuchtenden Auges war der junge Lehrer an diesem Abend aus dem grauen Hause geschieden. Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, hatte Ulrike das junge Mädchen zu sich auf's Sopha gezogen.

„Du siehst bleich aus, Kind,“ sagte sie mit herzlicherem Tone, als sonst, „thut es dir so weh, daß er geht?“

„Ja, ach ja!“ flüsterte Lotte und sank mit lautem Schluchzen in die Arme ihrer mütterlichen Pflegerin.

* * *

Das Ende des Septembers war herangekommen, die Blätter vergilbt und trocken, wehten durch die Luft und raschelten auf der Erde unter den Tritten der Wanderer. Regengüsse hatten den Fluß stärker anschwellen gemacht, so daß er lauter an den Felsenwänden hinbrauste, und der Wind segte oft mit heftigen Stößen durch das Thal, sauste heulend um die kleinen, schindelgedeckten Häuser und brach sich an den dicken Mauern des grauen Hauses.

Ulrike und Lotte saßen in dem Wohngemach, wo das Fenster mit einer Epheuwand halb verstellt war, welche sich über einen kleinen türkischen Divan, das einzige bequeme Möbel, welches das Haus barg, zu einer Art Laube gestaltete — nebeneinander.

Ulrike verdiente mit vollem Recht nicht mehr den Namen des grauen Fräuleins, denn ihr Haupthaar zeigte jetzt die Weiße des Schnees — und Lottens blühende Gesichtsfarbe war völlig gewichen; die blauen Augen schienen allen Glanz verloren und die frischen Lippen das Lächeln verlernt zu haben. Sie blickte zu dem alten Fräulein auf, dessen Wesen in dem Maße an Herzlichkeit und Wärme gewonnen hatte, in welchem das Lottens ernster und scheuer, weltmüder geworden war. Ulrike strich lieblosend über den blonden Kopf:

„Weißt du, daß ich dich gerufen habe, um lange und ernst mit dir zu reden, Kind? Es geht nicht mehr so mit dem Kopfhängen, Lotte — was soll endlich draus werden? Und ich möchte so gern meine muthige Kleine wieder haben!“

Das junge Mädchen seufzte: „Ach, Tante — es wird ja auch kommen, so nach und nach, und es ist schon viel besser, als damals, wie . . .“ sie stockte und das alte Fräulein vollendete den Satz:

„Wie damals, als der Eugen ging, sag's nur muthig heraus, Lotte. Mit mir und vor mir gib's keine Heimlichkeiten!“

„Ja, ja, Tante — damals wurde es mir hart!“

„Natürlich! hattest ja den ersten Ausbruch des Aergers allein zu tragen, nahmst auch alle Schuld auf dich, du gutes

Kind, und littest nicht, daß dem Eugen nur das Geringste vorgeworfen wurde. Mein kluges, liebes Kind! die Alte hatte fast ganz den Kopf verloren — bis sie einsah, daß alles Wollen nichts ist gegen das Müssen! Aber nun darfst du auch nicht mehr grübeln und denken; hast tapfer gegen das Weh angekämpft, wie eine jede frische, unverdorbene Natur! — Was sie da in den Büchern faseln von Herzbrechen und Sterben um unglücklicher Liebe willen, — daß ist Unsinn, Kind, nichts als Unsinn!“

Lotte seufzte. „Ach, Tante, es ist nicht um meinetwillen!“

„Weiß wohl — aber er hat's nicht anders haben wollen und können; er muß tragen, was kommt!“

„Und wenn sie — ihn verachtend abweist . . . o, Tante, der Gedanke“ . . . rief das junge Mädchen zitternd.

„Nun — so wird's wohl nicht werden, und sollte es sein, wird auch sein Gemüth endlich heilen und geläutert werden!“

„Er ist krank, fieberhaft erregt und leicht gereizt!“

„Und du?“ fragte die Alte warnend und hob den Finger.

„Ich zittere, bis ich Nachricht von ihm habe —“

„Die du nicht ertragen wirst! Täusche dich nicht, Lotte — wenn sie schlecht lautet, so bangt sich dein Herz um ihn; ist sie glücklich für ihn, so frisst sich dennoch der Gram hinein!“

Lotte senkte den Kopf und antwortete nicht.

Nach einer Weile fragte die alte Jungfer: „Kind, kannst du dir denken, daß auch ich einmal jung war — und — liebte!“

„Liebte?“ wiederholte Lotte, fast erstaunt, „du, Tante Ulrike?“

„Ich — und heiß und innig wie du — und doch nicht, wie du, denn der, welchen ich liebte, gab mir seine volle Liebe zurück.“

Das Mädchen faßte nach ihrer Hand und fragte schnell:

„Und — dennoch?“

„Dennoch entsagte ich!“

„Entsagen!“ flüsterte Lotte — „wie traurig das klingt!“

„Ich entsagte und nicht — um meinetwillen!“

„O Tante — lehre auch mich das — lehre mich ertragen, weiter leben, wie du! Nicht glücklich, aber — zufrieden und gut!“

„Nicht glücklich! — Kind, das ist eine lange Geschichte — und zugleich die — deiner Mutter!“

„Du sprachst nie von ihr!“ sagte das junge Mädchen, als erwache es aus einem Traume, „sie war auch — nicht glücklich?“

„Sie war weit, weit unglücklicher als — du, als ich!“

„Laß mich wissen, warum?“

Die Alte sann nach, endlich sagte sie:

„Ja! denn es kann dir heilsam sein, jetzt und immer — und du lernst die alte Tante Ulrike verstehen und Manches an und in ihr begreifen, was dir sonst wunderbar erscheinen mochte!“

Sie richtete sich kerzengerade auf und erzählte:

„Wir waren fünf Schwestern, ich die Älteste, deine Mutter die Jüngste — Töchter eines reichen Kaufmanns in einer nordischen Handelsstadt. Die Mutter starb früh, auch die andern Schwestern, und ich war Mutter und Erzieherin der Jüngsten. Sie war des Vaters Liebling und mein Glück und wuchs auf, hold und lieblich und arglos. Ich dachte nie an mich, ich lebte nur in ihr. Noch eh' sie völlig erwachsen war, starb auch der Vater. Wir Waisen waren sehr reich; Mancher hatte um meine Hand geworben, sie alle vielleicht nicht um mich, sondern um meine Mitgift. Nur Einer nicht — und dieser Eine war ein bescheidener Dorfprediger; ihm gab ich, was ich außer der Liebe zu Lotte, deiner Mutter, noch an Liebe zu geben vermochte. Und — wenn sie mich nicht mehr brauchte, wenn sie den Mann ihrer Wahl gefunden haben würde — dann, erst dann, wollte ich die Seine werden. Er wartete geduldig. — Deine Mutter lohnte meine Liebe, indem sie heimlich ein Liebesverhältniß mit einem Aristokraten anging!“

„Arme Mutter!“ sagte Lotte halblaut.

„Heimlich! Vertrauenslosigkeit gegen mich, das war's, womit sie meine Sorge, meine Liebe lohnte. Als ich's entdeckte . . . war's zu spät. Da hatte schon der Gram begonnen, am Herzen meines Liebings zu nagen . . . Der Glende schonte sich, eine

Bürgerliche zu seiner Gattin zu machen — er hatte die Stadt verlassen.“

Das junge Mädchen richtete sich bleich und starr auf: „Das war mein Vater!“ Ulrike nickte düster.

„Als Reue, Zerknirschung und Elend über meinen verwöhnten Liebling hereinbrachen, gewann ich erst Lottens Vertrauen wieder. Empört, rasend vor Zorn schwur ich, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis ich den Pflicht- und Ehrvergessenen zurückgeführt — und ich hielt den Schwur!“

„O Tante Ulrike!“

Die alte Jungfer hörte die klagende Stimme des Mädchens nicht; ihre grauen Augen funkelten wie zwei blickende Sterne, ihr Gesicht war geröthet, leidenschaftlich erregt.

„Ja, ich hielt meinen Schwur! Ich war zur Furie geworden, zur Rachegöttin! — Am Krankenbett der Armen — wir wußten, daß es ihr Sterbebett sein würde — wurde der Segen über die Ehe gesprochen . . . Der Segen! — und als das letzte Amen verklungen war, wies ich dem Elenden die Thüre. Drei Tage später ruhte das brechende Auge deiner Mutter auf dir — empfahl dich mir ihre erlöschende Stimme“ . . .

Noch immer sah das Mädchen starr und bleich da, auch die Alte schwieg, lehnte das weiße Haupt zurück und sah hinüber auf die entlaubten Baumgruppen.

Endlich beugte sich Lotte zu ihr — ihre Stimme klang fest und klar:

„Es war gut, Tante Ulrike — nun weiß ich erst, was ich dir schulde und — was mir, und — daß kein Segen auf meinem Dasein ruhen kann, kein Glück!“

Ulrike schüttelte energisch den Kopf: „Nein, Kind, fest soll es dich machen, dich stählen — das ist meine Absicht!“

„Bin ich nicht ruhig?“ fragte das junge Mädchen ernst, „aber — meine Mutter starb, und was wurde aus Ihm?“

„Die Hand deiner Mutter holte ihn nach in das Grab! Es war gut für ihn — für mich und dich! Ich hatte geschworen, daß er nie von seinem Kinde Vater genannt werden solle, — änderte meinen Namen und zog hier in die Einsamkeit mit dir. Das große Vermögen deiner Mutter fiel der Kirche zu — mir blieb ein Rest — ich bestimmte ihn dir . . .“

„Und entsagst dem eigenen Glück, um meinetwillen, o arme Tante!“

„Nein, nein,“ wehrte die alte Jungfer. „Glück ist ja nur ein Begriff. Ich hätte auch nicht mehr beglücken können. In jenen fürchterlichen Stunden habe ich das Lächeln verlernt und alle Heiterkeit für immer verloren. Das ist meine Geschichte! Sie ist nicht so außergewöhnlich, als die mancher Anderen. Jedes Menschenleben hat seinen dunklen Punkt. Bin ich altjüngferlich und sonderbar geworden, was thut's, und wem schadet's? Deiner Mutter hielt ich, was ich in ihre erkaltende Hand gelobt — so hatte ich eine Lebensaufgabe.“

Lotte kniete neben Ulrike nieder und legte den Kopf in ihren Schooß; die Alte beugte sich zu ihr herab und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Es bleibt noch eins, Kind, willst du den Namen deines Vaters wissen? Du hast ein Recht, ihn zu tragen!“

„Nie, nie!“ erwiderte Lotte, sich aufrichtend — „niemals!“ — und wieder ihre Hände in die Ulrikens legend, setzte sie feierlich hinzu: „Ich werde dir nie vergelten können — aber ich will dir einen Beweis meiner Liebe geben — ich kann und will ent-sagen, wie du es konntest!“

Die Alte senkte.

„Wer kennt und weiß, was das Morgen bringt; es kann hell und licht sein, so dunkel auch das Heute ist. Und nun“ — sie zog ein Papier aus der Tasche, „wollen wir gemeinsam einen Brief lesen, den ich vor beinahe acht Tagen von B. erhielt. Jetzt kannst du die Nachricht ertragen, denn nun bist du wieder mein muthiges Kind geworden!“

„Alles, Tante, Alles!“ — sagte sie bethenernd.

Die alte Jungfer reichte ihr mit einem forschenden Blicke langsam den Brief. Lotte entfaltete ihn und las, ohne zu stocken:

„Meine liebe Schwester!“

Tante Ulrikens eigene Zeilen haben mir also bewiesen, daß sie unsern kleinen Schachzug aufgenommen, wie ich ahnte — ich küsse ihr die Hände und danke ihr auf den Knien; und Sie, liebe Lotte, Sie werden's ihr sagen; schreiben kann ich heute nur Ihnen, meiner Schwester, meiner Vertrauten, denn mein Herz ist übervoll!

Ich habe sie gefunden! O, Lotte, wie klopft mein Herz, indem ich das niederschreibe. Ich habe sie gefunden! — das möchte ich in alle Welt hinauszubeln!“

Lotte blickte auf und faltete wie dankend die Hände. Ulrike winkte ungeduldig, daß sie fortfahren möge.

„Wie ich sie fand, Lotte? — das ist eine lange, lange Geschichte. Schon verzweifelte ich. Fremd, unbehülflich, wie ein Kind, so war's mir in dem lauten, lauten Treiben der großen Stadt; verloren kam ich mir vor, fast hatte ich Heimweh nach unserm stillen Thal, unsern grünen Bergen, wenn der Gedanke an sie mich nicht gehalten und getragen hätte. Aber ich fand sie nicht die drei ersten langen, langen Wochen hindurch. Kein Adreßbuch zeigte den Namen „Alten“, kein Mensch wollte ihn kennen. Ich war in allen Theatern und Concerten, auf allen Promenaden, tagelang durchwanderte ich die Straßen — meine Geige lag unbeachtet, die innere Unruhe trieb mich von Ort zu Ort, in der Frühe des Morgens und bis spät in die Nacht!“

„Der Kermite,“ warf Lotte ein — „an seine Gesundheit hat er nicht gedacht!“

„Nein“ — erwiderte Tante Ulrike — „hätte er aber auch alle Pflege der Welt gehabt — auf die Ruhe des Gemüths allein kommt es an!“

Lotte las weiter:

„Was ich litt — kein Mensch beschreibt's und denkt's — doch ich gab die Hoffnung nicht auf, daß ich sie endlich in B. finden müsse — ich glaube an Ahnungen des Herzens, Lotte! Ja — und ich fand sie, ich sah sie wieder, hörte ihre Stimme, ihr Lachen! — An dem Lachen erkannte ich sie, Lotte, an den silberhellen, freundigen Tönen.“

In einer Allee war's. Ich sah matt und erschöpft auf einer Bank — da kam eine Cavalcade Damen und Herrn geritten, dicht vor mir lachte es auf, und die Eine sprengte voran und schlug lustig auf ihr Pferd.

Das Lachen! es fuhr mir durch die Seele, — sie ist's. Und wie ein Rasender sprang ich auf, ihr nach. Wenige Schritte, da hielt sie ihr Pferd an, drehte sich zu den ihr Folgenden um — und ich sah ihr süßes, neckisches Gesicht. Sie ritten Alle langsam zur Stadt hinein, und ich folgte. Ich sah nur sie, jede ihrer graziosen Bewegungen. Sie sah so stolz und prächtig zu Pferde! Wie fest das Hütchen auf ihren dunklen Locken lag, wie lustig der blaue Schleier in der Luft flatterte! Sie schwahte und lachte mit ihren Begleitern — o Lotte! Ich folgte immer ungesehen. Wie hätte sie's auch wissen sollen, daß ich hinter ihr herschlich — und endlich hielt man vor einem prächtigen Hause an. Diener sprangen herzu, sie wehrte sie und die Herren ab, welche ihr Hülfe leisten wollten, und glitt leicht vom Pferde herunter. — Dann trat ich heran. Was ich sagte, Lotte, ich weiß es nicht, ich sah nur ihr holdes Gesicht, sie lächelte — sie kannte mich sofort und reichte mir die kleine Hand.

„Ah, Herr Eugen, da sind Sie ja richtig in B. — sagte ich's nicht? Nun, das ist hübsch — und — wie haben Sie mich gefunden — gewiß ein Zufall?“

Lotte, wie hätte ich jetzt sagen können und dürfen, daß ich nach B. kam, um sie zu sehen, sie — und nie mehr zu gehen! Ich hielt nur immer noch ihre Hand fest und starrte in das geliebte Antlitz; sie war noch schöner als draußen bei uns, im grauen Hause.

Die Andern mochten wohl erstaunt auf uns blicken; sie rief

lachend: „Ja, meine Herrschaften, das ist eine Bekanntschaft aus meiner Harzidylle! Nicht wahr? nicht sie mir zu. Aber Sie müssen mir von Allem dort erzählen, auch spielen müssen Sie mir Etwas! Wollen Sie morgen Abend zu einer kleinen Soirée kommen, ja? Aber mit Ihrem ‚singenden Holze.‘ Hier wohne ich — Sie kommen, also auf Wiedersehen!“

Damit raffte sie die Schleppe ihres Reittkleides zusammen und stieg die Stufen hinauf. Ich weiß nicht, ob die Andern ihr folgten, ob nicht — ich sah ihr nach, bis der Saum ihres Gewandes verschwunden, und stand noch lange vor dem Hause und starrte an demselben hinauf, ob ich nicht ihren Schatten sähe. So wurde es Abend, und ich schlich in meine Wohnung — um Ihnen, Lotte, zu schreiben — Sie nehmen ja Theil an mir armen — glücklichen Burschen. Es ist Mitternacht, Sie schlafen längst, und der Mond steht über dem Thurm; ich sehe deutlich die Berge, das graue Haus, den kleinen Friedhof in der Heimath. Ach, Lotte, — die große, laute Stadt ist mir keine Fremde mehr, ich habe sie gesehn, sie lachen hören — und morgen! —

Gute Nacht, Lotte! In meine Augen kommt kein Schlaf; vor ihnen gaukelt die liebliche Gestalt auf und nieder, und in meinen Ohren klingen die silbernen Töne — heute greife ich zum ersten Male nach meiner Geige.

Eugen.“

Lotte ließ das Papier sinken, ihre blauen Augen blickten ungetrüb in das faltige Antlitz des grauen Fräuleins, ein erleichternder Seufzer hob ihre Brust:

„Er ist glücklich!“

„Glaubst du, mein Kind?“ fragte Ulrike zweifelnd, „ich fürchte, daß die Frau . . . o nein, man soll nicht an allen Menschen zweifeln! Der Brief ist über acht Tage alt, nun wird es sich bald entscheiden, ob . . . Ich denke, er wird schreiben . . . den nächsten Brief enthalte ich dir nicht vor, mein Kind — du kannst nun jede Nachricht ertragen, nicht wahr?“

Lotte nickte und legte ihr blondes Haupt gegen die Schulter der Tante. So blickten sie eine Weile hinaus in den Garten, Jede mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, deren Mittelpunkt doch ein Gleiches war.

Die Dämmerung kam.

„Ich will Licht holen,“ sagte das Mädchen halblaut und richtete sich auf. „Ja!“ nickte Ulrike, und als Lotte gegangen war, flüsterte sie: „Licht — ach wer wüßte, wann und wo das rechte Licht Noth thäte! Sie ist standhaft, gefaßt und dennoch . . . ja, wer weiß, ob man mit dem besten Willen, Recht thun zu wollen, es gethan hat!“ —

* * *

„Nein,“ sagte Tante Ulrike am folgenden Tage um dieselbe Stunde und trat, mit grauem Tuch und grauer Kapuze angethan, ins Wohnzimmer, wo Lotte eben ihre Nähfäden des hereinbrechenden Abends wegen zusammen legte, „nein, wie früh es bereits dunkelt. Ich muß doch wahrhaftig die Kathrine mit der Laterne mitnehmen, meine Augen werden so schlecht und der Regen ist noch nicht verlaufen. Bis ich halbwegs zum Schulhause bin, ist die pechschwarze Nacht vollends da — die alte Wandermeyer hätte auch nicht so eigensinnig sein sollen. Statt daß wir sie gemüthlich hier im grauen Hause haben, sitzt sie droben, und man muß jeden Tag den weiten Weg machen, denn sonst ist's nicht recht. In einer Stunde bin ich wieder da, Kind, laß dir die Zeit nicht zu lang werden.“

„Nein, Tante,“ sagte Lotte. „Du hast doch auch nicht den Geburtstags-Kuchen vergessen?“

„Bewahre, der liegt wohl eingepackt im Korb; die Alte muß ja wissen, daß wir heute einen Festtag hatten!“ — damit schritt sie aus der Thüre.

Lotte blieb am Fenster stehen und sah der hohen, schlanken Gestalt nach. Die Magd ging vor ihr her, jede Pfüße gewissenhaft mit der großen Laterne, in welcher drei Talglichter brannten,

— denn das graue Fräulein gab etwas auf Repräsentation — beleuchtend.

Kleiner und kleiner wurde das Licht, bis es endlich in der Ferne ganz verschwand.

Das junge Mädchen zündete die Lampe an, setzte sich nieder und zog den zerknitterten Brief des jungen Lehrers hervor. — Sie hatte ihn seit gestern schon oft gelesen, konnte ihn fast auswendig und dennoch senkte sie die Blicke wieder auf die fieberhaft flüchtige Schrift.

„Er ist glücklich,“ sagte sie vor sich hin und lächelte schmerzlich, „und was will ich denn mehr für ihn. Sie — sie muß ihn ja lieben, sie kennt sein schönes, reiches Gemüth, seine Talente — und — er ist auch ein stattlicher Mann . . . gewiß, sie muß ihn lieben und dann, dann bleibt ja nichts für ihn zu wünschen — nichts mehr!“

Sie glättete langsam das Papier auf ihrem Schooße. „Ich — ich will mich seines Glückes freuen, recht, recht von Herzen . . . und still sein und — die gute Tante Ulrike . . .“

Ein tastender Schlag gegen die Hausthüre.

Sie schrak zusammen. Laut und schrill klang die Glocke an derselben beim Zuschlagen durch's Haus; dann war's wieder still.

„Es wird eine Magd gewesen sein!“ sagte Lotte und schob den Brief in die Tasche, griff nach einem Nähzeug, ließ es aber wieder sinken und setzte ihr Selbstgespräch fort: „Heute, vor einem Jahre, ja — da brachte er mir das Gedicht; ich freute mich sehr darüber . . . sinnig hatte er's in dem Blumenstrauß versteckt, und Abends spielte er . . . ich glaubte, so recht besonders schön um meinetwillen!“

Draußen wurden tappende Schritte laut; es klang, als suche eine Hand nach dem Thürgriff und finde ihn im Dunkeln nicht.

Lotte horchte, erfaßte die Lampe und trat auf den Hausflur hinaus.

„Richtig, noch Alles dunkel,“ flüsterte sie, „o, die Nachlässigkeit der Mädchen!“ dann fragte ihre klare Stimme ohne jede Anwandlung von Schreck und Furcht: „Ist ein Fremder da?“ und zugleich hob sie die Lampe höher.

Ein dumpfer Laut neben ihr; sie wandte sich — und stieß einen gellenden Schrei aus.

„Eugen!“

Die zusammengelaufene Gestalt hob das Haupt:

„Ja, ich konnte nicht mehr weiter, Lotte! ich bin auf dem Wege zur Mutter — und er wurde mir zu lang!“

Sie sprach kein Wort, ergriff den Arm des jungen Mannes, um dessen Stirn das Haar wirr hing und dessen Haupt keine Bedeckung hatte, führte ihn ins Zimmer und ließ ihn auf dem kleinen Divan niedersitzen.

Er gehorchte willenlos. Im Ofen stand noch Etwas von Tante Ulrikens Lieblingstrank, dem Kaffee. Sie führte die Tasse an die Lippen des halberstarrten, und er trank sie in gierigen Zügen aus.

„Das thut wohl, Lotte!“ sagte er, lehnte den Kopf an die Wand und schloß die Augen.

Das Mädchen blieb vor ihm stehen, erschreckt die Hände über der Brust gefaltet, die Augen auf das hagere Gesicht gerichtet, auf welchem die hochrothen Flecken grell hervortraten. Ein unendliches Weh malte sich in ihren Mienen, sie kniete lautlos an seiner Seite nieder und legte die bleiche Wange an seine kalte Hand; er ließ es ruhig geschehen.

Nach einigen Minuten öffnete er die Augen und sah mit den fieberglänzenden, braunen Sternen auf die Knieende herunter.

„O, Lotte — du bist gut!“ kam es von seinen zukenden Lippen.

Sie winkte ihm, daß er schweigen solle, rückte ihm ein Kissen unter dem Haupte zurecht, schob einen Schirm vor die Lampe auf dem runden Tische und nahm ihre frühere Stellung wieder ein. Nichts war hörbar in dem Gemach als das laute Ticken der Wanduhr; sie schlug halb, dreiviertel und voll — nichts rührte sich.

Dann und wann hob das Mädchen die Augen und sah empor, sie wußte nicht, ob der junge Mann schlafe oder ruhe, aber sie bewegte sich nicht.

Die Hausthür ging auf und fiel anläutend wieder zu; Schritte klangen auf dem Gange, Stimmen — und nach einigen Minuten trat durch den Vorhang, welcher den Eingang zum Nebenzimmer verdeckte, das graue Fräulein. Sie hatte eine unhörbare Weise, zu kommen und zu gehen, und nur Lotte gewahrte ihren Eintritt.

Mit einer erstaunten Bewegung blieb Ulrike stehen; ihre grauen, scharfen Augen überflogen die Gruppe, sie schien die Situation sofort erkannt zu haben. Ein schmerzlicher Ernst kam über ihre Züge, sie winkte dem jungen Mädchen, ruhig neben dem Ankömmling zu bleiben, und setzte sich geräuschlos auf einen Stuhl nieder, die Hände im Schooß gefaltet, die Blicke auf die Beiden gerichtet. Jetzt machte der junge Mann eine Bewegung und schlug die Augen auf.

„O, Lotte, ist es wahr, bin ich daheim? — nicht mehr unter all den lachenden Menschen, welche ihre spöttischen Blicke auf mich gerichtet haben?“

„Gewiß, Eugen,“ sagte Lotte sanft, „Sie sind wieder bei uns, im grauen Hause, zwischen den Bergen!“

„Ja, ja — und das ist gut, o sehr gut!“ klang hohl und röchelnd aus seiner Brust empor, „denn draußen — Lotte, gehn Sie nie nach B., da ist's schrecklich — schrecklich!“

Er strich das Haar aus der Stirn, rieb dieselbe, als müsse er sich besinnen, und lächelte traurig.

„Ich spreche wohl recht unsinnig, Fräulein Lotte — Sie müssen das aber verzeihen. Ich war schwer krank und bin noch matt und will mich nun erholen und ausruhen in der Heimath. Ach ja, ausruhen, denn es war eine recht anstrengende Reise, Lotte — Mancher hätte den Verstand dabei verloren, aber ich dachte an Sie, an meine Schwester, die mich trösten würde, und das hat mich bewahrt. Ich muß Ihnen Alles erzählen, Lotte, Alles!“

Das junge Mädchen zerdrückte eine Thräne und sagte, seine Hand streichelnd: „Nicht heute, lieber Herr Eugen, ein andermal!“

„O doch, doch!“ bat er, „gleich, denn sonst hätte ich keine Ruhe. Sie haben ja schon eine Weichte von mir gehört, wollen Sie nochmals Geduld haben?“

„Gewiß — und ich bin froh, daß Sie hier sind,“ entgegnete sie mit einem Versuche, ihn aufzumuntern und auf andere Gedanken zu bringen. „Wissen Sie, daß heute mein Geburtstag ist?“

„Ihr Geburtstag? Ach nein, Lotte — ich hatte das ganz vergessen über all den dummen Gedanken, aber . . . ja morgen sollen Sie ein Gedicht haben . . . ich weiß noch, wie sehr Sie sich im vorigen Jahre freuten!“ . . .

„Ach, Eugen!“

Er holte tief Athem und zog sie neben sich auf den Divan. „Ich muß es erst los sein, das Alpdrücken von der Brust, damit wir wieder fröhlich sein können, wie früher — nicht wahr? Ich sehne mich sehr danach, wieder zu lachen — ah!“ — Er preßte die Hand gegen die Brust, als fühle er dort einen heftigen Schmerz, und lächelte dann mühsam. „Ein neues Leben wollen wir anfangen, Lotte, und nie, nie mehr aus unserm stillen Thale fort. Ich bin die drei Stunden von der Eisenbahnstation her zu Fuß gekommen; nicht für eine Welt hätte ich mich in den Postwagen zwängen können!“

„Um Gotteswillen!“ rief Lotte, „bei dem Regenschauer und Sturm, da müssen sie doch ganz durchnäßt worden sein!“

„Ach, das trocknete auch wieder; weit war's, ich brauchte wohl die doppelte Zeit, denn ich muß langsam gehen; es ist, weil mir immer die Luft fehlt . . . aber ich war doch im Freien! In der Stadt wogt und schreit und lärmt es; hier ist Ruhe, hier kann ich genesen, hier allein nur! — Damals, als ich den Brief schrieb, war ich noch nicht krank — haben Sie ihn gelesen, Fräulein Lotte?“

Sie nickte.

„Es war ein großer Unsinn, der in demselben stand. Sie müssen recht gelacht haben.“

„O nein, Herr Eugen!“ sein sarkastischer Ton that ihr weh.

„Gutes Kind! Die ganze Comödie war zum Lachen! Den folgenden Morgen, Sie wissen doch — — schließlich ich in aller Frühe an ihr Haus, ich hätte den Boden küssen mögen, welchen ihr Fuß den Tag zuvor betreten hatte. Ich wollte nicht eher kommen, bis zu der Zeit, welche sie mir bestimmt hatte — aber ich stand wie eine Schildwache draußen; vielleicht, daß ich den Saum ihres Gewandes im Vorbeirauschen sah. Sie fuhr auch mit einer Dame aus, ein Herr ritt neben dem Wagen her. Mich gewahrte sie nicht, sie lachte und ländelte mit Jenem; wie konnte sie auch denken, daß der dumme Dorfnaar seit Stunden an ihrer Schwelle lauerte. Die Nacht hatte ich componirt — eine Harz-idylle, so hatte sie Tags zuvor gesagt, und darum hatte ich die Composition so genannt. O, kein Mensch wird sie je wieder hören!“

Lotte sah wie hilflos nach Tante Ulrike hinüber, welche der Lehrer immer noch nicht bemerkt hatte; Jene winkte, ihn ruhig weiter reden zu lassen.

„Endlich kam der Abend,“ fuhr er fort, nachdem er neuen Athem geschöpft hatte.

„Wie mein Herz pochte, als ich die teppichbelegten Stufen hinaufschritt, mein Instrument wie einen Talisman im Arme. Diener rissen die Flügelthüren auf; ein mißtrauischer Blick streifte mich, als ich meinen Namen nannte; zum Glück wies ich auf die Geige: Ah, richtig, die Frau Baronin erwartet Sie!“

„Baronin?“ wiederholte Lotte staunend, „Helene Alten nannte sie sich hier.“

„Hier — in der Harzidylle, allerdings, Baronin Altenbroof in B. — Reiche und vornehme Leute gehen oft incognito auf die Reise, liebe Lotte; ach freilich, wie können Sie unschuldvolles Kind das wissen! Mir klang das ungewohnte Wort in den Ohren, und dennoch staunte ich in dem Augenblicke nicht und hätte es nicht gethan, wäre sie mir als Kaiserin genannt; für mich war sie ja das Höchste, das Schönste!“

Endlich sah ich sie, ganz in lichtgrüner Seide, mit Spigen, weißen Rosen und Brillanten geschmückt. Ich ging gerade auf sie zu, unbekümmert darum, daß ich einen Kreis von Herrn durchbrechen mußte, der sie umringt hatte. Ich trat vor sie hin und streckte ihr meine Hand entgegen. Sie lächelte, sonderbar belustigt, aber sie reichte mir die ihrige.

Es ist schön, daß Sie da sind — und ich denke, wir werden Sie bald hören. Meine Herrschaften, daß ist ein Protégé von mir, ein Talent, welches ich entdeckte — Herr Wandermeyer! Ich gewahrte es deutlich, wie sich die Gesichter bei dem Klange des Namen spöttisch verzogen — es kränkte mich nicht — sie war hold und freundlich — alles Andere mir gleichgültig.

„Ich hoffe, daß ich Sie sämmtlich überrasche mit meiner Entdeckung!“ fügte sie hinzu, nickte noch einmal und ging am Arme eines Herrn in den großen Saal.“

Lotte und Ulrike hatten Beide erstaunt dageessen und keine Unterbrechung gewagt — dann und wann nur bewegte Ulrike leise nickend das Haupt, als habe sich erfüllt, was sie vorausgesehen.

„Lotte,“ sagte der junge Mann und schlang seine mageren Finger in einander — „es ist wie in einem der Romane, über welche ich oft den Kopf schüttelte. Ich begriff nicht, wie man sie schreiben konnte: sie leben, erleben ist schlimmer! — In den Zimmern wogte und drängte es durcheinander; ich stand verloren dazwischen, unbeachtet, wie ein hingeschleudeter Ball. Man plauderte und spottete über eine neue Verlobung — ich hörte den Namen Endress nennen.“

„Er ist total blind vor Leidenschaft, und sie wird ihn beherrschen, denn sie liebt ihn nicht, läßt sich nur anbeten.“

Was kümmerte mich das Geschwätz — ich dachte an sie! Endlich kam ein Diener:

„Frau Baronin läßt bitten, man hat im Saal bereits Platz genommen!“

Sie — ich griff nach meiner Geige. Was war mir ihr Adelstitel und mein lächerliches ‚Wandermeyer‘! — Wie ich das Instrument in den Händen hielt, vergaß ich Alles, sah ich nicht die fragenden Blicke und hörte nichts von den halbblanten Bemerkungen, welche sich die Damen hinter den Fächern zuraunten. Dicht vor mir sah sie — sie lächelte mir ermutigend zu — und ich spielte die Harzidylle.“

Er konnte nicht gleich weiter reden, dann aber richtete er sich erregt auf:

„Wie ich spielte? — O, mein Herz zitterte und weinte und jubelte in den Tönen; alles Weh, alles Glück, das ich um sie erduldet, durch sie genossen, lag darin . . .“

Das Flüstern war verstummt, und als ich geendet, klatschten sie Beifall. Ich legte die Geige nieder — was kümmerten mich Jene! — Sie hatte mich nicht gerufen, dennoch mußte ich zu ihr treten. Sie reichte mir die Hand:

„Wunderschön, Herr Eugen — bravo, bravo!“ dann wandte sie sich zu ihren Gästen, „hatte ich nicht Recht, kann ich nicht stolz auf meine Entdeckung sein?“ Sie war so lebhaft wie damals, so eideckenhast geschmeidig in ihren Bewegungen; die Seide an ihr rauschte und schillerte, duftig wie Wolken flatterten die Spitzen um sie her, die Diamanten blitzten — ich mußte an eine Libelle, eine Wassernixe denken.

Ein Herr neben ihr beugte sich vor und flüsterte Etwas. Sie lachte: „In S. war's, ja, im grauen Hause, wo ich die Sommerfrische genoß in reizendster Verborgenheit — ungeahnt dem Herzberger Schlosse so nah! Die kleine Idylle ist ja jetzt publik. — Ich wich damals noch immer zögernd aus, nicht wahr, Kuno? . . . Aber wenn ein Verfolger so hartnäckig ist wie du, — was bleibt uns armen Frauen übrig, als uns endlich fangen zu lassen! Graf Kuno hatte meinen Schlupfwinkel gefunden — freilich durch eine Unvorsichtigkeit von mir.“

Sie berührte mit dem Fächer leicht den Arm ihres andern Nachbar: „Lieber Herr Wandermeyer — ich muß Sie doch über die Metamorphose der Frau Helene Alten aufklären — hier bin ich, wie Sie schon wissen werden, Baronin Altenbrook, und dies ist mein Verlobter, Herr Graf Endreff! — Ich werde im nächsten Sommer wieder am Harz sein, auf dem Herzberger Schlosse — zur Sommerfrische!“

Ich sah, wie der Graf sich lächelnd und herablassend verneigte, ich hörte jedes ihrer Worte klar und deutlich, ich habe sie seitdem alle Stunden wachend und schlafend gehört — ich habe nicht aufgeschrien, nur gelacht, gellend, wahnsinnig und bin hinausgestürzt aus dem Saale — über die Straßen hin, bis ich in meiner kleinen Stube war, dort erst brach ich zusammen.“

„Armer Eugen!“ sagte Lotte unter Thränen.

„O, kein Mitleid, nur das nicht!“ wehrte er ab. „Weshalb? weil ich ein thörichter Mensch war, der sich einbildete, schöne Frauen der Aristokratie könnten einmal den Einfall haben, einen armen Schullehrer zu lieben! Die Dummheit verdient — höchstens ein Lächeln des Spottes! Jetzt bin ich aus dem Traum erwacht und viel, viel klüger geworden; gewiß!“

Tante Ulrike war leise aufgestanden und an seine Seite getreten:

„Krank sind Sie jetzt, lieber Eugen, recht krank — aber Sie sollen schon in der Heimathluft genesen!“

„Ja — in der Heimath — nicht wahr? Nur nicht mehr fort in den Süden und die Weite; ich hatte großes Heimweh, bis ich mich nach hier gesunden. Ich weiß nicht warum, aber ich mußte Lotte erst sehen und ihr beichten — eh' ich zurückging ins kleine Schulhaus am Berge!“

Er stand auf und ließ es geschehen, daß Ulrike ihm ihr wollenes Tuch um die Schultern legte, dann saßen beide Frauen, wie wenn es Verabredung wäre, nach seinen Händen und führten

ihn durch den Ort. Es war jetzt Tante Ulrike völlig gleich, ob sie in eine Regenpflüze trat oder nicht.

* * *

Der erste Schnee fiel am ersten Novembertage; flodrig und dicht kam er vom Himmel herunter; bald trugen die kahlen Bäume und die grünen Tannen einen gleichen Schmuck, und ein leichter weißer Flor breitete sich über die Wiesen aus. Die Kinder jauchzten und sprangen auf der Straße herum und haschten nach dem Flockengewirr; solch ein erster Schneefall ist immer ein Ereigniß, etwas Neues, Schönes. „Frau Holle macht ihr Federbett“ riefen sie lachend; und Frau Holle, diese Sagengestalt des Harzes, mußte heute einen besonders großen Federvorrath haben, denn immer dichter kamen die „übergeschüttelten und ausgeklopften“ herunter.

Der erste Schnee fiel auch auf einen frischen Grabhügel, welcher am Mittag auf dem kleinen Friedhof von S. gewölbt worden war, und durch die bleigefasteten Scheiben des Thurmmimmers blickte ein blaues Augenpaar auf ihn herab und gewahrte, wie sich langsam dichter und dichter die weiße Decke über die Tannenzweige und letzten spärlichen Blumen legte, mit welchen man den Hügel geschmückt hatte. Die Augen waren heiß und thränenlos; sie hatten in den letzten Wochen so viele Thränen vergossen, daß sie keine mehr fanden, um dem stillen Schläfer dort unten damit die Ruhe zu weiden. Lotte hatte sich plötzlich, als der Tod die braunen, schönen Augen gebrochen, des Märchens erinnern müssen, in welchem das Kind zur Mutter zurückkommt und sie bittet, nicht mehr zu weinen, denn „wenn noch eine Thräne in das Krüglein fällt, so fließt es über, und der todte Liebling hat keine Ruh' im Grabe“ — und von der Stunde an weinte die Mutter nicht mehr. Wie eine Mutter ihr krankes Kind, so hatte sie ja den Eugen gepflegt, hatte ihm Lieber gesungen, fröhliche Weisen, während ihr Herz weinte und blutete — bis er eines Tages sanft unter solch lustigem Lied eingeschlafen war — um nicht mehr zu erwachen. Dann hatte sie sein Haupt in die letzten Blumen gebettet, welche sie im Thurmmimmerchen gepflegt hatte, die letzte Blüthe ihres Rosenstocks zwischen seine erstarrten Hände geschoben — und war bleich und still durch den Ort heimgegangen.

Es war das erste Mal, daß sie der Gräbe nicht achtete, die ihr gespendet wurden — und daß die Kinder, welche ihr mit ausgestreckten Händchen nahten, scheu wieder zurückwichen.

Heute, als sie ihn dort unten betteten, hatte sie sich geweigert, mitzugehen, und Tante Ulrike sie ruhig gewähren lassen. Sie lehnte in ihrem schwarzen Wollkleide am offenen Fenster; noch war der Zug nicht sichtbar — nur das hohle, gähnende Grab. Sie hatte in der Frühe den Todtengräber eine Schaufel nach der andern herausheben sehen — es war das eingesunkene, alte Grab, auf welches sie einst den Blumenstrauß geworfen, den — Eugen nicht für sie gepflückt hatte! —

Dann kam man mit dem Sarge. Um die Stunde war noch kein Schnee gefallen, der Himmel grau bedeckt, sonnenlos; alle Kinder hatten Kränze in den Händen; sie sangen. Die alte, lahme Mutter wankte, von Tante Ulrike geführt, hinterdrein — dann sprach der Pastor . . . sie mußte auf Ulrikes sehen, ja . . . sie weinte —

Nun lag das Grab so still da, so feierlich mit dem ersten Schnee umhüllt — der Anblick that ihr wohl — und dennoch, wie gepreßt und gedrückt war ihr Herz. Sie hätte noch einmal weinen mögen, so recht, recht aus tiefster Seele — und fand keine Thränen. Und sie hätte auch zu Tante Ulrike gehen mögen, die drüben allein saß, um ihr zu sagen . . . aber sie fand keine Worte. Langsam trat sie vom Fenster zurück und schritt im kleinen Gemach auf und nieder. Zufällig blieb sie an einem Seitentisch stehen, dort lagen die Bücher mit Goldschnitt . . . sie hatte noch keins aufgeschlagen; ein Zeichen hing in dem einen. Gedankenlos öffnete sie es — ihr Blick fiel auf die Endstrophen eines Geibel'schen Gedichts:

„Mein Frühling ging zur Rüste —
Ich weiß es wohl warum!“

Mechanisch sprach sie's vor sich hin. Das Buch in der Hand setzte sie sich auf den Holztritt am Fenster —

„Mein Frühling ging zur Rüste“ . . .

ihr Kopf sank herab, sie weinte laut auf.

Leise öffnete sich die Thüre. Tante Ulrike, nicht mehr grau, sondern auch tief schwarz gelleidet, als betraure sie ein eigenes Kind, trat geräuschlos ein und schritt zu ihr hin. Sekundenlang betrachtete sie das weinende Mädchen, dann beugte sie sich herab, las die Zeilen, legte das blonde Haupt an ihre Brust und küßte die reine Stirn.

„Der Frühling ja — deiner, wie einst meiner!“ sagte sie sanft. „Aber noch kommt der Sommer für dich, und der Herbst bringt einst Früchte. Was wir in der Jugend erlitten und lernen, trägt seine Früchte sicher.“ —

Lotte trocknete die Thränen.

„Ich weinte, Tante Ulrike, weil ich mußte — nicht aus Schmerz um ihn, es waren Thränen um dich und mich — — und nun, Tante Ulrike, laß uns ein neues Leben anfangen! — Ich habe auch eine Aufgabe, die, dein Leben zu verschönen und zu süßnen, was einst meine Mutter an dir verschuldete. Von dieser Stunde an bin ich wieder dein muthiges Kind und — wenn es sein kann — auch ein fröhliches! Ich habe auch eine Bestimmung, wenn ich sie auch nicht gleich erkannte. Glück ist — Zufriedenheit; und zufrieden will ich sein, was mir auch das Leben bringen mag. So bin ich ja glücklich!“

Die alte Jungfer antwortete nicht; aber das junge Mädchen erblickte, was seit Jahren Niemand gewahrt hatte: — sie lächelte; und das sah aus, als umglänze sie ein Heiligenschein. Denn es war kein gewöhnliches Lächeln. Der Stolz einer Mutter über ein gutes Kind und die sichere Hoffnung auf ein zukünftiges, glückliches Loos für dasselbe, trotz alles vergangenen Leids, lag darin.





Wilde Rosen.

Novelle

von

Emmy Winkler-Palleste.

In der Landstraße, die von Hirschfeld durch den Wald in die sonnige Schönau führt, steht längs des Waldsaumes, ein wenig in die Straße gerückt, ein hoher alter Buchenbaum, dessen bemoooste Aeste sich in weitem Umkreis über die Straße ausbreiten. Im flüsternden Blätterdache wohnen Vögel traulich eingeknistet zwischen den üppigen Zweigen, und die Morgen- wie die Abendsonne gießt ihre goldige Fluth leuchtend über die glänzenden Blätter. Dann sieht der greise Buchenbaum aus, als sei er von purem Golde. Und daher mag die Bezeichnung des „goldnen Buchenbaumes“ im Volk entstanden sein.

Im dunklen Schatten des goldnen Buchenbaumes steht eine Bank. Dieselbe ist aus altmodisch gearbeitetem Sandstein gemacht, und Moos und Schlingpflanzen haben sich in den Fugen zwischen den Steinen angeheftet. Darin haben sich Spinnchen und Käfer ihre Wohnung eingerichtet, und auch eine metallisch schillernde Eidechse hat dort ihr verstecktes Heim und gleitet manchmal über's graue Gestein, wenn es todtenstill ist. Neben der einsamen Bank blüht zur Sommerszeit eine wilde Rosenhecke, so üppig und schön, so duftig und zart, als sei sie aus einem sinnigen Märchen genommen, als habe die Hand einer übergroßen seligen Liebe sie an diesen stillen, heimlichen Ort gesetzt und bis heute gepflegt. Falter, buntfarbig und citronengelb, wiegen sich wohlighin darüber hin und her und naschen ungestört den süßen Saft aus tausend duftigen Kelchen. Der Wohlgeruch der blüthrothen Blüthen athmet zur Sommerszeit betäubend in die Mittagsstille, kein Blättchen zittert — nur wenn ein Bienechen oder ein schwerfälliger Käfer eine Blume verläßt, schwankt das zarte Reis ein wenig oder flattert lautlos ein Blatt zur Erde. Die zauberhaft schöne Stelle liegt immer verlassen, nur Vögel fliegen auf und nieder, und dann und wann verirrt sich bei Mondschein ein flüchtiges Reh bis zur duftenden Hecke. Es hat seinen guten Grund, daß die Hirschfelder und Schönauer diese Bank vermeiden und nur gar ungern unter dem Schatten des goldenen Buchenbaumes verweilen; ja, eine Schönauer Maid wird bei Leibe nicht von dem verlockenden Rosenflor pflücken — denn sie meint, sie würde sonst unglücklich lieben müssen. Sie schaut ängstlich nach dem schwarzen Holzkreuz, das, hinter der Hecke versteckt, so umblüht und unwachsen ist, daß es kaum noch hervorlugt — und denkt der dunklen That, die hier geschehen sein soll vor mehr als hundert Jahren.

Die ganze Landstraße liegt einsam und menschenleer. Manchmal nur klingt das Hämmern von Steinklopfern durch die sonnige Stille, oder die Glocke von Hirschfeld läutet aus der Ferne herüber. Der schlanke rothe Kirchturm ist weithin sichtbar, und die weißen Mauern des Dorfes flimmern durch's dichte Buschwerk. Droben auf dem höchsten Berge, von melancholischen Fichten und Tannen umrauscht, leuchten die Zinnen einer alten, verödeten Burg, und in der dunkelblauen Mittagsluft kreisen Raubvögel langsamen Fluges über dem altersgrauen steinernen Bau.

Die Landstraße daher kam ein verstaubter Reisewagen, dessen müde Säule langsam den ansteigenden Pfad verfolgten. Ein

Steinklopfer, der arbeitend am Wege stand, richtete sich aus seiner gebeugten Stellung auf und schaute dem heranrasselnden Gefährt entgegen. Im Schatten des goldenen Buchenbaumes hielt der Kutscher still.

„Der Weg nach Tannenhorst?“ fragte er.

„Gradaus,“ entgegnete der Steinklopfer, „bis zur nächsten Biegung der Straße, dann geht's durch den Wiesengrund und dort, wie Ihr seht, den höchsten Berg hinan.“

Gleich darauf beugte sich eine junge Dame aus dem Wagenschlag. Ihre heiteren braunen Augen schauten sich unter Ausrufen des Entzückens in der paradiesischen Gegend um, dann rief sie:

„Zugefahren Johann! da winkt's ja über dem Walde! Wie freue ich mich! Aber sieh, sieh, Tante Minette, welch' wunderbarer Rosenflor hier, hier ganz dicht am Wagen!“ Sie reichte mit ihrer feinen Hand, die eine schmale Spitzenmanschette umkleidete, verlangend nach einem der ihr zu nächst blühenden Zweige. Aber erschreckt fuhr die kleine Hand zurück.

„Es sticht,“ sagte sie leise, und erst einem zweiten Versuche gelang es, eine der schönsten und duftigsten Blüthen vom Zweige zu brechen.

„Wie schön, wie wunderbar schön!“ flüsterte sie und schaute in den zarten duftenden Kelch, in dessen gelben Staubfäden sich ein kleiner blauer Käfer verkrochen hatte, der jetzt, erschreckt ob der plötzlichen Bewegungen, seine kleinen Flügel unruhig spreizte und mit einem Male davon flog. Die junge Dame steckte die Blüthen an ihren Busen und beugte sich in den Wagen zurück: „Ist unsere alte Heimath nicht zauberhaft schön, Tante Minette?“

Jetzt erst kam ein älteres tränkliches Antlitz zum Vorschein, ein Paar graue, verblaßte Augen schauten sich flüchtig nach allen Seiten hin um — da knallte der Kutscher, und der Reisewagen setzte sich wieder schwerfällig langsam in Bewegung.

Der goldene Buchenbaum schüttelte flüsternd seine Zweige, denn ein Windhauch hatte sich aufgemacht und zitterte leise leuzend durch die Rosenhecke. Eine Menge zarter Blättchen sanken von ihren Kelchen in den heißen Staub.

Der Steinklopfer blieb eine ganze Weile stehen und schaute unverwandt dem seltenen Gefährt nach, als müßte er sich erst seine Gedanken und Schlüsse über das außergewöhnliche Begebnis im Kopfe zurecht legen. Er stützte die Hand gegen ein Paar ergraute Bartstoppeln und schüttelte bedächtig das Haupt. Sollte das etwa die junge Gräfin sein, die vor einigen Jahren auf der Burg Tannenhorst mit ihrem Manne ein förmliches Hoflager aufgeschlagen hatte? — Ja, ja! Es dämmerte ihm eine ferne Erinnerung herauf, als habe er gehört, sie sei kurz nach der Rückkehr in die Hauptstadt Wittve geworden. „Du lieber Gott, noch so jung und schön!“

Eine leichte Staubwolke wirbelte dem verschwindenden Wagen nach — dann war's wieder todtenstill auf der einsamen Landstraße.

Gräfin Marie war wirklich Wittve. Sie hatte vor einigen Jahren ihren Gatten an einer plötzlichen Krankheit verloren und

war dadurch, obgleich sie ihn in strengster Zurückgezogenheit ein Jahr lang betrauerte, in den Augen der Welt von einem Manne befreit, mit dem sie, noch gänzlich unerfahren, auf Zureden ihrer Verwandten mehr eine Convenienzehe eingegangen war, als daß der phlegmatische, alternde, dabei vergnügungsfüchtige Graf es jemals verstanden hätte, das Herz der eben so reichen wie schönen Frau wirklich zu gewinnen. Sie hatte das ihr Fehlende bald empfunden. Die rauschenden und glänzenden Zerstreungen ihres Standes waren deshalb das Gegengewicht, das sie gebrauchte, um sich die Einsamkeit ihres Herzens weniger fühlbar zu machen. Das paßte wiederum ganz mit dem Geschmack ihres an Zerstreungen jeder Art gewöhnten Gatten zusammen, und es ging nur selten ein Abend hin, ohne daß die hohen Bogenfenster des gräflichen Hauses in der Residenz ihr blendendes Licht weit über die Straße geworfen hätten, so daß die Vorübergehenden ihre Schritte hemmten, um der rauschenden Musik zu lauschen, die sich Nachts häufig bis über die schweigenden Wipfel des Parkes verirrte. —

Des Grafen unerwarteter Tod verödete die eleganten Salons auf die Dauer von einem Jahre. Die junge Wittve bat eine alte, ferne Verwandte ihres Hauses, die Tante Minette von Sonnensfels-Ried, eine wunderliche Matrone, zu ihr zu kommen, um ihr die so plötzliche Vereinsamung ihres Daseins etwas zu erleichtern. Die alte gute Tante kam auch sofort, denn es war ihr selbst erwünscht, ihre Einsamkeit unterbrochen zu sehen, — aber so verändert an Jahren und Sinn, so umgewandelt in ihrem ganzen Wesen, daß die junge Gräfin fast erschraf. Das kränkliche, gereizte Wesen der alten nervösen Dame bedurfte der größten Geduld und unaufhörlichen Nachsicht, sodaß es einzig dem gutmüthigen weichen Herzen der jungen Gräfin zu danken war, daß sie nicht eine abermalige Trennung vorzog. —

Das Trauerjahr war zu Ende, und der Winter klopfte mahnend an die gefrorenen Fensterscheiben.

Die Bäume des Parkes standen kahl und leer und streckten bettelnd ihre dünnen Arme zum Himmel auf. Wiese und Blumenflor lagen unter dem weißen Leichentuche regungslos vergraben.

Wie es nun draußen so todt und freudlos war, da erblühte wieder wie alle Winter in den luxuriösen Salons der Großen ein glänzend erdichtetes Sommerleben. Zerstreungen und Feste aller Art begannen einen heiteren Wettlauf mit einander, und auch die junge Wittve konnte es, Dank ihrer gesellschaftlichen Stellung, nicht länger umgehen, abermals die Pforten für ihre Soireen zu öffnen. Sie konnte auch nicht verhindern, daß zahlreicher als je die Vornehmsten des Ortes bei ihr vorsprachen. Sie wurde noch mehr verehrt und verwöhnt als zu Lebzeiten ihres Mannes, und bald bemühte sich Mancher ernstlich, die Reizung und Hand der schönen Frau zu gewinnen. Die Zerstreungen thaten ihr nach der gehaltenen Einsamkeit im Anfang doppelt wohl. Die etwas bleich gewordenen Wangen färbten sich wieder höher, und das ihr eigene frische, nedische Wesen kam wieder zum Vorschein. Dies natürliche, Einfache und Heitere ihrer Seele bezauberte bald wieder Alt und Jung, und es ward förmlich ein Wettstreit unter der Männerwelt, wer die Gunst der reizenden Wittve gewinnen würde. Die Gräfin selbst schien von Neuem in ihrem Element zu sein; sie erblühte schöner als je — und allmählig ward der Gedanke an eine abermalige Heirath in ihr lebendig. Schon dachte sie daran, dem Baron von Feldern, einem ihrer glühendsten und treuesten Verehrer, ihre Hand zu reichen, als ihr unerwartet bei seiner selbstgefälligen, süßlichen Erklärung seiner Liebe die Augen über das eigentliche, flache Wesen des Barons aufgingen, das nur hinter einer vollendet gesellschaftlichen Tournaire verborgen war. Es kam ihr noch zur rechten Zeit zum Bewußtsein, wie wenig ihre Erwartungen auf sein ihr bevorzugt erschienenenes Innere gerechtfertigt wurden, eine Erkenntniß, die natürlich ihren Sinn — wohl etwas betrübt über ihre Täuschung — sofort veränderte. Kurz entgegnete sie auf seine eitle, selbstbewußte Werbung ein plötzliches „Nein,“ das den jungen siegesbewußten Baron nicht wenig überraschte.

Verstimmt und übernünftig kehrte sie nach dieser Erklärung von Valle heim, voll von den inneren Wandlungen, die des Barons junkerhaftes Wesen in ihr hervor gebracht hatte. Sie fuhr durch den in winterliche Frühnebel gehüllten Park, über dessen dunklen starren Wipfeln der Mond mit Wolken rang. Die weißen Marmorstatuen schauten wie bleiche Gespenster aus dem schwarzen Hintergrunde der nur wenig beschneiten Taxushede zu ihr herüber, drohend die Arme erhoben oder die blassen Hände gefaltet. Der kleine See war eingefroren, und wenn der Mond einmal durch die Wolkenschleier brach, spiegelte er sich wie ein silberner Kahn auf der erstarrten, glasigen Eisfläche. Im Binsenrohr wisperte es, als sei dort geheimes Leben verborgen, das sich traumhaft in der Frühe zu regen beginne. — Sie hatte das Fenster im Wagen geöffnet und während der ganzen Fahrt hinausgeschaut.

Sie fuhr bei ihrem Gärtner vorüber — im kleinen Hause waren zwei Fenster erhell. „Das kranke Kind,“ dachte die Gräfin, ihre inneren Gedanken gewaltfam ablenkend. Eine sonderbar weiche Empfindung bemächtigte sich ihrer. Ja, ein Schmerz, ein Wehe zitterte in ihrer Seele herauf — das sie freilich nur leider schon zu oft empfunden. — Heut hatte sie es mit aller Gewalt überkommen — es stieg wie brennende Thränen in ihrem Herzen auf. Hatte sie nicht für einen Moment — wenn auch nur für einen kurzen Moment an ein wahrhaftiges, beglückendes Ideal geglaubt — und war es ihr nicht plötzlich auf die allergrausamste Weise wieder genommen worden? Abermals lenkte sie gewaltfam ihre Gedanken ab — schaute noch einmal zurück nach dem kleinen Hause und flüsterte kaum hörbar für sich: „Die arme Mutter!“ — dann schloß sie die Augen, bis der Wagen hielt.

Sie war in ihrem Heim angekommen. Mit Wehmuth legte sie ihr Bouquet zur Seite, das sie zu Anfang des Valles mit so ganz andern Empfindungen entgegengenommen hatte, und dachte noch einmal an die schönen Augen des Gebers. Wie nachlässig und vornehm wußten sie zu blicken! — wie voll und tief war ihre Farbe! — doch dahinter — dahinter?! Das Nichts der Keuschlichkeit, der inneren Leere und Hohlheit blickte sie mit einem Male erschreckend öde an; sie dachte an ihr erstes, still getragenes Schicksal, und sie schauderte vor dem Gedanken, wie nahe sie gewesen war, sich zum zweiten Male ein ähnliches Loos aufzubürden.

Hastig entledigte sie sich der rauschenden, duftigen Gewänder, entließ, noch ehe sie ihr reiches braunes Haar von seinem blühenden Brillantschmuck befreit hatte, ungeduldig ihre Jose und sank, halb entkleidet, müde und unruhig, traurig auf den purpurnen Divan. Die großen braunen Augen, deren heiterer Glanz heut' Abend abermals so viele Herzen entzückt hatte, schauten ernst und schwermüthig drein — die bewegte Seele war nach innen gekehrt, und Gedanken und Beschlüsse wogten unentschieden auf und nieder wie ein vom Sturm erregtes Meer. Eines war ihr vom ersten Anfang an klar geworden: — sie wollte fort, sie wollte für einige Zeit der Umgebung und den Verhältnissen sich entziehen, und gern nahm sie die Gelegenheit wahr, einer wiederholten Einladung ihrer kränklichen Mutter zu folgen, die auf ihren Gütern in der Mark ein sehr bewegtes Leben führte. Die nächsten drei Monate konnte sie dort zubringen, und dann? —

Noch an demselben Morgen erklärte sie Tante Minette, daß sie, sobald die heißere Jahreszeit käme, vorhabe, vielleicht in ihrer Gesellschaft einige Monate auf der Burg Tannenhorst zuzubringen, um in größter Einsamkeit, nur von einem Diener und ihrer Jose begleitet, eine Zeit lang sich auf edlere, höhere Zwecke des Daseins zu besinnen, als es das zerstreute, rauschende Gesellschaftsleben zuließ.

Tante Minette war zum Tode erschrocken. Auf einem veralteten Raubschloß, tief im Walde versteckt, einige Monate wohnen! Fern von der Stadt und ihrer Bequemlichkeit, fern von einem helfenden Arzt, wenn sie ihre nervösen Zufälle be-

käme — vielleicht in einem zugigen, öden Mitterzimmer wohnen, wo einst schauerliche Scenen gespielt. —

„Marie,“ rief sie außer sich, „gib diesen Entschluß auf! Du hältst es selbst nicht aus! Es hieße ja deine Schönheit und Jugend lebendig begraben!“

„Und doch geschieht es,“ entgegnete die junge Gräfin fest, und um ihre vollen Lippen spielte heute nicht das gewohnte neckische Lächeln. —

Drei Monate waren in dem heißen trockenen Sande der Mark auf den verschiedenen Gütern der alten Gräfin unter allerlei Zerstreuungen schnell verstrichen. Der Rosenmond war dahin, und der heiße Juli sendete seinen reisenden Sonnenschein über die Erde — da, eines Mittags war es, auf der glühenden, schweigenden Landstraße, die von Hirschfeld in die sonnige Schönau führt, als die uns wohlbekannte kleine Hand aus dem verstaubten Reisewagen jubelnd nach dem wilden Rosenlor unterm goldenen Buchenbaum langte, die keine Schönauer Maid auch nur leise berührt.

* * *

Die hohe Mittagssonne leuchtete durch ein hohes Bogenfenster in ein alterthümliches Schlafgemach, das durch seine dunklen, schweren Vorhänge einen noch düsteren Eindruck machte, als es schon an sich durch den fremden, schwerfälligen Bau bedingt war. Eben ging die Thür auf, und Gräfin Marie trat ein, in leichtem Morgengewand, den schmucklosen Sommerhut in der Hand. Heller, freundlicher Sonnenschein lag auf ihren Zügen. Der Tante Windspiel sprang ihr zierlich entgegen, und sie streichelte schmeichelnd über den glatten Kopf des klugen Thieres.

„Aber Tantchen, du schläfst noch wie ein Murmeltier, das seinen trübseligen Winterschlaf hält, und vergißt ganz die lachende Sommerwelt da draußen! — Hier!“ sie legte einen Strauß frischer Walderdbeeren auf die weiße Decke des Bettes. „Du siehst, ich bin schon wieder weit im Walde herumgelaufen. Es war zu schön!“

Tante Minette richtete sich schläfrig auf und begann die schönsten Beeren aus dem Strauß zu naschen. Sorgsam schob sie ihren Roman zur Seite, in dem sie gewohnheitsmäßig schon einige Stunden gelesen hatte, ließ dann prüfend den Blick über die vor ihr Sitzende streifen und flüsterte kaum hörbar: „Habe Dank! Was soll ich zeitiger aufstehen in dieser entseßlichen Einöde, wo ein Tag wie der andere schläfrig dahinstreicht?“

„Weil du nicht hinausgehst, Tantchen! O, bitte, bitte, erschwere mir hier den Aufenthalt nicht! Glaube mir, es thut dir für deine Nerven auch gut, und mir — mir,“ setzte sie mit einem leichten Seufzer hinzu, „es ist ein wahres Labfal, einmal allein, frei, ohne verhaßte fremde Gesichter zu sein! Du glaubst gar nicht, wie wohl mir die Stille thut und der göttliche Frieden. O glaube mir, ich hatte diese kleine Ausspannung nöthig. Vielleicht nöthiger, als du denkst,“ setzte sie langsamer und leiser hinzu.

„Dir ist die kurze Zurückweisung, die du Jedem ertheilst, doch näher gegangen, als du dir selbst eingestehen magst,“ entgegnete Tante Minette wohlwollend.

„Mein Tantchen! Bei Gott nicht! Glaube mir, das ist überwunden. Liegt es nicht klar auf der Hand? Zuerst schmerzte mich die Täuschung; aber da es eben nur ein Schein, eine Täuschung war, löste es sich in Nichts auf. Ich kann doch die pure Hohlheit und Leere nicht verehren. — Es ist etwas Anderes, was mich zuweilen drückt.“

Tante Minette gähnte mit dem gehörigen Anstand und sank in die weichen Kissen zurück.

„Wie kann dich nur überhaupt Etwas drücken, Marie? Du bist durch deine glänzenden äußeren Verhältnisse so ungewöhnlich glücklich gestellt in deinem Leben, wie wohl selten eine andere Frau sich rühmen kann.“

„Das ist es ja gerade Tantchen! Wenigstens ist es mit Schuld daran. Ich lerne in meiner Weltstellung nirgends inneres Leben oder wahrhaftige Menschen kennen und habe doch ein

so brennendes Bedürfniß, mit tiefer angelegten Naturen zu verkehren. Sieh, gerade die Täuschung mit dem Baron ist mir ein neuer Beweis gewesen, unter welchen Farben ich lebe, unter welcher Leere und erbärmlichen Hohlheit ich mich bewege! Ich bin überzeugt, der Baron liebte mich, so weit er überhaupt Gefühle hegen kann, wirklich — und wie angekränkt und hohl kam diese Leidenschaft zum Ausdruck, wo sie noch in feurige Worte gesetzt war! Wie mag sie erst im verborgenen Innern ausgesehen haben? Mir ist der Muth, jemals wieder an eine Ehe zu denken, durch alle Erfahrungen gründlich genommen!“

„Bis der Rechte kommt,“ hüftelte Tante Minette.

„Du scheinst zu glauben, ich mache mir wie ein phantastischer Backfisch ein Ideal zurecht, das ich sehnsuchtsvoll mit allen glaublichen und unglaublichen Tugenden und Wundern behänge und auspuge, wie ein Kind den Weihnachtsmann — du irrst dich! — Doch lassen wir das; weißt du, was ich vorhabe?“

„Nun?“

„Ich denke daran, wenn ich in die Hauptstadt zurückkehre, ein verwaistes oder armes Kind zu mir zu nehmen!“

„Was?“ rief Tante Minette fast entsetzt.

„Ganz gleich, ob Knabe oder Mädchen, auch wie alt; es kann selbst häßlich sein, denn das Kind braucht es sicher am ersten.“

„Aber Marie! Welche Schrulle! Welcher Einfall! Das kommt von der Einsamkeit! Siehst du?“

„Aber was ist denn nun dabei so entseßlich oder schrullig? Ich habe das unabweisbare Bedürfniß, für Etwas zu sorgen. Ich habe Sehnsucht, einem lebenden Wesen unentbehrlich, ihm werth, ihm lieb zu sein, und dazu thue ich noch bei allem Egoismus ein gutes Werk!“

„Ich sage nichts mehr! Aber so viel steht fest, Marie, die Einsamkeit taugt nichts, gar nichts, und damit Basta!“

„Gut — schweigen wir darüber! Aber willst du nicht aufstehen, Tante?“

„Wozu denn? Soll ich für den alten Kastellan, für die Jose, oder gar für die Bäume im Walde erst Toilette machen?“

„Nun, so bleibe liegen! Ich kleide mich um und“ — hier machte sie eine kleine neckische Kunstpause, als wollte sie ihren Worten ein ganz besonderes Gewicht geben — „steige in den Thurm hinauf und ordne die Chronik! Vielleicht entdecke ich ein neues Familiengeheimniß oder gar einen verborgenen Schatz unter einem der wunderlichen Hügel vergraben, deren ich bereits zehn um die Burg herum entdeckt habe.“

„Familiengeheimniß?“ Tante Minette hatte aufgehört. „Wenn es nur im Thurm nicht so entseßlich zöge. Man riskirt wahrlich seine Gesundheit!“

„So schlimm ist's nicht!“ rief die Gräfin wieder vollkommen heiter. „Wenn du nur aufstehst und mitkommst, stopfe ich alle Mauerlücken zu; in jede unverschämte Spalte wird ein kostbares Tuch gesteckt, jedes Fenster, das wir passieren, wird verhängt. Wir nehmen eine Laterne und steigen leise, gespensterhaft die dunkle Wendeltreppe hinan. Du mit der Lampe voraus, und ich —“

„Ach! Um Gotteswillen! Ich mit der Lampe voraus? Wenn nun eine der morschen Stufen bräche — eine Fledermaus aufschwirrte — eine Eule schrie — es könnte ja auch ein Stein herabfallen — ich wäre des sicheren Todes!“

„Das glaube ich, Tantchen!“ lachte nicht ohne Ironie über die ihr längst bekannte Furchtsamkeit der Tante, die junge Gräfin. „Aber denke dir ein neues Familiengeheimniß! Denke dir, wenn wir die entseßliche Geschichte des Grafen zu Tannenhörst sänden! Wenn wir den vor zweihundert Jahren Verschwundenen plötzlich aufstöberten!“ setzte sie neckend hinzu.

Doch Gräfin Marie wurde nicht mehr gehört. Ein Rascheln und Rauschen wurde laut, und Tante Minette begann sich wirklich mit unerwarteter Eile in ihre blendend weißen, gestärkten Unterleider zu werfen, ohne deren starres Geraschel sie unmerkbar war!

„Nun, endlich ist sie wenigstens aus dem Bette!“ dachte die junge Gräfin und verließ, um auch ihre Toilette zu ordnen, das Zimmer. —

In ähnlicher Weise begann beinahe jeder Tag. Die alte schwächliche Tante schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, die Zeit, welche sie verdammt war, in dieser Verbannung hier oben zuzubringen, lieber gleich ganz im Bett zu verschlafen. Die junge Gräfin war fast immer allein und mußte sehen, wie sie auf die Dauer in dieser ungewohnten Einsamkeit mit sich fertig wurde. Und eigentlich hätte das stille Schloß droben auf seinem grünbewaldeten Berge allen Grund gehabt, sich darüber zu verwundern, wie so plötzlich sich zu seiner schweigenden Verlassenheit zwei Menschen gesellt hatten, so verschieden an Temperament, wie nur Alter und Jugend sein können. Die Eine bereits am Ende des Lebens, morisch und unansehnlich wie eine verödete Ruine vergangener Zeiten, beschaulich und ruhig das Dasein fristend — die Andere heiter und froh wie eine duftige Frühlingsblüthe, die heller und frischer als je in der sonnigen Waldnatur prangte. Noch mehr Grund zum Staunen hätte der greise Burgwart gehabt, der bereits seit fünfzig Jahren unausgesetzt still und verschollen in einem der unteren Zimmer sein einförmiges Leben hinvegetirt hatte, mit seinen achtzig Jahren mehr einem wandelnden Schatten gleichend, als einem fühlenden Menschen. Sein weißer Bart hing bis auf die Brust herab. Das spärliche Haar war von einem schwarzen Käppchen bedeckt, und Sommer und Winter trug er einen grauen Schafpelz. Seine braunen, klaren Augen waren der Spiegel einer redlichen Menschenseele, die bereits lange hier unten ausgekämpft hatte. Wahrscheinlich in Folge seiner gänzlichen Abgeschlossenheit von den Menschen sprach er wenig, ja fast nie. Man hätte meinen können, er habe es ganz und gar verlernt, und diese Sprechfaulheit hatte sich sogar auch auf die lange Tine mit übertragen, die das Schweigen ursprünglich nicht zu ihren Tugenden zählen konnte, und die nun gealtert an Jahren und Sinn, da oben in der verödeten Schloßküche wie ein eingesperter Burggeist hauste. —

Es war auch gar zu still droben auf Tannenhorst. Im Sommer ließ es sich noch ertragen. Da saßen die beiden Alten draußen im sonnigen Burghof, und der Greis freute sich über die Sonnenstrahlen, die Morgens und Abends die waldigen Berge in eine goldige Fluth tauchten — er gab auf den Flug der Wolken Acht — auf das Rauschen des Waldbachs und prophezeite danach das Wetter für den kommenden Tag.

Er konnte so stundenlang schweigend an einer Stelle sitzen, lauschend auf den Schrei der Raubvögel — auf das Säusen in den Fichten, die ihren harzigen Geruch in die Luft sendeten — und auf das Knistern im Buschwerk des Buchenwalds, der zur anderen Seite der Burg sich hinzog, wenn ein schones Wild durch die Zweige brach. Schweigend betrachtete er einen Tag wie den andern die halb verwitterte hohe Schloßmauer, auf deren oberem Theil Gras und Blumen wuchsen, die sich leise im Luftzug schaukelten. Roth-graue Feldmäuse lugten mit ihren klugen Augen zwischen den Spalten hervor und huschten furchtlos vor ihm von Stein zu Stein. Die beiden steinernen Löwen lagen im heißen Sonnenschein und wärmten unbeweglich seit vielen Jahrzehnten ihren moosbewachsenen Rücken. Hier und da war ein Stückchen vom Sandstein herabgebrockelt; zwischen den mächtigen, tiefgefurchten Mähnen hatten sich ebenfalls allerlei Pflanzen, Geißbart und Moos angesiedelt — und manchmal kam ein bunter Falter und spreizte seine Flügel über's warme Gestein. An Regentagen zogen die beiden stillen Bewohner sich in des Burgwarts niedrige Stube zurück, durch deren buntes Fensterglas ein rösig gedämpftes Licht nur zaghaft hereindrang. Dort saßen sie still, als sei es wieder Winter geworden, und als prasselte der Hagel ans Fenster oder riesele der Schnee gegen die senkenden Fensterladen. Die lange Tine stäubte ihr Spinnrad ab, sobald der erste Herbstwind durch die Bäume strich, und bald knisterte

ein lustiges Winterfeuer in dem weiten, verrußten Kamin. Sie saß und spann — und spann die halbe Nacht; der greise Burgwart aber legte Holz in die rothen Flammen und schwieg dazu, so heut wie morgen.

Manchmal kam ein Junge von Hirschfeld herüber; der brachte die Bedürfnisse für die lange Tine herauf und erzählte oft wunderbare Geschichten von den Menschen da unten im Thale, die sich sorgten und mühten, haßten und liebten — das klang dem alten Mann wie aus einer anderen Welt. Im Anfang hatte er noch bekannte Namen nennen hören und hatte aufgehört, was wohl mit ihnen geschehen — doch fremder und fremder wurden sie ihm — und zuletzt kannte er Keinen mehr unter Allen, von denen der Burische erzählte; — die Leute, deren er sich aus seiner Jugendzeit erinnerte, waren wohl fortgezogen oder lange schon gestorben. —

Nachte der Winter, kam seltener und seltener Botschaft von Hirschfeld, und wenn dann der hohe Schnee den Pfad durch den Wald vollends verbot, wurden die beiden Alten auf der einsamen Burg gänzlich vergessen — bis der Thauwind wehte und Primeln und Veilchen neugierige Kinder in die Nähe der Burg gelockt hatten — dann erfuhr man erst wieder drunten in Hirschfeld, daß die Beiden oben in dem verlorne Burgnest noch lebten.

Diese Einförmigkeit und beinahe wesenlose Dede wurde dem Burgwart nur dann und wann durch den Besuch seines Stiefsohnes Ludwig Grunow unterbrochen, der zuweilen einige Sommermonate hier oben zubrachte, um, da er Maler war, seine künstlerischen Studien in der herrlichen Waldnatur zu bereichern. Mit eigenthümlich anheimelnden Empfindungen trat der junge Künstler oft nach längeren Jahresfristen in das einsame, veraltete Zimmer des Greises, dessen Inzassen und Ausstattung einer begrabenen Zeit anzugehören schienen. Wenn er auch nur wenig Jugendjahre hier oben bei seinem alten Vater zugebracht hatte, so bewegte ihn doch bei jedem neuen Besuche das Gefühl, daß es die Heimath seines Kinderherzens war, die er wieder begrüßte. Das einfache, natürliche Gemüth fand hierin eine neue Freude und lebte in der Waldnatur und der friedlichen Einsamkeit in dichterischer Fülle auf. Der klare Geist, der trotz seines männlichen Selbstbewußtseins dennoch frei von jeder vordringenden Eitelkeit war, schien zu tief zu sein, um sich so recht mit anderen Menschen befreundet zu können; wenigstens war der junge Maler ein Charakter, der sich schwer an Andere angeschlossen. Durch diese Sprödigkeit ging er der großen Gefahr einer inneren Vereinsamung entgegen. Von einem Vater erzogen, der ihn eigentlich nie verstand, der ganz das Gegentheil der freien Künstlerseele seines Sohnes war — von der Mutter etwas streng gehalten — hatte er von früh auf gelernt, sich trotz seiner genialen Phantasien und Bestrebungen so zu bescheiden, daß Alles sich auf sein abgeschlossenes Innere beschränken mußte. Vielleicht wurde dadurch in ihm der Keim gelegt zu jener ausnahmsvollen Zurückhaltung, die ihn in gewissem Sinne gesellschaftlich fast unverkehrbar machte. Von seinem Talent, das sich schon in frühesten Jugend Jahren zu brechen suchte, hatte man anfangs nichts wissen wollen, und nur mit der ihm eigenen Ausdauer und Festigkeit setzte er es endlich durch, die Künstlerlaufbahn zu betreten. Sein Fleiß wurde bald durch glänzende Erfolge gekrönt, und Das natürlich söhnte die erzürnten Eltern wieder aus: der alte Stiefvater hatte sogar seine Freude daran. Schon die großen schwermüthigen Augen des jungen Künstlers verriethen die reichen Tiefen eines dichterischen Gemüthes, dessen verborgene Falten die edelsten Blüten einer Menschenseele bargen. Kein Wunder, daß einer solchen Natur der einsame Aufenthalt doppelt behagte, und daß Grunow sich jedesmal schwerer von dem alten Gemäuer trennte, dessen sonniger Burghof mit dem uralten Rußbaum und den steinernen Löwen am Thor ihm noch lange träumerisch im Sinne blieb, wenn bereits die Wogen des Alltagsleben ihn längst wieder in ihr schnell wechselndes Reich gezogen hatten. —

* * *

Die junge Gräfin weilte nun bereits drei sonnige, heitere Wochen auf der Burg, ohne daß auch nur eine Stunde gekommen wäre, die ihr durch ihre übergroße Stille lästig gewesen. Freilich, ganz verschieden wirkte der zurückgezogene Aufenthalt auf die verschiedenen Menschen. Tante Minette blieb in ihrem alten gleichgültigen Schlendrian — die Jose Sophie hatte oft verweinte Augen und meinte, sie gräme sich noch zu Tode hier oben — der Diener ward mürrisch, und der Kutscher kokettirte mit der alten Tine zur Belustigung aller Uebrigen; nur der alte Burgwart schien von all dem nichts zu merken, war kaum sichtbar und schwieg für sich so heut wie morgen.

Die Gräfin war die Einzige, die mit ihrem nedischen Uebermuth einen Lichtstreif von Heiterkeit in die melancholische Gesellschaft brachte, um so mehr, da sie sich nicht ganz enthalten konnte, sich über ihre Umgebung in harmlosester Weise zu belustigen. Sie wußte recht gut, daß die Thränen ihres Kammermädchens etwas ganz Anderem galten als der unerträglich staubigen Hauptstadt, die sie plötzlich mit einer Inbrunst und Schwärmerci erwähnte, von der man vorher nie Etwas wahrgenommen. Das vereinsamte Mädchen that ihr leid — und doch, sie hätte sie beinahe beneiden können. Glaubte und schwor sie nicht auf ein Ideal, ganz gleich welcher Art? War es doch etwas für sie Wirkliches — ja Beglückendes! Es kam dies der jungen Gräfin im wahrsten Sinne beneidenswerth vor, selbst jetzt noch, wo sie anscheinend mit allen Hoffnungen des Lebens abgeschlossen. Der Gedanke, ein fremdes Kind anzunehmen, war jetzt ihre liebste Beschäftigung. Sie sah sich schon als treue Mutter über ein kleines hülfloses Wesen wachen mit all der Fülle ihrer tiefen Natur, ihres guten Herzens; und diese Hoffnung stimmte sie heiter und ruhig.

Eines Morgens, während Sophie die braunen, glänzenden Haare der Gräfin unter ihren kunstfertigen Fingern in schöne, regelmäßige Locken ordnete, und letztere im Spiegel abermals die gerötheten Augenlider ihrer Jose wahrnahm, jammerte sie dieselbe, und sie fragte, um ihr das bedrückte Herz zu erleichtern, in anscheinender Unwissenheit: „Sag, Sophie, hast du noch nie daran gedacht, zu heirathen?“

Fast erschrocken über die Frage entgegnete das über und über erglühende Mädchen: „Daran gedacht? O ja, gnädige Frau, aber — aber —“

Die Finger in den seidenweichen Haaren der Gräfin begannen heftig zu zittern.

„Nun? Hast du noch keinem Manne gefallen, oder er dir?“

Der kleine, schmale Fuß der Gräfin bewegte sich anscheinend gleichgültig auf dem Schemelchen auf und nieder, obgleich sie wohl wußte, was kommen würde.

„O ja gnädige Frau, das hätte schon seine Richtigkeit, aber —“

„Nun?“ fiel hastig die Gräfin ein, „wenn du ihn liebst, so bist du ja glücklich, und es ist Alles gut!“

Das Mädchen schüttelte niedergeschlagen das Haupt: „Das ist bei Ihnen so, gnädige Frau, aber bei uns ist das anders. Der Friedrich hat mich schon gern, und auch ich hab' ihn von ganzem Herzen gern; aber seine Eltern, die auf dem Lande eine kleine Defonomie haben, wollen es nicht zugeben, daß er eine Städtische nimmt, die nichts von der Wirthschaft und dem Felde versteht.“

Das schluchzende Mädchen wendete sich ab.

„Und du kannst nicht von ihm lassen?“ fragte mit theilnahmenvoller Stimme die Gräfin weiter.

„Das ist es ja eben. Auch er will mich nicht gehn lassen, aber es wird uns schließlich doch nichts weiter übrig bleiben, und das — das“ — die hervorbrechenden Thränen erstickten ihre Stimme.

Die Gräfin schwieg einen Augenblick. Der aufrichtige Schmerz ihrer Jose, die ihr stets den Eindruck einer einfachen Durchschnittsnatur gemacht hatte, ging ihr nahe. Dennoch entgegnete sie ziemlich ruhig:

„Da haben die Eltern deines Versprochenen freilich recht, Sophie. Du passst nicht aufs Land.“

Man brauchte allerdings nur die auffallend kleinen Hände der Dienerin zu sehen, um sich zu sagen, daß sie nicht für die derbe Landarbeit geschaffen sei.

„Meinen Sie, gnädige Frau?“ erwiderte halb unter Thränen, halb mit geschmeichelter Eitelkeit Sophie; denn sie stellte die Landarbeiten entschieden einige Grade unter ihre Würde.

„Gewiß, gutes Kind! Doch wer weiß, es wird sich noch Alles gut machen. Das Heirathen, Sophie, ist nicht das einzige Glück!“

Damit war die lästige Toilette beendet und das Gespräch abgebrochen. Die Gräfin legte ihre Robe an und dachte dabei voll Mitleid an ihre Kammerjungfer, die entschieden im Augenblick wahrhaft litt.

„Ich könnte sie beneiden um ihren Schmerz; wie zauberhaft muß darauf eine unerwartete Freude wirken. Ist sie nicht tausend Mal reicher als ich, da sie verehren und lieben kann, wenn auch in Thränen?“ — Es kam der Gräfin wieder doppelt zum Bewußtsein, was ihr in all ihrem Reichthum fehlte, wie arm sie war — und verstimmt und unzufrieden trat sie in den Speisesaal, um in Gesellschaft von Tante Minette das einfüßige Mittagmahl einzunehmen. Dazu trat noch am selben Tage Regentwetter ein, und die junge Gräfin saß plötzlich wie ein gefangenes Vöglein in ihrem hohen, düstern Zimmer und schaute mit ihren schönen Augen sehnsüchtig durch's Fensterglas nach dem verhüllten Walde hinüber. So blieb es vier lange Tage hindurch. Ach, es war doch mit einem Male gar so still! Sie sah am Flügel — sie begann zu sticken — sie las — sie ordnete allerlei Unnützes in den Zimmern — aber dennoch — dennoch, der Tag wollte nicht enden! — Als es noch einmal vier volle, gleiche Tage so fort ging, ward sie mit den Andern traurig. Eine unbezwingliche Sehnsucht stieg in ihrem Herzen auf nach irgend einem neuen Element, nach irgend einem Menschen, mit dem sie sich geistig austauschen könnte, mit dem sie, wenn auch nur von den gewöhnlichsten Dingen, reden könnte — dessen Denken und Fühlen sie wahrzunehmen vermöchte, ganz gleich welcher Art es auch sei — nur etwas Anderes — endlich etwas Anderes als die melancholischen, larmoyanten Gesichter ihrer nächsten Umgebung! Mit aller Gewalt ward es ihr offenbar, daß sie sich abermals und zwar in sich selbst getäuscht hatte, daß die Einförmigkeit des einsamen Lebens ohne jede Anregung so wenig für sie geeignet sei wie für andere. Das machte sie in gewissem Sinne recht unzufrieden mit sich und unglücklich, denn es zeigte ihr, daß sie sich selbst doch nicht genug sei, daß sie Andere brauche zu ihrem Dasein — und diese Anderen? —

Unmuthig legte sie ihre Stiderei seitwärts, die sie bereits einige Minuten, ohne einen Nadelstich zu thun, lässig im Schooß liegen gehabt, und trat zum Fenster. „Was ist das? Welch' Wunder! Ein Wagen?“ rief sie überrascht aus und öffnete das hohe Bogensfenster. Und fast in demselben Augenblick hörte es auf zu regnen. Zu ihren Füßen breiteten sich die Waldeswipfel im sommerlich duftigen Grün hin, das, da es naß war, seltsam glänzte.

Die Waldwiese leuchtete unten im vollsten Sonnenschein, während bereits drüben tiefe abendliche Schatten sich hernieder senkten. Es war, als sei die Sonne neu erstanden und schaue nach langer, öder Frist einmal wieder neugierig auf die Menschenkinder da unten und die regennasse Erde herab. Wie that dieser lang ersehnte Anblick der Gräfin wohl! — In demselben Moment aber kam, die helle Landstraße herauf, ein fremdes Gefährt auf die Burg zu. Wer konnte das sein? — Die Gräfin setzte sich auf den breiten steinernen Fenstersims und schaute den langsamen Bewegungen des Wagens mit einer ihr gänzlich fremden Spannung entgegen. Es kam ihr vor, als beuge sich eine Gestalt heraus und winke mit einem Tuche zu ihr hinauf! Zu ihr? O, wer sollte ihr hier zuwinken! Nein! Auch hätte man sie unmöglich

von unten wahrnehmen können — und doch, es durchzog sie ein seltsames Gemisch von Wehmuth und Freude bei diesem unbekanntem fernem Grusse — konnte es nicht ein Mensch, ein warm fühlender, edler Mensch sein, besser und höher stehend als alle Anderen? — und ohne eigentlich zu wollen, winkte sie wieder hinab und winkte so lange, bis das Gefährt sich allmählig hinter den Bäumen verlor.

Ihr schönes Haupt neigte sich sinnend gegen den kühlen Fensterrahmen, während ihre Augen träumerisch auf dem im scheidenden Sonnengold schweigenden Walde ruhten. Von den Zweigen tropfte es leise, und die Nachtlust des Waldes stieg wie ein Meer von würzigen Dämpfen herauf. Schwager Postillon blies in den Abend in langegezogenen, wehmüthigen Tönen hinaus:

„Ach, wie ist's möglich kann,
Das ich dich lassen kann!“

Eine flammende Röthe stieg ihr ins Antlitz — dann schien Todtenstille ihr lautloses Reich aufgeschlagen zu haben, nicht einmal der Schrei eines Vogels störte den Traum.

Das Abendroth war von den letzten Zinnen der Burg erloschen, als ein junger Mann die Thür zum stillen Gemach des greisen Burgwarts öffnete.

Der Alte schaute diesmal lebhafter, als es sonst seine Art war, wenn auch Jahresfrist zwischen ihrem Scheiden und Wiedersehen lag, den Eintretenden an, reichte ihm zwei Mal die Hand, und indem er sich schon wieder in seinen alten Lehstuhl setzte, sagte er langsam: „Die Frau Gräfin ist da und die Tante Minette; weiß nicht, ob du so lange als sonst da bleiben kannst!“

„So? Vater? Ist freilich eine wenig angenehme Ueberraschung! Gerade diesmal hoffte ich, meinen Aufenthalt bis in den Spätherbst ausdehnen zu können.“

Der Alte schwieg. Es war so seine Art, seinen Sohn zu begrüßen, grade als hätte er ihm erst gestern Adieu gesagt; und der Sohn war's gewöhnt. Schweigend lehnte auch er sich ans Fenster und schaute mit seinen schönen, tiefen Augen, von weichen Gefühlen bewegt, in das ihm lange bekannte Thal hinab, bis das letzte Licht drunten im fernen Hirschfeld erloschen war und das Sternenzelt sich märchenhaft über die schweigende Welt gebreitet hatte.

Der goldene Buchenbaum unten an der Landstraße stand schweigend und dunkel, von den verzauberten Rosen nächtlich umbuftet, und zwei Vögel hatten sich traulich ein Nest im blühenden Hag gebaut.

* * *

Eines Tages hatte sich Tante Minette wirklich nach etlichen für sie durchaus nothwendigen Umschweifen einmal in den kühlen Wald hinausgetraut. Die junge Gräfin, in einer lichten Seidenrobe, folgte ihr, das zierliche kleine Sommerhütchen am Arme tragend, da es ihr in der drückenden Wärme, wie es schien, lästig gewesen war. Das braune, glänzende Haar leuchtete fast goldig gegen das Sonnenlicht, und eine dunkelgrüne Epheuranke, die sie sich launig aufgelegt in der sonnigen Waldnatur, um den Kopf geschlungen hatte, gab ihr ein wunderbar phantastisches, aber über alle Maßen anmuthiges Ansehen.

„Aber Tautchen!“ rief sie heiter, „du läufst ja heute, als ob du das Glück, *comme qu'il compte*, erjagen wolltest. Sieh doch, was „Lady“ für ein erstauntes Gesicht macht. Der Hund sucht dir nicht einmal nachzueilen, aus Furcht, die seltene Erscheinung könne unerwartet schwinden!“

Sie hüpfte sich dabei bald hier, bald dort herab und pflückte eine üppige Waldblume oder betrachtete sinnend den Flug eines Schmetterlings, der sich aus dem glühenden Augustsonnenschein, der auf der Wiese draußen brütete, in den kühlen Waldesschatten herüber gaultete.

Tief aufathmend hielt endlich Tante Minette ein. Sie berührte mit ihrem feinen Spizentuche mehrmals die erhigte Stirn und schob die grauen Locken, die zu beiden Seiten des schmalen Antlitzes sorgsam festgesteckt waren, so gut sie es mit ihren zittern-

den Fingern vermochte, in die regelrechte Ordnung. Eine Haarnadel war aber tückischer Weise zu Boden gefallen und spiehte, für alle Zeiten verloren, im feuchten Waldesmoos. Deshalb war alle Mühe umsonst. Die eine Locke mußte frei und zwanglos den leichten Sommerlüften überlassen werden, welche sich galant beeilten, die gerötheten Wangen schelmisch zu kosen.

Gräfin Marie erreichte die Fliehende. „Aber Tautchen! Mit flatternden Locken im geheimnißvollen Waldesdunkel! Dazu flammend rothe Wangen und so jugendliche Sprünge, als fliehe ein schenes Reh vor den Verfolgungen eines schrecklichen Wilddiebes! Was jagt dich in solcher Angst dahin? Hast du eine Eidechse gesehen oder sonst ein entsetzliches Ungeheuer, deren es ja so viele für dich im Walde gibt?“

Tante Minette hatte sich athemlos auf einen Rasenhügel niedergelassen, wobei ihre blendend weißen gestärkten Unterkleider zum Vorschein kamen und ihr starres Geraschel vernehmen ließen. Sie schob einen Bonbon zwischen die bebenden Lippen.

„Ich sah einen fremden — einen fremden Mann“ — stammelte sie angstvoll. „Es sah aus, als lauere er auf Etwas — als ich durch das Buschwerk wollte. Mein Gott, wie ich zittere! — Marie — ich glaube, ich werde ohnmächtig!“

Sie neigte ihr Haupt und sank anscheinend bewusstlos in die Arme der jungen Gräfin.

Diese, dergleichen Zufälle bereits zur Genüge kennend, wendete wenig mehr als ein freundliches Wort an, um die Ermattete zu beruhigen. Als ihr jedoch der Anfall zu lange dauerte, fuhr sie fort: „Aber Tante! Das ist ja heut' schon Ohnmacht Numero Zwei. Beruhige dich! Sieh, wir sind ja ganz dicht am Schlosse. Du sitzt bereits auf einem der zehn Hügel, unter denen Schätze oder schreckliche Dinge begraben sein sollen“ — fügte sie nicht ganz ohne Absicht hinzu.

Tante Minette fuhr auf, als habe sie eine Tarantel gestochen.

„Auf einem Grabe sitze ich? O Entsetzen, Entsetzen!“ Sie faßte ihre raschelnden Kleider zusammen und eilte, so schnell sie vermochte, auf das Burgthor zu. Die junge Gräfin konnte sich des Lachens bei diesem wunderlichen Wechsel kaum enthalten. Als habe ihr heller Silberton „Lady“ beleidigt, stürzte derselbe zitternd seiner Herrin nach, und Beide verschwanden. Gräfin Marie sah nicht mehr, wie die Tante an dem alten Burgwart vorbeiflog, den sie sonst mit zarter Aufmerksamkeit und stillen Blicken einer Art von Einverständnis zwischen ihrem Alter gewürdigt hatte — sie vernahm auch nicht mehr die hastigen Schritte auf den rauhen Sandsteinstufen, die ins stille, kühle Vereich der herrschaftlichen Wohnung führten. Sie wendete sich um und wäre beinahe selbst erschrocken gewesen — denn vor ihr stand ein junger Mann, der geräuschlos auf dem weichen Moos des Waldes genast sein mußte.

Anscheinend verlegen zog er den gelben Strohhut, wobei momentan eine flüchtige Röthe seine interessanten, blassen Züge übersog.

Vornehm überschaute die junge Gräfin die unerwartete Erscheinung, und indem sie sich leicht verneigte, rief sie auch schon in ihrer ungetrübten, heiteren Laune:

„Also Sie sind der Raubmörder, der eben meine gute Tante so entsetzt hat? Denken Sie sich, die Arme ward ohnmächtig!“

Der Fremde bemerkte, wie es schien, das komische Pathos nicht, mit dem sie das Letzte hervorgebracht hatte. Er bewegte leise die Lippen, entschieden in der Absicht, sich passend zu entschuldigen; dann verneigte er sich abermals, um sich wieder zu entfernen.

„Wie ungeschickt!“ dachte die Gräfin. „Er scheint noch weniger umgänglich zu sein, als ich aus seiner gänzlichen Zurückhaltung in der Woche, die er bereits hier ist, vermuthete. Wie schade!“

„Nein, nein!“ rief sie im nächsten Augenblick lebhaft, indem sie ihm grazios den Weg vertrat, „keinen Schritt von der

Stelle! So leichten Kaufes kommen Sie mir nicht davon. Vorerst bitte ich freundlichst um Ihren Namen."

"Ludwig Grunow, gnädige Frau!"

"Ludwig Grunow?" wiederholte sie anscheinend überrascht, „derselbe Grunow, von dem die schönen Waldbilder auf der Winterausstellung der Residenz waren?"

Er verneigte sich. „Sehr gütig, Frau Gräfin!"

"Sie sind bereits einige Tage hier?"

"Vor einer Woche traf ich ein, ahnte allerdings nicht, gnädige Gräfin, daß ich vielleicht diesmal hier stören könnte!"

"O durchaus nicht, Herr Grunow, im Gegentheil! Daß ich es gestehe: ich hoffe Sie bald einmal bei uns zu sehen!"

Er verneigte sich und wollte sich wieder entfernen; aber die Gräfin rief abermals mit graziosem Lächeln:

"Nein, nein, verehrter Herr! Keinen Schritt von der Stelle! Vergessen Sie so leicht, daß Sie sich vergangen haben? Sie müssen zunächst bestraft werden, und diese unerbittliche Strafe soll sein — daß Sie mich sofort zu Ihrer Arbeit führen!"

Grunow schüttelte bestimmt das Haupt und versuchte, Einwendungen zu machen.

"Keine Widerrede! Sie sind unrettbar in meiner Gewalt!" lachte sie liebenswürdig. „Vergessen Sie nicht, daß Sie der Chätelains als treuer Unterthan Gehorsam schulden. Sie wissen vielleicht, daß die Schlossherrinnen von Tannenhorst nach alten Sagen im Ruße standen, schreckliche Tyranninnen zu sein? Also?"

Sie erhob neckisch drohend den Zeigefinger und trat einige Schritte vor.

Ueber sein ernstes Antlitz glitt in diesem Moment ein Zug, der beinahe wie Stolz oder Geringschätzung aussah. Er verharrte schweigend, den Hut in der Hand, in seiner genommenen Position.

"Nun?"

"Wenn Sie mich bitten" — hatte er unwillkürlich auf den Lippen, aber der Unterschied des Standes übte auf den weniger Weltgewandten doch eine drückende Macht aus, und er schwieg.

Gräfin Marie hatte sein Antlitz beobachtet; sie hatte das kaum merkbare Zucken seiner Augenbrauen wahrgenommen. Ein unerklärlich fremdes Gefühl bemächtigte sich ihrer, und sie mußte unwillkürlich daran denken, wie er es also gewesen sei, der an jenem langen, öden Regentage gerade in dem Moment ins Thal einfuhr, als die Sonne den ersten Blick wieder auf die nasse Erde warf. — Mit sonderbarer Empfindung stand es ihr plötzlich vor der Seele, wie sie einander fremd und unbekannt zugewinkt hatten — wie sie dabei gedacht hatte: „Vielleicht ist es ein Mensch, ein fühlender, edler Mensch, besser als Alle!" — Von derselben unverstandenen Empfindung getrieben, fügte sie leiser, als sie es sonst that, hinzu:

"Wenn ich Sie bitte, Herr Grunow!" Die Stimme klang seltsam weich, sie hatte die großen, ernst gewordenen Augen ruhig auf ihn gerichtet. Sie fühlte, von leisen Ahnungen durchwogen, dieser spielende, neckische Ton passe nicht für den ernsten, gehaltenen Fremden; ja, es kam ihr sogar vor, als sei er ein greller, schneidender Mißklang zu diesem melancholischen Blick. Mit einer Art von innerer Freude ordnete sich die Gräfin dieser Wahrnehmung unter und als er galant den Weg zu seinem Studienplatz bedeutete, folgte sie still und etwas in sich gefehrt.

Im dichtesten Waldesdunkel angekommen, hielt er inne.

"Hier, gnädige Gräfin!" sprach er freundlich, indem er auf eine angefangene Waldstudie deutete, die auf einer kleinen Feldstafel, von Fliegen und Mücken umschwirrt, ganz heimlich, verborgen im Dickicht stand.

"Ah!" rief sie überrascht, „warum haben Sie sich keine freiere Aussicht gewählt?"

"Es soll nur eine Tonstudie sein," erläuterte er. „Sehen Sie weniger auf die Zeichnung, als auf die Farbentöne, wie sie auf einander folgen und von einander abhängen."

Sie betrachtete sinnend die grünen Baumhüllen.

"Wie viel geheimnißvolle Poesie liegt in der Waldnatur!" sagte sie leise.

Grunow nickte stumm.

Eine schwerfällige Hummel summte vorüber — eine große schwarze Waldmeise kroch über den Saum ihres Gewandes — das Gras, welches sich unter ihren Tritten niedergebengt hatte, richtete sich in elastischer Bewegung wieder auf — sie zertrat einen kleinen rothen Fliegenpilz, der sein prunkendes Köpfchen aus den dünnen, glatten Nadeln neugierig emporhob, — vom schlanken Hirschfelder Kirchturm aus dem sommerlichen Thal herauf läuteten die Glocken. —

"Es muß schön sein," begann sie, von der momentan sie träumerisch umwehenden Stimmung getragen, „in solcher Einsamkeit den ganzen Tag mit der Natur zu verkehren und dabei zu schaffen, zu streben. Ein verlockender Zauber liegt für mich in dem Gedanken. Wie müssen Sie glücklich sein!"

Es kam ihr vor, als zittere eine leichte Röthe über sein Antlitz.

"Ich freue mich das ganze Jahr immer auf diese Zeit," entgegnete er.

"So sind Sie öfter hier gewesen?"

"Ja, gnädige Gräfin, beinahe jedes Jahr."

"Aber vor — nun etwa vier Jahren — als ich mit meinem verstorbenen Manne hier war — erinnere ich mich doch nicht, Sie gesehen zu haben," fragte sie, und ihre schönen Augen schauten ihn ruhig beobachtend an.

"Nein!" erwiderte er. „Mein Stiefvater, gnädige Frau, ließ mich damals benachrichtigen, damit ich nicht stürte; jedoch diesmal — ich hatte keine Ahnung, daß gnädige Frau hier seien," setzte er, sich halb entschuldigend, hinzu.

"Wie gut, daß Sie diese Ahnung nicht hatten. Es hätte mir leid gethan, wenn Sie meinetwegen um ihre schönste Zeit gekommen wären. Aber offen gestanden, ich wußte gar nicht, daß der alte Krauß ihr Stiefvater ist. So sind Sie jedenfalls auch als Kind hier gewesen?"

"Ja, gnädige Gräfin!"

"Nein, diese abscheulichen Mäcken!" unterbrach Gräfin Marie das Gespräch. „Da sehen Sie nur!"

Sie hielt ihre kleine Hand hin und zeigte auf der weißen, durchsichtigen Haut einen dunkelrothen, schnell anschwellenden Stich.

"O," rief er bedauernd, „darf ich Ihnen etwas Amoniak geben?"

Sie nickte leicht.

Während er sich herabbeugte und das Fläschchen aus seinem Malfasten hervorsuchte, ruhte der Gräfin Blick auf dem dunklen, reichen Haar, das die Sonne leuchtend umspielte. Die durchsichtige Farbe der Stirn hob sich fein davon ab, und der dunkle Bart warf kleine zitternde Schatten der einzelnen Härchen auf die wohlgeformte Hand. Als er aufblickte, traf sie wieder sein ruhiger, ernster Blick, der sie bereits zweimal so seltsam berührt hatte.

Mit der größten Einfachheit übergab er ihr das Mittel, noch einige flüchtige Worte, die er in seiner fast kargen Art erwiderte — und man trennte sich nach diesem ersten Begegnen in förmlicher Weise.

* * *

Von seltsamen, unbefriedigten Empfindungen war bei der Gräfin der Eindruck begleitet, welchen der erste Mensch hervorrief, der hier oben nach langer Zeit ihre Einsamkeit einmal wieder unterbrochen hatte. Fremd berührte sie die gesellschaftliche Ungeläufigkeit, die aus allen Worten und Wendungen des jungen Malers sprach. Die ängstliche Schweigsamkeit, die beklemmende Einsilbigkeit hatten ihr das unbehagliche Gefühl eines ungelösten Räthfels hinterlassen, vielleicht sogar eines nicht einmal interessanten Problems. Sie hätte sich, obgleich sie nicht wußte warum, gern Meilen weit hinweg gewünscht, und doch

konnte sie dem Urheber dieser Stimmung, so sehr sie nachdachte, keine eigentliche Schuld dafür geben. Er war anscheinend so ganz das Gegentheil von dem, was sie bewegte, sie im Leben interessirte, daß sie sonderbarer Weise eine Art von Zurücksetzung ihm gegenüber empfand, eine Wahrnehmung, die ihr einem andern Menschen gegenüber noch niemals begegnet war. Daher mochte es auch kommen, daß sie bei den darauf folgenden Zusammenkünften, bei welchen die Verschiedenheit ihrer Naturen noch deutlicher zu Tage trat als das erste Mal, unwillkürlich ihm gegenüber eine besondere Schweigsamkeit entwickelte. Wenn sie im Walde zufällig zusammentrafen, gingen sie wohl ein Stück des Weges gemeinschaftlich und sprachen von den gewöhnlichsten Vorkommnissen des Tages und der Gegenwart, aber keiner sprach auch nur ein Wort von seiner Vergangenheit, Zukunft, Stimmung oder sonst von Dingen, die ein persönliches Interesse hätten erwecken können; im Gegentheil, es schien bald, als sei das erste Zusammentreffen noch das angenehmste und vertraulichste gewesen. Diese Wahrnehmung erschien der jungen Gräfin als ein Beweis, wie wenig Sympathie man innerlich für einander in Zukunft hegen würde, wie wenig man sich gegenseitig abgewinnen könne, und seltsamer Weise — es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie nicht gleichgiltig über diese Beobachtung werden konnte. Ein unbestimmtes Etwas drängte ihr ein ihr unklares Interesse für diesen gehaltenen, stillen Mann auf, der sich so wenig bemühte, ihr zu gefallen, wie es ihr noch niemals begegnet. Waren es diese schwärmerischen, tiefen Augen, die eine reiche Seele mit all ihren verhaltenen Tiefen ahnen ließen, welche sie fesselten und bestaunen? — waren es die einfachen, ruhigen Worte — oder das blasse Antlitz, auf dessen Züge Schatten einer inneren, von Frieden verklärten Trauer gehaucht waren? Sie konnte sich selbst nicht Rechenschaft darüber geben; ein gewisser innerer Stolz häumte sich sogar gegen diese Gedanken und Empfindungen auf. Wie konnte sie, die Vielumworbene, Interesse hegen für Jemand, der sie so total ignorirte, der die kälteste, fremdeste gesellschaftliche Haltung fast verlegend gleichmäßig aufrecht erhielt? Wie kam sie überhaupt dazu, diesen Menschen, bevor sie ihn noch gesehen, mit einer Art von Spannung zu erwarten — zu begrüßen — und nun zu beobachten? Sie wurde ein wenig roth bei diesen Gedanken. Sollte es doch die Folge der Einsamkeit hier oben sein? Sie erinnerte sich der langen trüben Regentage, ihrer dadurch herauf beschworenen Stimmung — sollte es möglich sein, daß ein solcher Durst nach Menschen in ihr gelebt hätte, daß sie nun ihre eigenen Wünsche und Empfindungen mit dem wirklichen Werth des Individuums verwechselte? Sie strich sich mit der weißen Hand über die heiße Stirn. „Nein, nein,“ flüsterte sie kaum hörbar, „ein solches Kind bin ich nicht!“ —

Abends, wenn sie mit der alten schwagenden Tante, dem Greise und Grunow zusammen im dämmernden Burghof saß, bis der Mond über den rauschenden Fichtenstämmen heraufzog, sprachen sie nur wenig zusammen, und es ging oft recht still her. Wäre die alte Tante nicht gewesen, hätte man meinen können, es sei Alles stundenlang stumm. Wenn Grunow jedoch wirklich sprach, klangen seine Worte so ernst, ja fast düster, daß die junge Gräfin ganz erstaunt aufhorchte, als er eines Abends, vielleicht durch die wunderbaren Stimmungen der Natur erwärmt, lebhafter als sonst von seinen Studien im Hochgebirge und seinen weiteren Reisen nach Italien zu erzählen begann und nebenbei unvermuthet allerlei muntere Illustrationen über Personen und Begebnisse einflocht, die doch alle von einem frohen Leben und heiteren Sinn Zeugniß gaben. Daß er dies Alles so unabsichtlich und fast zufällig berührte, eröffnete für die feinfühlende Gräfin eine weit tiefere Perspective seines Charakters, als wenn er es in geistreicher, formgewandter Rede hervorgebracht hätte.

Sie stand entschieden, wie es sich ihr mehr und mehr bestätigte, hier einem Manne gegenüber, der schwerer zu ergründen und zu erfassen war, als ihre bisherigen Erfahrungen in der

Männerwelt es ihr gelehrt hatten, — und seltsamer Weise, das beunruhigte sie. Um Klarheit zu erhalten, redete sie ihn jetzt öfter an. Sie fragte nach diesem und jenem — jedoch er nahm eben nur so viel Notiz von den Fragen, als es die gesellschaftliche Rücksicht erforderte. Eine räthselhafte Empfindung verbot ihr, nach den persönlichen Lebensverhältnissen des Fremdlings bei dem greisen Burgwart oder ihm selbst zu forschen, obgleich es sie bereits in hohem Maße reizte. Auch naheliegende Fragen hinsichtlich seiner Künstlerlaufbahn zu stellen, vermied sie aus einer gewissen Scheu, da sie nicht wußte, ob dieselben ihm angenehm seien. Es drehten sich nach wie vor alle Worte um das Aeußerliche und Gegenwärtige, und wenn sich Abends die kleine Gesellschaft mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete, mußte man sich abermals sagen, daß auch heute das Eis des Fremdseins noch nicht geschmolzen sei.

So blieb es eine geraume Weile. Eines Abends jedoch war es, als man sich nach einem majestätischen Gewitter wieder im Burghof zusammen fand. Eine wonnige Kühle, eine würzige berausende Abendluft strich durch die regennassen Fichten, und der Waldbach, durch den Regen angeschwellt, klang lauter als je herauf. Die junge Gräfin, der schweigsame Greis und die alte Tante harrten ihres vierten Gesellschafters, der länger als sonst auf sich warten ließ; da wollte es die Gräfin selbst befremden, daß eine zitternde Unruhe in ihrem Herzen bebte — daß sie häufiger als gewöhnlich nach dem grauen Thor mit seinen steinernen Löwen schaute — daß sie stiller als sonst auf das leiseste Geräusch des Waldes lauschte — ja, daß sie schließlich nahe daran war, den greisen Burgwart nach dem Verbleiben seines Sohnes zu fragen, aber es doch vorzog, nach dem Thor zu schreiten und den Eingang des Waldes zu übersehen; denn zu Hause konnte er nicht sein.

Der Mond stand schräg über dem Burghof, und sein silbernes Strahlengewebe glitzerte auf den nassen, glänzenden Zinnen. Der alte Rußbaum ragte wie ein dunkles Gespenst an der schwarzen Mauer herauf, nur oben die äußerliche Krone erhellet, als sei sie in Silber getaucht. Der Wald vor ihr schien noch nicht zu schlummern, denn es rauschte leise in seinen Bäumen auf und nieder. Von Hirschfeld herüber blickte ein einsames rothes Licht, wie ein heller, schöner Gedanke in der nächtlichen Welt. — Gräfin Marie schaute den Pfad hinab, der zwischen schlanken Fichtenstämmen sich hinzog. Der Mond warf seine breiten Streiflichter zwischen den Stämmen hindurch über den Weg, als fielen Licht zwischen die Säulen einer Kirche. Da unten bewegte sich Etwas — sie vernahm deutlich Schritte, und in demselben Augenblick stand Grunow unerwartet schnell vor ihr. Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

„So spät?“ sagte sie.

„Haben Sie gewartet?“ fragte er, und sie fühlte eine innere Spannung aus seiner Frage heraus. Seine Hände hielten die ihren umschlossen; es war, als zitterten Beide.

„Ja!“ hauchte sie leise. Er drückte die kleinen, feinen Hände noch fester — es war, als wolle er sie leidenschaftlich an seine Lippen ziehen — da mit einem Male ließ er sie los — und trat in den dämmerigen Burghof. —

Die Gräfin bebte bis ins innerste Herz hinein. War das der sonst so formelle, kühle Fremdling? War das der gewöhnliche ruhige Ton seiner weichen Stimme? War das die Haltung, die er so consequent ihr gegenüber bewiesen? — War das überhaupt noch derselbe ängstlich verschlossene, sich stets gleichbleibende Mann? — Sie preßte die Hand auf das laut pochende Herz, und wie von Thränen umflogen sich ihre Augen. Ein Glück zitterte in ihrem Herzen herauf, dessen Verlust Tod und Verzweiflung, dessen Besitz Seligkeit des Himmels! Das war kein geträumtes, eingebildetes Ideal — das war etwas Wirkliches, Wahrhaftiges — sie fühlte es mit jeder Faser ihres Herzens. —

Die Gräfin hatte sich gleich Grunow inzwischen zu den Andern gesellt, aber sie stand alsbald von ihrem Sitze wieder auf — sie hätte in diesem Moment nicht ruhig in dem kleinen Kreise ver-

weilen können; noch einmal schritt sie vor nach dem grauen Burghor, verschwand hinter den weißlich leuchtenden Steinen und lehnte sich draußen an den nassen, kühlen Pfeiler, die heiße Stirn gegen den gefühllosen Stein gepreßt, als müsse das Kühle, Fremde den Aufruhr in ihrer Seele beschwichtigen. „Gott, Gott!“ flüsterte sie, mehr brachte sie nicht über die bebenden Lippen, gewalttham raffte sie sich zusammen und kehrte zu den Uebrigen zurück.

Grunow sprach in gewohntem ruhigen Ton mit der alten Tante.

„Ich war in Hirschfeld,“ sagte er, „und wohnte einem ländlichen Konzert bei!“

„Und waren so egoistisch, uns nichts davon mitzutheilen?“ entgegnete die Tante.

„Hätte ich eine Ahnung gehabt!“ —

„So versäumen Sie es ein andermal nicht,“ fuhr Tante Minette fort.

„Aber Tantchen, wir wissen ja gar nicht, ob es Herrn Grunow angenehm ist!“ — fiel Gräfin Marie ein, den Ton ihrer Stimme gewalttham zur Ruhe zwingend.

„Sehr angenehm!“ versetzte Grunow mit einer förmlichen Verbeugung.

Marie war es, als fühle sie einen Stich in ihrem Herzen. Das war ja der alte, gleichgültige, kalte Ton, das war ja ganz das höfliche, conventionelle Wesen. Während sie noch im glühendsten Kampf war um den erlebten, erschütternden Augenblick — war bei ihm schon die vollste Gleichmüthigkeit zurückgekehrt — oder war er vielleicht gar nicht betheilig gewesen an diesem inneren, betäubenden Vorgang? — Nein, nein! Das war sicher, das stand fest. Sie fühlte noch den leidenschaftlichen Druck seiner Hand, noch hörte sie die bebende Spannung in seiner Frage, noch empfand sie die innere Bewegung, die sich von ihm auf sie übertragen — das war keine Täuschung, kein Traum! —

Später als sonst hatte man sich getrennt. Der Mond war unmerklich weiter gewandelt und drohete hinter den nächsten Bäumen des Waldes zu verschwinden. Die Nachtvögel schwirrten auf, und die häßlichen Fledermäuse schossen wie dunkle Schatten lautlos um das alte Gemäuer.

Ein Fenster der Burg aber blieb trotz des vorgerückten Abends noch lange hell. Die Jose ordnete der Gräfin Haar für die Nacht und schaute mehr als einmal von ihrer Arbeit auf in den gegenüberstehenden Spiegel. Welche ungewohnte Ungeduld ihrer Herrin, die sonst grade darin ein Muster war? Welch hoch geröthete Wangen und welch Blüten in den Augen? Die Jose schüttelte ihr verschlafenes, müdes Haupt. Das war doch nicht der Gräfin gewohnte Art, und die kleine Neugierde begann sich den Kopf zu zerbrechen, was vorgefallen sein könnte, das eine solche Veränderung erzeugt hätte. Gewiß, gewiß, in dem zierlichen schönen Kopf war nicht Alles in gewohnter Ordnung. Aber was sollte hier in der Evidenz passirt sein? — Als jedoch die Gräfin, noch bevor die Jose ihre Aufgabe an ihr beendet hatte, plötzlich mit dem ruhigsten Ton, dem man freilich das Erzwingene wohl anmerkte, begann: „Laß mich allein, gutes Kind, du scheinst müde zu sein“ — da richtete die Angeredete ihre schlaftrunkenen Augen gespannt fragend auf ihre Herrin.

„Sind gnädige Frau nicht wohl?“

„Mir fehlt nichts, Sophie!“ — und mit plötzlichem Instinct den Gedankengang ihrer Jose erfassend, setzte sie, dieselbe um jeden Preis auf eine falsche Fährte zu bringen, hinzu: „Es kann sein, daß wir früher, als ursprünglich meine Absicht war, abreisen. Die Langeweile ist unerträglich!“ —

Die Jose riß die Augen weit auf: „Sehen gnädige Gräfin, ich sagte es immer!“

Jetzt erinnerte sich die Gräfin an Sophiens Liebeskummer. Das arme Mädchen kam ihr mit einem Mal so barmherzigen vor, daß sie hätte weinen können. Doch sie schwieg.

„Schlaf wohl, Sophie!“

Bald glitt das Mondlicht über ein liebliches Antlitz, dessen

weiches Lächeln verrieth, daß die Traumfee freundliche Bilder über die Schlummernde austreute. —

Der goldene Buchenbaum unten an der Landstraße schüttelte sein dunkles Haupt, und Rosenblättchen begannen leise herabzufallen; das schwarze, ernste Holzkreuz hinter der Hecke aber lugte mahnend hervor. —

* * *

Zwei Wochen waren seit jenem Abende wieder verstrichen. Die Gesellschaft war wirklich einmal in Hirschfeld gewesen, und die junge Gräfin hatte sich bei dieser Gelegenheit der Frau Pastorin und ihrem greisen Gemahl vorgestellt. Sie hatte auch den rothhaarigen, glaubenseifrigen Vicar kennen gelernt, dessen wasserblaue Augen aus einem gestirnten Himmel von Sommerprossen mit sichtlichem Wohlgefallen an ihren Zügen hingen. Der blondlockige, blutjunge Cantor war bis in das Weiße der Augen erröthet, als er ihr vorgestellt wurde; er hatte einen oftgetragenen Rock angehabt, dessen Weiße und Größe durchaus nicht auf ihn zugeschnitten schien. Seine redselige Schwester aber brachte der erstaunten Gräfin eine ganze Weltgeschichte von Milchhandel und Käsebereitung zu Gehör, wobei das Brüllen des Viehes aus den benachbarten Ställen der jungen Gräfin ein anmuthenderer Ton war als die breite Sprache ihrer Besucherin.

So schön und herrlich der helle Sommertag gewesen war, so betrübt und niedergeschlagen kehrte die junge Gräfin heim. — Was konnte sie nur gethan haben? Was konnte nur vorliegen? Der junge Grunow hielt sich in der absichtlichsten Weise seit jenem bedeutungsvollen Abende im Burghof von ihr fern. Auf schmerzende Art vermied er sie ängstlich, und vorsichtig wich er einem Begegnen mit ihr allein auf das Sorgsamste aus. Er vernachlässigte, wie es ihr erschien, in auffallendster Weise die gewöhnlichsten Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten ihr gegenüber, und was das Schlimmste dabei war — dies Alles that ihr bis in die tiefste Seele wehe. —

Wie war sie oft in ihrem Leben mit diesen kleinen Dingen förmlich gequält worden, wie hatte man sie mit Höflichkeiten und Auszeichnungen in den glänzendsten Gesellschaften überschüttet! Wie hatte man sich um jeden Blick ihrer Augen, jedes Wort ihres Mundes förmlich gerissen, und jetzt — jetzt — wo sie so viel darum gegeben hätte, nur die kleinste dieser Auszeichnungen zu empfangen — war das Erringen derselben wirklich so ganz unmöglich?

So waren Wochen in dieser beklemmenden Unruhe hingeglichen. Der Stolz des Verletzten trat an die Stelle anderer, weicherer Empfindungen. Sie erwiderte in derselben, ja in noch schärferer Weise sein Verhalten. Die Wunde ihres Gemüths, dumpfen Schmerzes verbarg sie unter stolzer Kälte. Es schien, als habe die strenge Zurückhaltung endlich alle die wogenden Wünsche und Hoffnungen eingelullt und in Vergessenheit gebracht, als plötzlich ein unerwarteter Zwischenfall die mühsam unterdrückten Pulschläge neu empor schnellte zu rascherem Empfinden. —

Tante Minette und die junge Gräfin hatten es eines Tages wirklich wahr gemacht und waren die enge, staubige Wendeltreppe bis zu einer schmalen Thür im Thurm empor gestiegen. Ein enges, düsteres Gemach, dessen runde Wände mit alten Gemälden geziert waren, aus deren verstaubten Rahmen seltsame Gesichter gleich grauen Gespenstern, verwundert über die Eindringlinge, hervorlugten, nahm sie endlich auf. Alte, dicke Jolianten standen auf gleichmäßig vertheilten Brettern, die über einem altmodischen Schreibsecretair, gegen Feuchtigkeit vorsichtig durch einen kleinen Vorbau geschützt, angebracht waren. Die verhoffenen blaffen Ueberzüge der Möbel, die verblühten Teppiche und Portieren verbreiteten einen durchdringenden, fast betäubenden Geruch von Moder. Das runde Fenster, welches seit vielen Jahren den einzigen Besucher, das gedämpfte Sonnenlicht, durch die roth und blau schillernden Gläser einließ, war theilweise zerbrochen, und nicht überall hatte der greise Burgwart es für seine Pflicht gehalten, die fehlenden Scheiben wenigstens mit Holztafeln oder

Pappstreifen zu versehen. So kam es, daß die junge Gräfin beim Eintreten selbst zusammenfuhr, als ein Schwalbenpaar aufflog und pfeilschnell durch eine der Lufen verschwand. Alles zusammen schien wie gemacht, den Stoff zu einer romanhaften Schauer Scene zu geben, was ganz besonders Tante Minette empfand. Denn sie hielt sich immer haarscharf an der Gräfin Seite, klammerte sich unvermerkt an ihre Kleider an und schaute zitternd über ihre Schultern, wenn die Gräfin dies oder jenes betrachtete. Die spitze Nase erschien dann noch einmal so spitz, und die Blässe auf ihren Wangen verdoppelte sich. Die junge Gräfin fand zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Chronik aufgeschlagen. Die vergilbten Blätter schienen Zeugniß dafür zu sein, als läge sie schon Jahrzehnte so und habe sich Staub auf den Buchstaben gesammelt. Freilich, vor vier Jahren hatte man nicht Zeit gefunden, hier oben in dem stillen, zurückgezogenen Zimmer Nachsichungen zu halten. Sie entsann sich, nur einmal flüchtig hineingeschaut zu haben, und ob da das Buch so gelegen wie heute, war ihr ganz unermittelbar. Mit scheuen Empfindungen betrachtete sie dasselbe. Wer weiß, wie lange es so unberührt lag, und welche Hand es aufgeschlagen! Eine Hand, die wohl längst schon vermodert unterm Rasen! Ohne die Blätter anzurühren, beugte sie ihr jugendlich frisches Antlitz herab und las:

„Des jung Grafen Edwin schönes Ehgemahl war bleich worden, als sie dies vernommen, nahm ein Täfelchen hervor und schrieb darob die vier kurze Wort: ‚stumm aber nit blind.‘ Als dem jung Rittersmann das Täfelchen vor's Angesicht kam, ward er darob zornig und ungerecht und verspottete die Wort. Auch sprach er: ‚Du Tewfelinnen! Aber sie ließe sich jedoch nichts merken und sprach blos lächelnde: ‚Ei lieber Ritter, was habet Ihr doch für Muth!‘ Am andern Morgen sagete sie zu ihm heuchelnd:

Edwin willst du nit zur Jagd. Die Sonne leuchtet roth. Dein Köhlein wartet.‘

Er aber schüttelte die geelen Haar und vermeinete: ‚Das Köh kann warten!‘

Da sprach Nihilde und drohete zu ihm lächelnde:

Der Troß harret deiner an der Zugbruden!‘

Er aber vermeinete: ‚So laß sie harren.‘ Da ward des Grafen schönes Ehgemahl zornig und rief:

Seht Ihr droben auf Martuszinnen das Tüchlein wehn?‘

Der Rittersmann sprang auf und schrit hinab zu der Zugbruden.

Da lachte Nihilde tewlich, denn das Tüchlein gehörete dem Frewlin Huberta, das war des jung Rittersmanns Kestlin, die er liebete“

Bis hierher hatte die Gräfin gelesen, als ein lauter Schrei der alten Tante Minette sie heftig erschreckte. — Eine harmlose Maus raschelte durchs Zimmer, und gegen die erblindeten Fenster Scheiben streifte ein vom Winde bewegtes junges Birkenstämmchen, das sich da oben angepflanzt hatte, so daß es einen häßlichen, freischenden Ton gab. — Das war zu viel! Tante Minette schrie, schrie entsetzlich und sank weinend und bebend in die zitternden Kniee.

„Das wird eine Ohnmacht“ — dachte die junge Gräfin und schaute sich mit ihrem erblaßten Antlitz im Zimmer nach Hülfe um. Ihr selbst war es in der modrigen Luft bedrückt und schwül geworden. Sie eilte, nach Athem ringend, zum Fenster und versuchte, es zu öffnen, um mehr Luft einzulassen; jedoch der eigensinnige Kiesel wankte nicht aus seinem Rost, sondern seufzte und ächzte nur bei ihren Versuchen mit der erschreckten Tante um die Wette.

Sie gab ihren Versuch auf und eilte zur gegenüberliegenden Thüre, durch die sie vor einigen Minuten eingetreten waren. Ein leichter Ruck — und sie hätte beinahe selbst einen leisen Schrei ausgestoßen — denn in's Zimmer fiel der sich bewegende Schatten eines vorwärts schreitenden Mannes. — Die Sonne spielte durch eine Mauerlücke im Treppenhaus über die Windung der Thurmterre herab gerade in das eben geöffnete Zimmer

hinein und ein funkelndes Heer von brillantenen Sonnenstäubchen wirbelte heraus und herein, fast so farbig gebrochen wie ein Regenbogen. —

„Herr Grunow!“ stammelte nicht ohne Verlegenheit und Ueberraschung die junge Gräfin. „Was führt Sie hierher? Meine arme Tante hat sich eben heftig erschrocken. Da sehen Sie!“

Grunow war eingetreten. „Kann ich vielleicht behülflich sein, gnädige Gräfin?“

„Gewiß, Herr Grunow! Wenn Sie so gut sein wollen und mit mir mein armes Tantchen herab führen. Aber sagen Sie, wie kommen Sie hier in den öden Thurm?“ fragte sie, ihn mit ihren großen Augen ruhig und freundlich betrachtend.

„Ich hatte — ich wollte — Wenn gnädige“

„O kommen Sie, helfen Sie mir“, seufzte Tante Minette und streckte Grunow flehend ihre mageren Hände entgegen.

Der Gräfin Blick ruhte mit einem sonderbaren Gemisch im Ausdruck auf Grunow's Zügen.

Er sah verlegen aus und dabei schön, wie er so im gebrochenen Sonnenlicht ernst doch freundlich in der niederen Thür stand. Einen Augenblick ruhte auch sein stiller, tiefer Blick auf der Gräfin Antlitz. Wie reizend stand ihr das schwarze, ernste Gewand zu den jugendlich roßigen Zügen, die doch bereits einen Schimmer von schmerzlicher Entsagung um den kleinen zudenden Mund verriethen. Wie zitterten die schmalen Nasenflügel in leidenschaftlicher, unterdrückter Erregung, und welch weicher Zug von innerer Schwermuth sprach aus den dunklen, klaren Augen! Die rothe Schleife an ihrem Busen leuchtete im Sonnenlicht wie ein zitternder Blutstropfen auf ihrem Herzen — und als sie jetzt die Augen zu ihm erhob, um ihn noch einmal um Hülfe für ihre arme Tante zu bitten, senkte er hastig die seinen und leistete eilig der Bitte Folge.

Beide führten die Seufzende langsam die enge Stiege hinab. Die Gräfin hatte das Haupt gesenkt — aber sie fühlte, wie der tiefe, bannende Blick Grunow's auf ihrem Antlitz ruhte — sie fühlte die Gewalt seiner Augen mit beinahe erdrückender Macht in ihrem ganzen Wesen. Das war derselbe warme Blick wie damals — wenn er jetzt sprach, mußte es der weiche, seelenvolle Ton von jenem Abende sein — sie empfand es mit jeder Fafer ihres klopfenden Herzens. Und bei der Enge des Raumes mochte es kommen, daß die warme Hand Grunow's plötzlich sanft und weich die Hand der Gräfin faßte — daß er sie einen Moment innig drückte, ganz, ganz wie an jenem seligen Abende! — Da fuhr sie hastig zurück und entzog ihm leise die zitternden Finger. Er aber wandte sich betroffen ab. Sie sah ihn an. Zurückweichender, ruhiger Stolz beherrschte ihr Wesen. Sie wollte nicht zum zweiten Mal sich in jene leidenschaftliche Stimmung versetzen, die vielleicht abermals einen so verlegenden Schluß für sie haben konnte. Mit fremdem, kaltem Blick maß sie Grunow's ganze Gestalt in erhabener Ruhe. Sie sah sein blaßes Antlitz unter diesem Blick noch mehr erbleichen. Er senkte die Augen zur Erde, die edle Stirn schien sich ernst zu unvwölken — der jugendlich tropige Mund zuckte wie von innerer Verlegung. —

Man war unten an Tante Minettens Zimmerthür angelangt. Grunow hatte sie geöffnet und die Ermattete zum Sopha geführt. Gegen seine Gewohnheit sicher und bestimmt, wendete er sich darauf zur Gräfin. „Darf ich noch ein Weilchen mit Ihnen plaudern, gnädige Frau?“ fragte er in unbefangenen Tone.

Die Gräfin schaute ihn erstaunt an. War das derselbe Grunow, dessen peinliche Zurückhaltung sie in den vergangenen Wochen schwer verlegte.

„Sehr angenehm,“ erwiderte sie freundlich, aber in einem Tone, der die Befremdung über seine Worte entschieden verrieth.

Beide traten in einen anmuthig ausgestatteten Raum, dessen Fenster alle geöffnet waren und die Sommerluft nach Wohlgefallen aus- und einfluthen ließen.

Einen Moment schien der junge Maler unentschlossen. Röthe und Blässe wechselten auf seinen Zügen; er sah mit er-

regem Ausdruck die Gräfin wiederholt an. Frei und ungewohnt energisch durchschritt er zwei Mal das Zimmer.

Die Gräfin fühlte, was in ihm vorging. Mit weiblichem Tact versuchte sie, auf gleichgültige Dinge des Tages zu kommen, ohne daß es ihr gelang, ihn durch ein längeres Gespräch zu fesseln.

„Doch was, Herr Grunow, wollten Sie eigentlich im Thurm?“ fragte sie endlich, froh, einen Stoff gefunden zu haben, der Anklang finden mußte. Sie ließ sich dabei auf den Divan nieder und schmiegte ihr reizendes Köpfchen in nachlässiger Stellung gegen die purpurnen Kissen. Er erhob seinen Blick frei und zwanglos zu ihren Augen. Die Ruhe und Haltung in ihrem Wesen, ja die Art von Zurückweisung, die in ihren Augen lag, schienen ihn schmerzlich zu berühren. — Er schwieg eine Weile.

„Ich habe mich seit einiger Zeit bemüht, eine Aeolsharfe dort oben anzubringen“, erwiderte er langsam, den Blick wie abwesend zur Erde gesenkt. —

„Welch' reizende Idee!“ rief Gräfin Marie. „Ich könnte Sie beneiden, nicht selbst darauf verfallen zu sein. O, sehen Sie zu, daß Sie das Werk bald vollenden!“

„Es würde schon fertig sein, gnädige Frau,“ entgegnete er, „aber ich habe über drei Wochen gewartet, da ein Eulenest in dem oberen Fenster war mit zwei hilflosen Jungen. Ich wollte sie erst ausfliegen lassen. Gestern warf ich den alten Reifigbau erbarmungslos hinunter und hoffe nun, schnell vorwärts zu kommen.“

„Sie haben viel Herz!“ rief die Gräfin unwillkürlich warm.

Jetzt hatte sich Grunow gesammelt. „Wieso?“ fragte er kühl. — Es blieb einige Secunden still. Nur das Gezwitscher der Waldbögel verlor sich bis in das trauliche Zimmer. Die Gräfin war bleich geworden.

„Sie sind musikalisch?“ unterbrach sie, nur um Etwas zu sagen, die peinliche Stille.

„Etwas, gnädige Frau.“ Sie rauschte in ihrem schwarzen Seidenkleid an ihm vorüber und öffnete die Portieren zu einem kleinen luxuriösen Salon, in dessen Mitte ein Flügel stand. Einfach und ungezwungen bat sie den jungen Maler einzutreten, öffnete den Flügel und setzte sich selbst davor nieder.

„Lieben Sie Beethoven?“ fragte sie und wendete ihre zierliche Gestalt zu ihm herum.

„Ja, gnädige Frau. Wer könnte ihn kennen und ihn nicht lieben!“ Das war wieder der kalte, förmliche Ton, mit dem er dies sprach, der Ton, der sie so tief verletzte, sie wußte selbst nicht, warum. Ihre Stirn umwölkte sich, flammende Röthe trat in ihr Antlitz. Sie hatte die ersten Worte angeschlagen, aber nicht eine ernste majestätische Sonnte Beethovens klang unter diesen feinen Fingern hervor, dessen Spitzen, leise geröthet, die zierlichsten Nägel zeigten. „Das Meer erglänzte weit hinaus“, begann sie in einer Clavier-Composition von Hermann Friedrich nach dem Schubert'schen hinreißenden Liede. Die Töne rollten von ihren Fingern wie klingende Perlen. Das leidenschaftliche Presto begann! Wildschäumend schienen die Tonwogen übereinander zu stürzen, um allmählig sanft und sanfter in eine weiche, schmelzende Melodie überzugehen, deren Töne sehnsuchtsvoll über den stillen Wald hinüber getragen wurden in ein Reich ferner, duftiger Poesie. Plötzlich brach die Gräfin, über sich selbst erschrocken, ab. Sie war in schwermüthige Volksweisen hineingerathen, ihrem inneren Triebe ahnungslos folgend, und hatte die ersten Töne zu dem Volksliede: „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann“ angeschlagen — da — eine heftige Bewegung hinter ihr, und verstümmt über sich selbst war sie aufgestanden.

„Warum brechen Sie ab, gnädige Gräfin?“ fragte Grunow, und der wieder weiche, warme Ton seiner Stimme machte sie erst recht erschrocken.

„Lassen wir die leidige Musik! Sagen Sie mir lieber, in welchem Fenster, Herr Grunow, wollen Sie das musikalische Märchen erklingen lassen?“ Er schwieg einige Momente. „Natürlich im höchsten Fenster,“ entgegnete er. „Das liegt rechts!“

Wieder war Alles still, und man vernahm einige Secunden das Rauschen des Waldbachs vom Thal herauf.

„Wollen Sie mich ein wenig in den Wald geleiten, Herr Grunow? Es ist recht schwül im Zimmer, nicht wahr?“

„Wie Sie wünschen.“

„So reichen Sie mir, bitte, dort meinen Sommerhut!“

Sie traten hinaus in den Burghof. Die Sonne dachte bereits an den Abschied und neigte sich goldig schräg gegen den Wald. Die Gräfin blieb stehen.

„Herr Grunow,“ begann sie mit Vorwurf im Tone, „Sie haben mir vorhin nicht die Wahrheit gesagt!“

Er stand einige Augenblicke in sichtlicher Verwirrung. „Wieso?“ fragte er dann.

„Das Bibliothekzimmer liegt ja auf der linken Seite des Thurmes, während Sie mir sagten, daß Sie die Aeolsharfe im höchsten Fenster rechts anbringen wollten. Sie hatten also einen andern Grund, als wir uns vorhin dort oben trafen!“

„Gnädige Gräfin“

„Nun?“

„Es ist so. Ich hatte einen andern Zweck!“

„Das muß ja etwas Entsetzliches gewesen sein,“ meinte sie, „daß Sie es vor mir verbergen müssen!“

„Nein! gnädige Gräfin!“ begann er mit gänzlich unbefangenen Freimuth. „Ich wußte nur nicht, ob es Ihnen angenehm sein werde!“

Ein leises „Ah“ von den halb geöffneten Lippen der Gräfin verhallte.

„Nun! Wollen Sie nicht beichten?“ drängte sie, als er wieder schwieg.

„Ich habe seit einiger Zeit mit großem Interesse die Chronik Ihres Hauses studirt, gnädige Frau. Sie lag offen und, wie es schien, für Jedermann zur freien Benutzung da, und weil es mich sehr interessirte, besonders seitdem ich die Freude habe, Sie, gnädige Frau, zu kennen . . .“

Ein helles, fröhliches Lachen der Gräfin unterbrach ihn. „Da sieht man, welchen Einbildungen der Mensch unterworfen ist! Also Sie haben die vergilbten Blätter der Chronik aufgeschlagen, während ich mit Pietät und achtungsvoller Scheu mich nicht getraute, das Stammbuch meiner Väter zu berühren aus reinem Respekt vor der längst im Grabe ruhenden Hand irgend eines romantischen Vorfahren, der das Buch in dieser Verfassung liegen ließ! Und nun“ — sie lachte herzlich weiter.

„Ich hoffe nicht, Sie verletzt zu haben, gnädige Gräfin!“

„Keineswegs, Herr Grunow, doch nun erzählen Sie mir auch Etwas davon. Kennen Sie den Schluß der Geschichte des Grafen Edwin und seiner Geliebten?“

„Ich kenne ihn, gnädige Gräfin!“

Die Sonne schied bereits aus den engen Bergthälern und lagerte sich goldig auf den Höhen und Waldeswipfeln. Die schmale Mondichel stand schon am Himmel und flocht das silberne Horn noch lichtlos in die grünen Baumkronen, in deren schweigenden Zweigen die Vögel ihr Abendlied sangen. In dem dichtesten Buchenlaub begann es zu dunkeln, und geheimnißvolles Klüstern schien von Baum zu Baum, von Blume zu Blume zu gehen. Der Waldbach schickte wieder sein einförmig Lied herauf und verwebte seinen uralten Sang geschwisterlich mit dem wogenden Nebelflor, der herblich ahnend die Wiese herauf zog. Die Burg hinter ihnen glühte im Abendschein, und ihre Fenster schimmerten wie flammendes Feuer. —

Und immer noch schritten sie vorwärts. In seinen Augen flammte es vor innerer Leidenschaft.

„Wie schön!“ meinte sie und trat mit ihm hinaus aus dem Wald auf die einsame Landstraße unter den goldenen Buchenbaum, der noch leuchtend von der scheidenden Sonne umglüht war. Ihr Strahlenmeer blendete hier die Augen.

Marie setzte sich auf die graue Steinbank. Da begann der Baum seltsam zu rauschen, und es war, als sanken goldene Lieder wie in leisem Traum aus seinen Zweigen herab. Mit

den Nebeln zogen verhüllte Melodien heraus, ein Vogel zwitscherte im Rosenhag — und sie schauten sich an. — Eine sonderbar fremdartige Stimmung umfing plötzlich Beide. Sie hätten weinen mögen — und wußten doch nicht warum.

„Wie glücklich,“ flüsterte Marie, „ist das Leben, wenn es sich kindlich an Gott und die Natur schmiegt!“

„Und doch! Es muß oft schwer sein,“ meinte er. „Bleibt nicht schon jeder tiefe Schmerz ein fremder Eremit auf Erden?“

Im Rosenhag flüsterte es sonderbar. Ein Windhauch hatte sich aufgemacht, und Blatt auf Blatt rieselte von den letzten Blüthen hernieder. Das schwarze Holzkreuz lugte mahnend zu ihnen herüber — die Vögel waren alle verstummt. —

Er bückte sich und brach eine blutrothe Nelke, die vor ihm im Grase stand — dann sah er sie an. Sie hatte die schönen Augenlider gesenkt, und der breite Sommerhut brachte ihr ganzes Antlitz in tiefe Schatten. Er war ihr näher getreten.

„Wie wunderbar schön!“ hob er an.

„Denken Sie?“ fragte sie, wie aus einem fernen Traum erwachend, zurück. „Mich dünkt, das Säusen des vernichtenden Herbststürmes laure in diesem leisen Geflüster! Mich dünkt, die schönsten Blüthen würden hier aus dem Kranze des Glückes geknickt!“

Sie stand aufgerichtet, eine dunkle Silhouette gegen den Abendhimmel. Ihre Stimme klang fremd. Es war, als fielen die Flügel der Freude von ihr herab, und die dunkle Angst eines tiefen Leidens trat in die zitternde Seele. Er ergriff ihre Hand.

„Ich war wohl kindisch?“ meinte sie, sich über ihre wunderlichen Worte schämend. „Halten Sie es der sonderbaren Stimmung zu Gute. Es muß das Scheiden des Tags und das Nahen der Nacht hervor bringen. Wenn ich an Zaubermächte glauben könnte, würde ich zu dieser Zeit unter ihrem Banne stehen!“

Er ließ ihre Hand los, hatte die rothe Nelke zerpfückt und warf sie verächtlich in's Gras. — Es war todtenstill, als nahe unsichtbar und leise der Geist unglücklicher Liebe, der schweigend über die Erde zieht. Vom goldenen Buchenbaum fiel ein Blatt herab — und die erste Ahnung nahenden Todes zog über die müden Gesilde. —

Sie hatten lange geschwiegen und ihren Gedanken im Stillen gelauscht.

„Und wollen Sie mir nicht Etwas aus der Chronik erzählen?“ sprach sie, eigentlich nur um Etwas zu sagen; denn das unheimliche Schweigen begann sie zu drücken.

Grunow erblähte. „Wie kommen Sie jetzt darauf, grade jetzt?“ fragte er sonderbar drängend.

„Es fiel mir grade ein; weiß ich selbst warum? Erzählen Sie mir den Schluß der Leidensgeschichte vom Grafen Edwin. Bitte!“

„Nein, nein!“ rief er heftig.

„Wie sonderbar Sie sind? Doch wie Sie wollen. Ich dachte mir nur die Mühe zu ersparen, noch einmal die enge, häßliche Stiege empor zu klettern. Doch kommen wir auf etwas Anderes. O sehen Sie, da blüht noch eine verspätete, blaße Rose! Dort, dort, ganz unten am Holzkreuz!“ Sein Blick war ihrer Bewegung gefolgt. Mit zitternder Unruhe trat er hastig davor.

„Als ich ankam, stand hier Alles in einem wahrhaft bezaubernden Flor, Herr Grunow. Ich konnte nicht widerstehen und raubte ein paar der herrlichsten Blüthen.“ „So?“ sagte er wehmüthig leise. „Sie haben hier von diesen Rosen gepflückt?“ Die Gräfin betrachtete sein bleiches Antlitz, über das eben die Sprache eines stummen Wehes zitternd glitt.

„Und es knüpft sich für Sie etwas Trauriges daran, Herr Grunow?“ fragte sie leise.

Der goldene Buchenbaum begann plötzlich heftig zu rauschen; das Gras zu ihren Füßen wogte säuselnd auf und nieder.

Er hatte stumm genickt und wandte sich ab.

Und wieder fuhr die Gräfin, um die drückende Stille zu kürzen, fort: „Was bedeutet das schwarze Holzkreuz eigentlich hier unter den Rosen versteckt? Ist hier einmal Jemand verunglückt?“

„Ermordet, Gräfin!“

„Ermordet! O entsetzlich! Und wer?“

„Wie kommen Sie, gnädige Gräfin, grade jetzt auf die Frage? — Wie eigen,“ sprach er dann mehr für sich. „Ist es nicht, als sei wirklich Wahrheit an dieser alten Mär!“ —

„Wer also? Herr Grunow?“

„Graf Edwin!“ entgegnete er finster.

„Graf Edwin ward hier an dieser einsamen Stelle an der Landstraße ermordet? O erzählen Sie weiter!“ bat sie.

Er sah sie seltsam an. Beider Seelen schienen in diesem Blick mit einander zu reden. Wieder ergriff er leidenschaftlich ihre Hand — und ohne den Blick aus ihren Augen zu wenden, entgegnete er mit weicher, inniger Stimme:

„Sie sollen es wissen. Doch nicht hier und nicht aus meinem Munde. Ich schrieb die Sage ab, da sie mir von echt dichterischem Werth erschien, weiter nichts. O freilich,“ fuhr er schmerzlich fort, „wie konnte ich damals ahnen, welsch' anderen Werth, welsch' sonderbares Schicksalspiel sie mir enthüllen würde!“

„Sie sprechen in Räthseln. Ich verstehe Sie nicht. Was kann Ihnen nur so schmerzlich sein, was mit dieser alten, verklangenen Sage zusammen hängt?“

„Freilich,“ rief er plötzlich nüchtern, „wie sollten auch Sie zu meinen Gefühlen und Gedanken kommen! Verzeihen Sie! Hier sind die Blätter,“ begann er wieder und reichte ihr einige Seiten aus seinem Portefeuille.

„Sie zittern“ — sprach er, als die kleine weiße Hand etwas unsicher danach langte.

Sie sah ihn lange schweigend an. Ein Meer von stillem Schmerz und innerem Unglück lag in dem Blick. Seine zitternden Hände umschlossen noch einmal die ihren. „O,“ rief er leidenschaftlich, und seine dunklen Augen schienen die ihren bis auf den Seelengrund durchdringen zu wollen — „o Marie! dieser Blick gibt mir den Muth, Ihnen zu gestehen: — auch ich habe hier einst eine Rose geknickt!“ —

„Aber um Gottes Willen, Herr Grunow?“

Sichtlicher Schrecken lag in dem Blick, mit dem sie ihn betrachtete.

Ferne Posthornklänge weckten Beide aus ihren Gedanken. Der Wald rauschte lauter als vorhin — der Bach schwachte vom Wiesengrund herüber — die Sonne war fort. — Gräfin Marie stand hoch aufgerichtet. Das schwarze Seidenkleid hob die ungewohnte Blässe ihrer Züge hervor, die einen leidenden Ausdruck zeigten. Die rothe Schleife am Busen leuchtete wieder wie ein einziger großer Blutstropfen auf ihrem Herzen. Näher und näher kamen die Posthornklänge. Jetzt hatte es deutlich die Straße hinab:

„Ach, wie ist's möglich dann,
Dah ich dich lassen kann!
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!“ —

Gräfin Marie wendete sich einen Moment hastig zur Seite — dann rief sie anscheinend vollkommen heiter:

„Nun, Herr Grunow, es ist Zeit zum Heimweg!“ —

Und wieder fiel ein Blatt herab vom goldenen Buchenbaum; die Ahnung nahenden Todes stieg immer mahrender herauf und strich über die müden Gesilde. —

Abends las Gräfin Marie, nachdem sie bereits einmal Alles gelesen hatte, noch einmal:

„Nischilde hatte aber den treuesten Diner geschickt, daß er den jung Rittersmann Edwin auf selbiger Jagd ermorde. Sie vermeinete noch einmal vor sich: stumm aber nit blind!“

Darob ward unten an der Landstraßen unter einem mächtigen Buchenbaum der zerstohene Leichnam des jung Grafen gefunden, und auf Verlangen des Frewlin Huberta Roswein an Ort und Stell' unter einem schwarzen Holzkreuz verscharrt. Sie selbst aber kam in schwarze Nonnenkleider all Morgen und Abend an des jung Edwin Grab und begoß die Rosen, die sie ihm zum Zeichen der Lieb und Treu gepflanzt hatte, mit ihren Thränen. Und an ein Morgen, da sie

wieder dort weinen wollte, fand sie all die rothen Rosen ab-
geschnitten und zerstört. Sie ahnete, wer ihr den Schmach
angethan hätte, und rief in ihrem großen Schmerze: „Eine
jede Hand soll dasselbe Unglück unglücklicher Lieb erfahren,
die hier jemals von mein Garten eine Rose bricht!“ —

Seitdem aber geht ein fester Glaube durch das stille
Land und kein Schönauer Maid pflückt sich ein Strauß von
dem verzauberten Rosenhag.“ —

Die Gräfin konnte sich eines feinen Lächelns nicht enthalten
als sie dies noch einmal gelesen. Dann aber sah sie still und
flüsternte nur einmal kaum hörbar: „Auch ich habe hier einst eine
Rose geknickt!“ — „Aber er soll nicht unglücklich werden!“ sprach
sie weiter. „Er soll glücklich werden, so glücklich, wie es nur ein
Mann vermag durch die Liebe eines Weibes! — O warum
hatteft du nicht den Muth, mir Alles, Alles zu sagen? Weiß ich
doch lange schon, wie es um uns steht! — Ich könnte mir
wünschen, all den Schimmer meines Standes abzustreifen, damit
du dem einfachen, ebenbürtigen Weibe unbefangenes das Geheimniß
deiner Seele anvertrauen könntest — so, ganz so — wie du es
fühlst! — Ich begreife nicht — wie kannst du nur noch vor mir
zaubern? — Sollte man mir so wenig mein Empfinden anmerken?
— O, du sollst glücklich werden — unendlich glücklich — du
Süßer, Theurer!“ —

Die Nachtvögel riesen zum Fenster hinein. Ein Falter irrte
ums brennende Licht und versengte die grauen Flügel. Der
herbstliche Nachtgesang der Grillen tönte bis Mitternacht fort.
Am Himmel wandelte der stille Mond, und sein bleiches, irrendes
Licht küßte statt der rothen Rosenblüthen an der wilden Hecke
die keimende Frucht.

* * *

Seit jenem Begebnisse waren Tage verstrichen. Tage voll
zagender Unruhe für Gräfin Marie — Tage inneren, schweren
Leids für den jungen Grunow, der sich umsonst bemühte, die
Unruhe und Angst seines Herzens durch seine Arbeit zu zerstreuen,
denn ein kalter, endloser Regen strömte herab, und das einsame
Leben ward unerträglich. —

Sophie wie die Tante drängten unaufhörlich zur Abreise,
und allerdings mahnte das düstere melancholische Wetter an die
traulichen Zimmer der Hauptstadt. — Von Tag zu Tag zögerte
die junge Gräfin mit ihrem Entscheid. Von Tag zu Tag harrete
sie in stiller, banger Hoffnung. Umsonst! Umsonst! Der Regen
schien endlos zu währen — und Grunow? —

Seit jenem Abende hatte sie nichts von ihm gehört, ihn
nicht gesehen, und ihre Seele lebte in innerer Unruhe bei jedem
kleinen Geräusch, das sie vernahm, bei jedem Wort ihrer mahnen-
den Umgebung, deren Ungeduld sie entseßlich quälte. Sie war
wie verwandelt. Bläß und unsicher ging sie in ihrem düsteren
Zimmer umher; in fieberhafter Spannung harrete sie nun volle
vier Tage täglich, stündlich seines Anblicks. Wie war ein solches
Verhalten möglich nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen.
Eine quälende Angst bemächtigte sich ihrer. Gedanke auf Ge-
danke bebte siedend heiß durch ihr Gehirn — sie hätte sich bis
auf den letzten Blutstropfen zermartern mögen — wo blieb
er? —

„Aber, gnädige Gräfin“, begann eines düsteren, öden Nach-
mittags die Jose, „Sie werden blaß und krank in dieser herbst-
lichen Einöde. Wir sehnen uns Alle so in die Stadt zurück. Es
wäre gewiß an der Zeit — ich —“

„Ja, ja, wir gehen; wir kehren bald zurück!“ entgegnete
die Gräfin.

Die Jose lächelte ob dieser Antwort, als habe sie einen
ganz besonderen Grund, und schaute forschend zu ihrer Herrin
hinüber, deren bleiche Wangen seltsam zuckten, während ihr
Blick sich scheinbar ruhig nach dem Fenster wandte.

„Sie sind ernstlich krank, Frau Gräfin?“ fuhr Sophie fort.
„O nein“, entgegnete Marie. „Ich bin nicht krank. Der
öde Raum und das Wetter“ — sie sprach nicht weiter. Sie

hatte die großen Augen wieder zum halb geöffneten Fenster ge-
wendet, und ein fieberhaftes Flammen veränderte plötzlich
ihren Blick.

Im Burghof stand Grunow. Der Bursche aus Hirschfeld
stand auf der Schwelle der Küche, für die er neue Bedürfnisse
herbei geschafft hatte — da hörte sie Grunow's Stimme: „Sage
dem Postillon, daß er pünktlich ist. Ich denke — morgen, Mitt-
woch, früh zu reisen.“

Der Gräfin schwindelte — doch nur einen Moment, einen
kurzen Moment. Sie preßte die Lippen heftig zusammen,
schloß einen Augenblick die sich verdunkelnden Augen — dann
wandte sie sich zu Sophie. Das Mädchen stand in der Mitte
des Zimmers und ordnete an einem Kleide für sie.

„Wir können schon morgen reisen, mein Kind“, sagte sie fast
tonlos leise. „Ich werde mit meiner Tante sprechen.“

„Gott sei gelobt! O Frau Gräfin! Ich habe eine Sehnsucht
nach Hause — ich kann's gar nicht sagen!“

Die Gräfin nickte. Wieder zuckte es schmerzlich in ihrem
Antlitze. Sie schaute mit großen, ruhigen Augen die Jose an:
„Ich glaub dir's, Kind!“ hauchte sie dann und verließ das
Gemach.

Es war Abend geworden. Kalter Wind peitschte den strö-
menden Regen gegen die Fenster. Mit aller Macht schien ein
früher Herbst ins Land zu brechen, und der große Raub begann
auf der Erde. Es war eine dämonisch finstere und wilde Nacht,
die frühzeitig das Tageslicht verdunkelt hatte. Die aufgeregten
Elemente schienen, entfesselt wie ein wildwogendes Meer, förm-
lich zu rasen. — Gräfin Marie saß allein. Die Blässe auf ihren
Wangen verrieth den schmerzlichen Kampf ihrer Seele. Wenn
sie sich unbeobachtet fühlte, schien aller Stolz aus ihrer gewohn-
ten Haltung zu schwinden, alle Widerstandskraft aus ihrem We-
sen zu weichen. Sie richtete das starre Auge nach innen, und
nur mechanisch blieb es hier und da an den sie umgebenden Ge-
genständen haften. Sie horchte, wie abwesend mit ihren Sinnen,
auf den Regen, der noch immer hastig gegen die Fenster schlug,
dann und wann von einem brausenden Windstoß unterbrochen,
der dann den Takt der fallenden Tropfen beschleunigte. Dann
und wann seufzte die Aeolsharfe, die wirklich in Gang gekommen
war, dazwischen, wenn die stüchtigen Finger des Windes in ihre
Saiten griffen, und ein wehmüthiger Accord verhallte wie ein
schmerzliches Sehnen in der aufgeregten Natur. Eine Gule hatte
unter dem Vorbau ihres Fensters gegen die Mäße Schutz gesucht
und rief ihren melancholischen Gruß in den Wald. In dem
Mauerwerk seufzte und stöhnte es unheimlich bald hier, bald
dort — es war, als gäben sich unsichtbare Geister die Zeichen
zu einer gespenstischen Zusammenkunft.

Mehr als einmal fuhr die Gräfin bei diesen Tönen aus
ihrem dumpfen Brüten auf und schaute weitgeöffneten Auges
nach einer der Thüren. Denn es war ihr als würde sie sich im
nächsten Moment unter unsichtbaren Händen öffnen. Ein Glück,
daß Tante Minette schlief, fest schlief. In solcher Nacht hätte
man ihr das Grauen verzeihen müssen. Die Jose saß auf ihrem
Zimmer und schrieb, schrieb die frohe Nachricht ihrer baldigen
Rückkehr heim — und Gräfin Marie? —

Kein Wort, kein Laut entrang sich den zitternden Lippen.
Bleich wie eine geknickte Rose trat sie zum Fenster. Sie hatte
die Hände aufs laut klopfende Herz gepreßt. Die weißen Zähne
bissen auf die rothe Unterlippe, daß sie blutete. Sie suchte drau-
ßen in der dunklen Nacht irgend einen hellen Punkt, an den sie
die unruhige Seele anschmiegen könne zu neuem Halt und neuem
Muth — sie schaute so lange hinaus, als läge die schönste Som-
mernacht vor ihren Blicken und der silberne Mond tauche ihre
Seele in Frieden und Ruhe. —

„O daß er scheiden konnte!“

Da klopfte es leise. Sie fuhr bei dem Laut zusammen, als
müsse ein Geist auf ihr leises „Herein“ erscheinen. Die Thür
sprang auf. Er war es.

Es war trotz der bereits lange eingetretenen Dunkelheit

noch zeitig. Sie hatte sich davon keine Rechenschaft gegeben, denn die Rechnung der Stunden hört in solcher Stimmung in der Einsamkeit völlig auf.

„Darf ich eintreten?“ fragte er mit einem Blick, der ihr ganzes Wesen erbeben machte. „Ich sah Ihre Fenster erhellte, und da ich . . .“

Er sprach nicht weiter. Sie hatte stumm seine Hand gefaßt und geleitete ihn durch die andere Thüre in den nur matt erhellten Salon. Beide standen sich, nach Worten suchend, einige Secunden still gegenüber. Der Regen klopfte leise ans Fenster — die Aeolsharfe klang in weichen Accorden herein, bald wie eine zürnende Stimme, die Töne schnell und wild durcheinander werfend — bald leise verendend in weiter, nebliger Ferne.

„Der Sommer ist schlafen gegangen,“ sagte Marie, zuerst sich erinnernd, welche Rücksicht sie ihrem Gaste schuldig sei. „Ja,“ entgegnete er langsam, und seine Stimme hatte einen matten Klang: „Vorüber! Vorüber!“

Sie sah ihn von der Seite an. Sie sah, daß auch er schwer gelitten haben mußte. Seine Augen lagen tiefer — er schien ihr älter geworden — und wie klang dies „Vorüber! Vorüber!“

Doch warum „vorüber“? Warum so trostlos? Mitten in ihrem Schmerz barg die Gräfin ein leises Lächeln über die Hoffnungslosigkeit und Muthlosigkeit des leidenden Mannes. Sie schüttelte leicht das Haupt und blickte schweigend zur Erde.

Er sprach nicht von seinem Abschiede, auch sie sagte kein Wort — aber die drückende Schwüle eines fremden Schmerzes lag über Beiden.

Sophie hatte den Thee servirt und war wieder verschwunden.

Sie hatten reden wollen. Ein Jeder begann — aber sie wußten nichts — sie fanden nichts — und blieben abermals stumm.

In dem alten Nußbaum auf dem Burghof senkte und wüthete der Sturm, zürnend die Zweige unter einander schüttelnd, seines Raubes gewiß.

Grunow stürzt ein Glas rothen Burgunder hinab. Noch eines — und noch eines — die Gräfin erschrickt ob der Hast. Bitternd setzt auch sie das Glas an die Lippen. Sein Antlitz röthet sich vor innerer Erregung. Sein Auge sucht das ihre frei und rückhaltlos. Er erhebt sich. Er faßt ihre Hände — Was soll werden?! —

Jetzt sieht er am Flügel. Ton auf Ton rollt herab. Seine Hände gleiten fiebernd über die Tasten. Bald rauscht ein jubelnder Chor heran, und die stürmischen Pulse der Leidenschaft schlagen gleich Feuerflammen empor. Die junge Gräfin ist aufgestanden. — Dort lehnt sie hinter seinem Stuhl. Mehr und mehr neigt er willenlos das Haupt nach ihr hinüber. Jetzt berührt sein Haar ihren Busen — eine weiche, sanfte Melodie gleitet sehnsuchtsvoll wie vom Himmel nieder; dann geht er leise zu dem Liede über:

„Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann —“

Was sagen ihr in diesem Augenblick seine Töne? — Ihre Seele ist übervoll — und sie neigt sich herab und berührt ihn rasch mit den Lippen.

Die Töne werden matter und matter, erlahmt sinken seine Hände herab — und betäubt schließt er einen Moment die Augen. Erschrocken ist Marie zurück getreten. Dunkle Röthe färbt ihre Wangen. Tiefathmend sinkt sie in den Sessel.

Da springt er auf. Wie ein geller Schrei der Verzweiflung klingt sein „Leben Sie wohl!“ Er hat das Schloß der Thür gefaßt —

„Grunow!“

Welche Welt in diesem schmerzlich weichen Tone! Nicht mehr seiner mächtig liegt er zu ihren Füßen. — Kein flüsternder Laut — keine leise Bewegung — es ist, als wären die Beiden an ihrem Ruße gestorben. —

Im goldenen Buchenbaum an der Landstraße rauscht es düster. Blatt auf Blatt flattert senkend herab, und die Rosen sind lange schon verblühet! —

* * *

Das war ein herbstlich trüber October-Morgen. Dichter, undurchdringlicher Nebel rieselte wispernd durch die dürr gewordenen Blätter. Die Erde schien hinabgesunken ins trostlos düstere Todtenreich; der weite Luftraum war ein einziges erstickendes, einengendes Grab.

„Vorüber! — vorüber!“ Es war, als wenn das schmerzliche Wort auf allen Schwingen der Lüfte durch die Dede jammernte. Auf jedem kleinen Grashalm stand es, auf jedem erstorbenen Blumenfeld. — Der Wald hielt noch mühsam sein buntes Blätterwerk an den ermüdeten Zweigen — ein Weilchen noch — ein kurzes Weilchen — dann kommt der letzte Sturm und tanzt mit ihm den Todtentanz: auf ewig „vorüber!“ — Auf Nimmerwiederschen? —

Der Morgen war es, wo Grunow reisen wollte. Es rieselte noch im nebligen, todten Frühlicht von den Bäumen. Was gestern als bange Ahnung über der Schöpfung gezittert hatte — heut war's erfüllt.

Kein Jubel, keine Freude lag auf den blassen Wangen der jungen Gräfin. Kein Glück verklärte den trüben, schmerzlichen Blick. Sie streifte im Vorbeigehen mit den feinen Fingern das Laub von einem Zweige. Wie kalt, wie todt! —

Das schwarze Seidenkleid rauschte über den wellen Rasen — hier und da flatterte ein müdes Blatt raschelnd hernieder — die Blumen lagen leblos am feuchten Boden; — ein feder Riibig aber rief in die kalte Frühluft hinaus.

Sie fröstelte. Aber sie mußte vorwärts. Sie mußte! Es drängte sie, als habe sie eine Mission zu erfüllen. — Seltamer Einklang der Natur mit der verödeten Menschenseele! Sie mußte ja auch einen Herbst betrauern — aber einen anderen — einen Herbst, der nie wieder schwindet — dem kein Frühling neues Blühen verheißt!

Sie war den ganzen Berg hinab geschritten und stand unten an der einsamen Landstraße. Der undurchdringliche Nebel verhüllte den goldenen Buchenbaum, als sei er verschwunden — nur in der Nähe glänzten die nassen, rothleuchtenden Früchte am wilden Rosenhag, und es tropfte wie Thränen von ihnen herab im Nebelgeriesel. — Auch die alte Buche trug seltsamen Thränen schmutz in ihrem salben Blättergewebe, und dann und wann tropfte es auf die graue Steinbank. An dem Moße hing ein Spinnenweb; auch in seinen feinen Fäden hingen Tröpfchen, wie kleine Perlen hineingewebt. — Das alte Grab mit dem schwarzen Holzkreuz war in welkem Blättergewirr, wie es schien, noch einmal begraben. —

Der Gräfin blaßes Antlitz erhob sich; die schwermüthigen, müden Augen funkelten auf — im lichten Nebel dunkelte es — es war, als nahe eine Gestalt: — da stand er — er! —

Sie faßte mit ihrer Linken wie hilflos in den weichen Nebel hinaus — dann sank sie stumm auf die Bank. — Ein Vogel flog auf — ein Schuß fiel dumpf in der Ferne, der verendende Schrei eines Wildes hallte jammernd herüber — dann war es qualvoll still.

„Müß ich Sie hier finden?“ sagte er tonlos — die schmerz erfüllten Augen zur Seite gewendet.

Sie entgegnete nichts. Bläß und zitternd rüstete sich Jeder, in sich selbst verloren, auf seine schwerste Stunde. Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart schien in einem Augenblick hinab gesunken in das Reich endlosen Nebels — das Reich des Todes.

Die Rosen der Wangen nahm der Herbst für immer dahin — eine andere Blüthe blühte auf den stillen Jügen auf — eine Blüthe, hell leuchtend durch die Todesnacht. — Sie sah ihn an. Wie litt der Arme — und durch sie!

Der stille Heldennuth des Weibes erwachte plötzlich, Alles übersehend, in ihrer Seele und zeigte ihr deutlich und klar das Entschlichste — aber auch zugleich mit ruhiger Gewalt den Weg, den sie wandeln müsse, und wenn noch so erdrückender Nebel ihn ihr verhüllte.

O deshalb, deshalb also! —

Sie beugte sich sanft zu dem vor ihr Knieenden herab — Brust an Brust und Wange an Wange, hauchte sie langsam:

„D sage mir kein Wort! Ich weiß Alles — Alles! Leb wohl!“

Er brach zusammen. Ein wildes Schluchzen entrang sich krampfhaft seiner Brust.

„Marie!“

„Denk an — dein Weib!“ entgegnete sie leise sanft — und wandte sich zum Gehen. —

„Marie!“ — Noch einmal hefte dieser Name wie dumpfes Grabesläuten von seinen Lippen — dann preßte er die heiße Stirn auf den kalten Stein und kämpfte um Fassung. —

Der Nebel rieselte wispernd in dem welken Buchenlaub — von der Rosenhecke fiel dann und wann eine thränende Frucht herab und knisterte verendend durch das dornige Gezweige. —

Als er endlich aufschaute — da war er allein — allein in dem Nebelmeer. —

Zwei Stunden später saß die Gräfin am Fenster. Wie bei Brunow's Ankunft blickte sie ins Thal hinab. Feucht-kühler Windhauch flüsterte weiter in den herbstlich dürrern Blättern. Die dunklen Augen der einsamen Frau schauten in unheimlicher Ruhe über den kalten Tod der Natur hinweg, unverwandt in die Gegend hinaus, wo die Landstraße sich hinzog. Sie harrete lange — lange — die Seele voll herzerreißendem Wehe. Aber jetzt galt es noch Fassung. Jetzt galt es noch Ruhe. —

Der Nebel ward, wie auf das Geheiß geheimer neidischer Mächte, statt sich zu lichten, dichter und dichter — sie strengte vergebens ihre Augen an. — Da — mit einem Male war es — als vernähme sie ein fernes dumpfes Rollen, wie das Geräusch von eilenden Rädern — und gleich darauf wehten leise, abgeriffene Posthornklänge durch den wispernden Nebel an ihr lauschendes Ohr:

„Ach, wie ist's möglich dann,
Dass ich dich lassen kann —“

immer ferner — immer leiser und leiser — jetzt war 's dahin.

Thräne auf Thräne rann von den schmerzvollen Augen — Thräne auf Thräne ohne Ende und Ziel. Die Aeolsharfe warf manchmal einen leisen Accord zwischen das einsame Schluchzen — dann war es ihr, als spräche er — er — und wolle sie noch aus der Ferne trösten. —

Wenige Tage noch — und der alte Burgwart war wieder allein auf der verödeten Burg. Das einsame Leben des Winters kam und nahm ihn in sein stilles Reich, als sei auch er mit der Natur vergraben unter dem Schnee und seine Seele mit den befeisten Fenstern eingefroren — vielleicht für immer. —

* * *

Sie hatten von den verzauberten Rosen unterm goldenen Buchenbaum an der sonnigen Landstraße zwei Blüthen gepflückt, die keine Schönauer Maid auch nur leise berührt.

Friedrich der Große und Zietzen.

von

Wilhelm Camphausen.



Es war im Feldzug von 1761 des siebenjährigen Krieges, als Friedrichs Lage seinen weit überlegenen Feinden gegenüber eine höchst kritische geworden und er genöthigt war, sich auf ein Vertheidigungssystem des Abwartens zu beschränken. Seiner kleinen Armee von 55000 Mann standen die Oesterreicher unter Loudon mit 75000 und die Russen unter Feldmarschall Bitturlin mit 60000 gegenüber, und so bezog er vor Schweidnitz bei Bunzelwitz ein verschanztes Lager, welches in kurzer Zeit durch die rastlose Thätigkeit seiner Truppen zu einer förmlichen Festung umgeschaffen war. Freilich wurden die meist nicht hinreichenden Kanonen durch trügerische Baumstämme, welche man in die Schießscharten gelegt hatte, vervollständigt.

Während in weitem Bogen der Feind einstreifen in respectvoller Ruhe das Lager umstand, mußte der König indessen doch stündlich seines Angriffs gewärtig sein, und so versäumte er denn nicht, während die Seinen Tag und Nacht an der Schanzarbeit und unterm Gewehr standen, in unausgesetzter Wachsamkeit den Gegner zu beobachten und unermüdet die Anstrengungen und Strapazen der Soldaten zu theilen.

Aber wohl einsehend, daß er auf die Dauer dem übermächtigen Feinde nicht gewachsen sein werde, war sein Sinn von den schwersten Ahnungen und Sorgen bedrückt, und er suchte

dann wohl Trost und Hoffnung auf einen Umschwung des Kriegsglückes bei seinen Vertrauten, unter denen der alte Zietzen mit seinem ungebeugten Muth und Gottvertrauen seinem Herzen am nächsten stand.

So sehen wir ihn denn, wie er dies häufig that, in einer kalten Herbstnacht am Wachtfeuer der Gemeinen sitzen, das sorgenschwere Haupt gesenkt, und, ins Feuer starrend, mit dem Krüdstock die verglimmenden Kohlen zertheilen. Zietzen mochte wohl eben in dem Bestreben, den Muth seines königlichen Herrn aufzurichten, etwas allzu berecht gewesen sein, als ihn dieser halb spottend fragte: „Hat Er sich denn einen neuen Allirten angeschafft?“ „Nein, Euer Majestät“, erwiderte Zietzen, „nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht.“ „Ach, der thut keine Wunder mehr“, entgegnete Friedrich, worauf Zietzen: „Deren brauch't's auch nicht, er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht zu Schanden werden.“

Als bald nachher die feindlichen Heerführer theils aus Mangel an Lebensmitteln, theils aus eigener Unentschlossenheit und Uneinigheit in der That den Angriff auf das entschlossene Häuflein der Preußen aufgegeben hatten und abgezogen waren, und Friedrich mit seinem kleinen Heere, jubelnd über die fast wunderbare Erlösung aus anscheinend hoffnungsloser Stellung, aufbrechen konnte, erinnerte er sich seines eben erzählten Gesprächs und sagte, dem treubewährten Freunde die Hand drückend: „Da Zietzen, Sein Allirter hat doch Wort gehalten.“



gez. v W. Camphausen.

A. Lüttmann lith.

Friedrich der Große und Zerkow.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Inhaltsverzeichnis.

I.

Artifischer Theil.

- | | |
|--|---|
| Scheuren, C., Professor in Düsseldorf: Titelbild. (Farbendruck.) | Goeh, Herm., in Karlsruhe: Illustration zu dem Gedicht: Wildschützenlaune von Ludwig Auerbach. (Holzschnitt.) |
| Nemy, Marie, in Berlin: „Im wunderschönen Monat Mai.“ (Farbendruck.) | Blandharts, Moritz, in Düsseldorf: Illustration zu seinem Gedicht: Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen. (Holzschnitt.) |
| Achenbach, Andreas, Professor in Düsseldorf: Norwegischer Wasserfall. | Krelling, A. von, Dr. in Nürnberg: Die „heilige Behme“. Mit Gedicht von Katharina Diez. |
| Ferichan-Baumann, Elisabeth, in Kopenhagen: Christliche Märtyrinnen in den Katakomben Roms. (Farbendruck.) | Hiermann, C., in Weimar: Fechten mit Hindernissen. Mit Gedicht von Franz W. Freiherr von Ditsfurth. |
| Tehner, C., in Weimar: Beim Tröddler. | Schmith, Ad., Professor in Düsseldorf: Die Wallüre. (Farbendruck.) |
| Strand, F., in Düsseldorf: Der Pilger von St. Just. | Illustration zu dem Gedicht: Hartmut von Hermann Höltz. |
| Cramer, A. von, in Düsseldorf: Albaneserin. (Farbendruck.) | Wagner, C., in Düsseldorf: Mama kommt. Mit Gedicht von Julie Ludwig. |
| Shade, W., in Düsseldorf: In dunkeln Träumen. | Jungheim, C., in Düsseldorf: Illustration zu dem Gedicht: Die Perle im Bodensee von Gustav von Meyern. (Holzschnitt.) |
| Saur, Alb., Professor in Weimar: Scene aus E. T. A. Hoffmann's „Märchen von der harten Nuß“. | Wille, A. von, in Bonn: Illustration zu dem Gedicht: Schloß Stolzenfels von W. Taugermann. (Holzschnitt.) |
| Achenbach, Oswald, Professor in Düsseldorf: Der Konstantinsbogen bei Mondschein. (Farbendruck.) | Alte, G., in Wien: Zwei Illustrationen zu dem Gedicht: Orpheus' Nachfolger von A. Silberstein. (Zinkographie.) |
| Treuensfels, M., in Weimar: Vor dem Posthause. | Kleinmichel, F. Th., in Düsseldorf: Dissonanzen. (Farbendruck.) |
| Wilberg, M., in Berlin: Papachen's Musikstunde. | Mit Text von Elise Felto. |
| Hübner, Julius, in Düsseldorf: Weinlese. (Farbendruck.) | Camphausen, W., Professor in Düsseldorf: Friedrich der Große und Bieten. Mit Text von demselben. |
| Friedrich, W., in Weimar: Scene aus Shakespeare's „Was ihr wollt.“ | |
| Scheuren, C., Professor in Düsseldorf: Gedenkblatt an Ferdinand Freiligrath. (Farbendruck.) | |

II.

Literarischer Theil.

1. Dichtungen in Versen.

	Seite		Seite
Dum Andenken Ferdinand Freiligrath's von Hermann Grieben	1	Blätthgen, Victor, in Marburg i. Hessen: O scheide nicht mit heitrem Wort —	10
Aar, Alexis, in Dresden: Venus von Melos	3	Frag' mich nicht um mein Geheimniß	11
Auerbach, Ludwig, in Pforzheim: Wildschützenlaune	6	Bodenstedt, Friedrich, in Hannover: Poetische Kleinigkeiten	11
Barthel, G. Emil, in Halle a. S.: Am Sterbebett	7	Bowitzsch, Ludwig, in Wien: Der Trompeter	11
Das Gebiet der Seele	7	Buchwald, Otto, in Fürstenthal: Im Walde	11
Barthel, Karl, in Heidelberg: Mein Hort	7	Bund, Ludwig, in Düsseldorf: Graf Finkenstein	12
Bauer, Ludwig, in Augsburg: Du weinst um goldner Tage Flucht	8	Constant, W., in Berchtesgaden: Aus vergifteten Blättern	13
Bauernfeld, Eduard, in Wien: Von Alexander dem Großen	8	Dahn, Felix, in Königsberg i. Pr.: Wieder im Vaterhause	13
Beilhack, Max, in Aschaffenburg: Scipio Africanus	9	An die Geliebte	13
Berke, Philipp, in Frankfurt a. M.: Evoo	9	Dahn, Therese, in Königsberg i. Pr.: Rothbleichens Lieder	13
Blandharts, Moritz, in Düsseldorf: Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen	10	Diez, Katharina, in Düsseldorf: Die „heilige Behme“	14

	Seite		Seite
Ditfurth, Franz W. Freiherr von, in Nürnberg: Kalanus	15	Osterwald, Wilhelm, in Mühlhausen in Thüringen: Sechs	40
Fechten mit Hindernissen	16	Frauenbilder aus Shakespeare's Dramen	40
Dräcker-Manfred in Darmstadt: Der Siebziger	16	Renaud, Ch., in Nappoltsweiler (Ober-Elsass): Ein „Dörperlief“	41
Scheimes	16	Bittershaus, Emil, in Barmen: Unter dem Eichbaume	41
Dyherrn, Georg Freiherr von, in Herzogswaldau: Weihnacht		Roeder, Friedrich, in Elberfeld: Roggentrude	42
auf dem Friedhofe	16	Roquette, Otto, in Darmstadt: Das Efeldlehen	43
Ebert, Karl Egon Ritter von, in Prag: Gefinnung	17	Schack, Adolf Friedrich von, in München: Der Grieche im Norden	43
Eckstein, Ernst, in Leipzig: Irma	17	Schaffrath, Max, in Hebburg: Dein!	44
Am Duadalquivir	17	Schanz, Pauline, in Dresden: Erlösung	44
Fischer, I. G., in Stuttgart: Neujahrsnacht	17	Scherenberg, Ernst, in Elberfeld: Späte Heimkehr	44
Obn' Ende	18	Mädchenlied	45
Schöpfungsgesänge	18	Schlierbach, Max, in München: An die Jugend	45
Beim Scheiden	18	Schöpfung	45
Foglar, Ludwig, in Wien: Eine Morgemwanderung im Pinzgau	18	Schneider, Lina, in Köln: Ich klage nicht	45
Förster, Ernst, in München: Raphaels Traum	18	Frühlingswunsch	45
Frankl, Ludw. Aug., in Wien: Tanzsaal	19	Schönhardt, Carl, in Stuttgart: Der Chasseur	46
Eine Bestattung	20	Schraffenholz, Josef, in Bonn: Gefunden	46
Geibel, Emanuel, in Lübeck: Nächtllicher Ueberfall	20	Schultes, Carl, in Wiesbaden: Einem jungen Freunde auf den	
George-Kaufmann, Amara, in Wertheim: Verlorene Träume	20	Lebensweg	46
Gerok, Karl, in Stuttgart: Waldmärchen	20	Seidel, Heinrich, in Berlin: Sommerabend	47
Grosse, Julius, in Dresden: Märchen und Wahrheit	21	Silberstein, August, in Wien: Orpheus' Nachfolger	47
Grotz, Klaus, in Kiel: Der Miso	21	Sinrook, Karl, gest. in Bonn am 18. Juli 1876: Das beste Theil	
Grün, Anastasius, in Graz: Im Herzogschlosse	23	Elbenborn bei Honnef	48
Unheimliche Gäste	24	Spielhagen, Friedrich, in Berlin: Ein Tropfen Blut	49
Haken Schmidt, Karl, in Jägerthal bei Niederbrunn im Elsass:		Poetenliebe	49
Das Förstermädchen in Schmed	24	Stelzer, Karl, in Elberfeld: Herbstsonne	49
Hamerling, Robert, in Graz: Das Nordpolgrab	25	Stöber, Adolf, in Mühlhausen im Elsass: Die Schlacht bei Türkheim	49
Suchte lange dich im Walde	25	Sturm, Julius, in Köstritz: Heimat	50
Die Kindlein wissen's	26	Sommerabend	50
Hanshofer, Max, in München: Im Gemach der Todten	26	Tangermann, W. (Victor Granella) in Köln: Burg Stolzenfels	51
Hoefler, Ferdinand, in Seehausen in der Altmark: Frage	26	Thaler, Karl von, in Wien: Heinrichs des Löwen Sterbelager	52
Hofmann, Friedrich, in Leipzig: Die Königsglocke und der Taucher		Traeger, Albert, in Nordhausen: Etoile	52
Holtel, Karl von, in Breslau: Späte Reue	27	Vinke, Gisbert Freiherr, in Freiburg im Breisgau: Das	
Hölty, Hermann, in Hannover: Hartmut	28	Schwertlied Thorstein Raudis	53
Jensen, Wilhelm, in Freiburg im Breisgau: Aus früher Zeit	30	Waldmüller, Robert, (Eduard Duboc) in Dresden: Der alte Flügel	
Kaden, Woldemar, in Neapel: Auf Pompeji's Gräberstraße	30	Sprüche	55
Kalbeck, Max, in Breslau: Einer Frau	31	Weck, Gustav, in Rawitsch: Aus der Ferne	56
Klethe, Hermann, in Berlin: Nachts	31	Wehl, Feodor, in Stuttgart: Wesand, der Schmied	56
Dinab	32	Weiß, F. G. Adolf, in Graz: Herbstlied	57
Landmann, Marie, in Neutomischel: Brot und Wein	32	Winkler, Theodor, in Frankfurt a. M.: Liebesnoth	57
St. Goar	32	Bekennniß	57
Lingg, Hermann, in München: Der Schwan	32	Wolff, Julius, in Berlin: Gastmahl	57
Der Magier	32	Woermann, Karl, in Düsseldorf: Deinocrates	58
Lorm, Hieronymus, in Dresden: Liebesgedichte	33	Welfe, Heinrich, in Friedrichsruh (Lauenburg): Entfagung	59
Ludwig, Julie, in Düsseldorf: Die Mutter geht — die Mutter		Wiel, Ernst, in Leipzig: Ein Glaubensbekenntniß	59
kommt!	33	Agave. Dramatisches Gedicht von S. G. Mosenthal	61
Mare, Friedrich, in Graz: Das Jugendland	34		
Meißner, Alfred, in Regenz am Bodensee: Höllenfahrt	34		
Meyern, Gustav von, in Constanz: Die Perle im Bodensee	35		
Milow, Stephan, in Ehrenhausen: Was ich ersehne	36		
Moeser, Albert, in Dresden: Einer Bühnenkünstlerin	36		
Neuhans, Reinhard, in Cleve: Gemüth	38		
Neumann, Herm., gest. in Weisse am 8. Nov. 1875: Eise mit Weite			
Wer dankt?	38		
Norwalt, Wilhelm, in Berlin: Lieder	39		
Oser, Friedrich, in Basel: Die drei Schwestern	39		

2. Dichtungen in Prosa.

Polko, Elise: Nachbarstinder. (Skizze)	65
Habicht, Ludwig: Lachendes Leben. (Novelle)	67
Vely, C.: Sommerfrische. (Novelle)	77
Winkler-Palleske, Emmy: Wilde Rosen. (Novelle)	96
Camphausen, Wilhelm, in Düsseldorf: Friedrich der Große und	
Zietzen	110

